Aus dem Leben Theodor von Bernhardis: T. Die ersten ...

Theodor von Bernhardi

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Leben

Theodor von Bernhardis.

Vierter Theil:

Die ersten Regierungsjahre König Wilhelms I.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1893.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die ersten Regierungsjahre

König Wilhelms I.

Tagebuchblätter

aus den Jahren 1860—1863.

Von

Theodor von Bernhardi.

Mit einem Bildnis Bernhardis.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Der vorliegende vierte Band des Bernhardi'schen Memoirenwerkes hat einen der unglücklichsten Abschnitte neuerer deutscher Geschichte, die letzten Tage der Regentschaft und die ersten Zeiten der Regierung des Fürsten zum Gegenstande, der Deutschland und Preußen auf einen nicht dagewesenen Höhepunkt der Entwickelung führen sollte. Mit den Nachwirkungen der Reactionsperiode trafen damals die Vorläufer einer großen europäischen Krisis zusammen, welche Deutschland unfertig und zerrissen — den zur Theilnahme an der preußischen Regierung berufenen Liberalismus in einem Zustande doctrinärer Unreife vorfand, der von demjenigen der Revolutionszeit wenig verschieden war. Während Italien seine nationalen Kräfte mit unerwarteter Präcision und Raschheit sammelte, das ausschließlich mit sich selbst und der Aufhebung der Leibeigenschaft beschäftigte Rußland einem neuen Abschnitte seiner Geschichte entgegenging und Frankreich nach Entschädigungen für die ihm in Italien bereiteten Enttäuschungen ausschaute, verzehrten die Kräfte Deutschlands sich in dem kleinen Kriege des Bundestagselends und der großen Thorheit des Liberalismus, der den einzigen rettenden Ausweg, die Wehrhaftmachung Preußens zu versperren drohte. Jahrzehnte lang in die engen Schranken gesperrt, die Kleinstaaterei und reactionäre Seelenangst ihm angewiesen hatten, vergeudete das deutsche Volk Zeit und Kräfte in der Theilnahme an kleinlichen Händeln, die sich unbefangenen Augen als bedeutungslos gewordene Hinterlassenschaften einer absterbenden Zeit

170216

Digitized by Google

darstellten, der Masse der Nation aber nichtsdesto weniger den Ausblick in die Zukunft benahmen. Zwischenfälle, auf welche die Theilnehmer selbst sich nach Jahresfrist nicht mehr besannen, — Streitigkeiten zwischen Mächten, die keine mehr waren, — Personalveränderungen, bei denen eine Nullität an die Stelle der andern trat, — polizeiliche und administrative Mißgriffe, die unter normalen Verhältnissen mit ein paar Zeitungsartikeln abgethan worden wären, — diese und verwandte Dinge stellten sich Jahre hindurch in den Mittelpunkt einer Nation, die des richtigen Gebrauchs ihrer Kräfte für immer entwöhnt worden zu sein schien.

Dieselbe Unsicherheit und Unklarheit, die der Mehrzahl der Gebildeten dieser Uebergangs-Periode anhaftete, trieb in den maßgebenden Kreisen ihr Spiel. Unbekümmert um die drohenden Zeichen der Zeit, glaubten die zur Rechten und zur Linken des Ministeriums der „neuen Aera" marschirenden Parteien das Wohl des Ganzen zu fördern, wo sie in Wahrheit nur das Ihre suchten, d. h. ihre nächsten, greifbaren und dazu übel verstandenen Interessen verfolgten. Die Regierung forderte ein Vertrauen, das sie weder in auswärtigen noch in inneren Fragen zu rechtfertigen vermochte, die liberale Opposition just da einen Antheil an der Macht, wo sie ihr Unvermögen zu richtigem Gebrauch derselben täglich neu bescheinigte. Der darüber entbrannte Streit aber rief ein Mißtrauen Aller gegen Alle hervor, das sich schließlich auch derjenigen bemächtigte, die weiter zu sehen und die Interessengemeinschaft zu erkennen vermochten, welche Preußen mit dem nationaldenkenden Theile der Nation verband. Für die Bedeutung des unter dem Eindruck der italienischen Umwälzung gebildeten Nationalvereins fehlte in dem Berlin der Jahre 1860 und 1861 die richtige Beurtheilung nahezu ebenso vollständig, wie innerhalb dieses Vereins das Verständniß für die Tragweite der in Preußen vorbereiteten Militär-Reorganisation. Und wie in den inneren, so ging es in den auswärtigen Dingen zu. Zur Abwehr directer französischer Einmischungsgelüste reichten Patriotismus und Einsicht der

Digitized by Google

deutschen Staatenlenker allenfalls aus — schien die unmittelbare Gefahr beschworen zu sein, so gewannen alsbald particularistische Selbstsucht und Beschränktheit eine Oberhand, die gemeinsames Handeln ausschloß und die Thatkraft derjenigen lähmte, die zu selbständigem Vorgehen allenfalls fähig gewesen wären.

An Schilderungen dieser Periode kläglicher Thatenlosigkeit und thatenloser Kläglichkeit hat es in unserer historischen Literatur nicht gefehlt, deutlicher wie in den vorliegenden Aufzeichnungen das Bild der deutschen Jahre 1860—1862 sich aber nirgend gespiegelt. Der Tagebuch-Charakter des Bernhardi'schen Buches sorgt dafür, daß der einzelne Tag zu seinem Recht und zu seiner eigenthümlichen Beleuchtung gelangt indessen das klare, sichere Auffassungsvermögen des Tagebuchschreibers dem einzelnen Vorgange die ihm gebührende Stelle anweist und dafür Sorge trägt, daß der Leser über die wahre Lage der Dinge orientirt bleibt. Seiner Zeit gehörte Bernhardi genugsam an, um ihre Leiden, Freuden, Irrthümer und Täuschungen mit erleben und mit fühlen zu können — außerhalb des Pfahle des Parteiphilisteriums stehend, erhebt er sich aber immer wieder zu einer auf das Wesen und auf die realen Bedingungen deutscher Nationalentwickelung gerichteten Anschauung. Dabei ist er in der glücklichen Lage beinahe regelmäßig an die letzten Quellen gehen und bei den Betheiligten selbst Aufschluß über die Ereignisse holen zu können. Eingehende Unterredungen mit Moltke, Roon, Auerswald, Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha u. s. w. kehren in dem vorliegenden Bande ebenso häufig wieder, wie Begegnungen mit dem König, der Königin und dem Kronprinzen. Ueber Vorgänge des Auslandes pflegt der Verfasser sich mit Hülfe seiner russischen und englischen Verbindungen stets auf dem kürzesten und sichersten Wege zu unterrichten, sein Urtheil durch den Gedankenaustausch mit Gesinnungsgenossen wie Max Duncker und Droysen zu klären und zu befestigen.

Schon wegen der Fülle des in diesen Aufzeichnungen verarbeiteten zeitgeschichtlichen Materials hat auf die Wiedergabe derjenigen

Digitized by Google

Blätter des Tagebuches verzichtet werden müssen, welche über die gleichzeitigen wissenschaftlichen Studien des Verfassers Bericht erstatten. Mit den einzelnen Ausnahmen, die zu Gunsten von Ausführungen gemacht worden sind, welche Bernhardi's Lectüre der geschichtsphilosophischen Schriften Herders, Montesquieu's, Voltaire's, Bolingbroke's und Hallams begleiteten — mit diesen Ausnahmen werden mindestens diejenigen Leser einverstanden sein, die des Tagebuchschreibers Meinung theilen, daß die geschichtliche Auffassung zeitgenössischer Erscheinungen bedingt ist durch Eindringen in das Wesen vergangener Dinge.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort V

Ende der Regentschaft und Thronbesteigung Wilhelms I. 1

Die Sommer-Monate 1860 in Kunnersdorf 3

Besuch bei Herzog Ernst von Coburg-Gotha 12

Rückreise nach Schlesien 39

Geschichtsphilosophische Studien 46

Politische Aufzeichnungen aus dem Herbst 1860 64

Tod Friedrich Wilhelms IV. Die politische Lage im Januar 1861 . . 72

Winter-Aufenthalt in Kunnersdorf 93

Politische Schwankungen bis zum Schluß der Kammern im Juni 1861 98

Der Tod Cavours und die Erbhuldigungsfrage in Preußen 136

Sommer und Herbst 1861 in Kunnersdorf 143

Ueber Leipzig, Gotha und Frankfurt nach Berlin 150

Politische Lage beim Schluß des Jahres 1861. 158

Die Anfänge der Conflicts-Zeit 177

Eröffnung der Kammern im Winter 1862. 179

Die Entwickelung der inneren Verhältnisse bis zum Beginn des Conflicts 184

Die Auflösung der Kammern und der Sturz des Ministeriums Auerswald 238

Das Ministerium v. d. Heydt 251

Die kurhessische Angelegenheit 275

Die Eröffnung der Kammern im Frühjahr 1862 und der Fortgang der kurhessischen Sache 287

Zustände in Rußland. Großfürst Constantin Vicekönig von Polen . 294

Die Lage in den ersten Junitagen 1862 302

Rückkehr nach Kunnersdorf 309

Stillleben in Kunnersdorf. Ausgang des Ministeriums v. d. Heydt . 322

Die Lage der Dinge beim Jahreswechsel 1862—63 329

Digitized by Google

Ende der Regentschaft und Thronbesteigung Wilhelms I.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Sommer-Monate 1860 in Kunnersdorf.

Das Frühjahr des Jahres 1860 hatte Bernhardi in Berlin verbracht, und dort dem ersten Kampf um die Militär-Reform beigewohnt — eifrig bestrebt aufklärend, fördernd und versöhnend im Sinne der Regierungsvorlage zu wirken und die liberale Partei, welcher er angehörte, vor den argen Mißgriffen zu bewahren, die sie beging und zu ihrem eigenen Schaden weiter zu begehen geneigt schien.

Auch über die äußere Politik Preußens war er durch Bekannte und Freunde orientirt worden. Frankreich und Rußland hatten sich zu gemeinsamen Bestrebungen genähert, und waren zu weiterer aggressiver Politik geneigt, um zunächst im Orient ihre Hebel anzusetzen. England und Preußen konnten demgegenüber unter dem Einfluß schwankender Minister zu keinem energischen gemeinsamen Auftreten gelangen. — In Italien war die Lage eine gespannte und drohende, und ließ in ihrem Verlauf unberechenbare Verwickelungen voraussehen.

So hatten die Dinge Ende Mai gelegen, als Bernhardi die Hauptstadt verlassen hatte, um sich in gewohnter Weise in seine schlesische Landeinsamkeit zurückzuziehen und dort seine Studien wieder aufzunehmen. Für seine weitere politische Orientirung war er damit auf die Zeitungen und die schriftlichen Berichte seiner Berliner Freunde angewiesen. Dementsprechend enthalten die Tagebuch-Aufzeichnungen verhältnißmäßig wenige Mittheilungen politischen Charakters. Dagegen finden sich zahlreiche Bemerkungen über die Lektüre, die während des Sommers betrieben wurde, und neben der fortlaufenden Beschäftigung an seinem großen historischen Werk wurde auch die litterarische Mitarbeit an den politischen Tagesfragen nicht ganz aufgegeben.

10. Juni. Die orientalische Angelegenheit ist nun für's erste wieder beigelegt, oder vielmehr vertagt. Napoleon III. weicht — weil

Digitized by Google

er sich der Möglichkeit einer preußisch-englischen Coalition gegenüber sieht und Rußland muß natürlich mit weichen.

17. Juni. Aus den Zeitungen ersehe ich, daß im Kriegs-Ministerium große Veränderungen vorgegangen sind: Voigts-Rhetz ist nach Luxemburg versetzt, Hartmann nach Breslau. Das beunruhigt mich sehr. Sie waren in letzter Zeit mit Roon und besonders mit General Manteuffel entzweit, dessen Spiel sie durchschaut hatten. Der hat also den vollständigsten Sieg über sie davon getragen. Das verspricht nichts Gutes.

24. Juni. Garibaldi.*) Mir scheint Scipio Africanus muß ihm in gewissem Sinne als Muster vorschweben. Richtet er seine Anstrengungen zunächst darauf, Messina zu erobern, dessen Citadelle kaum ohne eine regelmäßige Belagerung zu nehmen ist, so läßt er der königlichen Regierung Zeit sich auf dem Festlande neu zu befestigen, ihre Armee wieder herzustellen und, wenn sie sich gehörig vorbereitet hat, zum Entsatz von Messina zu schreiten. Gelänge es Garibaldi dagegen den Krieg auf das Festland zu versetzen und dort Erfolge zu erkämpfen — den bourbonischen Thron zu stürzen, dann gäbe sich Messina ganz von selbst. Hat er dort irgend Verbindungen und Aussicht auf Erfolg, so muß er demnach den Krieg sobald als möglich nach dem Festlande versetzen.

25. Juni. Fleißig. Den Aufsatz für den Prinz-Regenten über die Militär-Vorlagen beendigt.

Pinelli, Beschreibung der Schlacht von Novara gelesen. Es wird sehr klar, daß die sardinischen Truppen den österreichischen während dieses zweiten Feldzugs noch weniger gleich kamen als während des ersten. Die ganze Spannkraft der sardinischen Armee ist verbraucht worden, um d'Aspre's Angriff abzuschlagen. Pinelli ist jedenfalls ein Buch, das die Feldzüge von 48/49 mit mehr Freimuth behandelt als die österreichischen Berichte von diesem Kriege.

Seltsam ist Eines: Die Kriege des Jahres 1848 stehen uns in der Zeit noch sehr nahe; in Beziehung auf die Grundbedingungen aller Taktik aber, auf die Bewaffnung, stehen sie dem siebenjährigen Kriege näher als der Gegenwart.

*) Die Nachricht von Garibaldi's Unternehmen gegen Sicilien war mittlerweile eingetroffen.

Digitized by Google

26. Juni. Ein merkwürdiger Brief von Usedom, der mir lange nicht geschrieben hatte, weil er unwohl war — und mehr noch, wie es scheint, an geistiger Verstimmung, als körperlich gelitten hat. — Er sieht sehr schwarz — hat mit dem Regenten die Reise nach Trier und Baden gemacht — hält die Stellung des Ministeriums für „desperat" und glaubt, daß es schwerlich den nächsten Winter überdauern wird — „wenn nicht andere Momente eintreten". „Der Prinz denkt vor Allem an die Armeevorlagen, dreijährige Dienstzeit und 10½ Millionen. Wer ihm hiervon etwas abdringen will, ist ihm ein Feind oder Revolutionär, weil er das höchste Attribut der Königswürde, den Kriegsbefehl, beeinträchtigen will. Voigts-Rhetz, Hartmann u. s. w. haben Strafversetzungen erfahren und das Kriegsministerium wird mit Geschöpfen des Militär-Cabinets besetzt, welche den Kriegsminister zum willenlosen Expedienten desselben machen. — Darum wird das Kriegsministerium — das einzige, das officiell im nächsten Winter die Vermittelung zwischen den Wünschen des Regenten und denen der Kammer übernehmen kann und soll — hierzu völlig unbrauchbar gemacht. Roon wird sich jetzt zum Keil hergeben, das Ministerium zu sprengen. Patow hat schon jetzt erklärt, er werde die Vorlagen in definitivo nicht ohne Modificationen in die Kammer bringen, auf keinen Fall so, wie sie jetzt provisorisch bewilligt sind. Thut er es dennoch, so werden sie jedenfalls verworfen. Dann kommt Ministerkrisis, Abgang, Kammerauflösung, Neuwahl, Octroyirung eines Wahlgesetzes, Staatsstreich, Landrathskammer, endlich kurhessische Zustände. Adieu moralische Eroberungen, Vertrauen deutscher Nation, Hegemonie im großen Vaterlande und alle Segnungen menschlichen Fortschritts! — Naturgemäß werden wir dann in die Rückschrittsbahn gelenkt und müssen in das Würzburger Lager oder in das österreichische Lehnsverhältniß übergehen. So sind die jetzigen Aspecten."

Daß es dem General Manteuffel gelungen ist, das Ministerium des Krieges von sich aus zu besetzen, ist allerdings sehr schlimm — und die letzten Aeußerungen Roons über das Gesammt-Ministerium sind mir ein Beweis, daß er allerdings nur zu sehr geneigt ist, als Keil zu dessen Sprengung zu dienen. —

Digitized by Google

Auch in Baden haben sich die Dinge bei weitem nicht so günstig gestaltet, wie man nach den öffentlichen Berichten glauben könnte. —

„In Baden hat Napoleon sehr friedliche Versicherungen gegeben und die politischen Gründe dargelegt, die ihm eine Friedenspolitik gegen Deutschland zur Nothwendigkeit machen: Seine Siege in Italien verdanke er nicht sowohl der Ueberlegenheit seiner Armee, als der unglaublich schlechten österreichischen Führung. Auch seine Flotte sei der englischen nicht gewachsen, so wenig wie seine Hülfsquellen."

Wie klug Napoleon ist. Er hat sich, scheint es, gesagt, daß ihm niemand sonderlich trauen würde, wenn er friedliche Intentionen zur Schau tragen wollte — da hat er den versammelten Fürsten mit anscheinender Offenheit gesprochen und sie zu überzeugen gesucht, daß er Friede halten *muß*, weil er nicht Krieg führen *kann* — und hat sich nicht gescheut zu diesem Ende die Armee — die Flotte — und die Finanzen Frankreichs in dem nachtheiligsten Lichte zu zeigen!

„Die Conferenz der deutschen Fürsten mit dem Prinz-Regenten hat keine Einigung bewirkt, sondern nur die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Standpunkte klargelegt. Die Würzburger haben dem Prinzen geradezu Aufgeben seines Ministeriums und Uebergang in ihr reactionäres Lager zugemuthet, desgleichen Unterdrückung des Nationalvereins durch Bundesbeschluß und dgl. mehr. Die Version der prinzlichen Rede aus der Carlsruher Zeitung ist ganz genau."

Die deutschen Fürsten sind also nicht nach Baden gekommen, um sich Napoleon III. als eine geschlossene Phalanx gegenüberzustellen, *sondern aus Mißtrauen gegen Preußen, um den Regenten zu überwachen — und dem Prinz-Regenten haben sie sich dann als geschlossene Phalanx gegenübergestellt.* Napoleon III. ist zu klug, um den tiefen Zwiespalt nicht gesehen zu haben. —

Wird nun durch dies Alles die Gefahr einer Reaction im Innern gesteigert? — An einem Ministerwechsel bei uns werden nun außer Rußland und Frankreich auch noch alle kleinen deutschen Höfe arbeiten. — Auf der anderen Seite aber muß der Regent doch gesehen haben, daß er sich in die Abhängigkeit von den Würzburgern begiebt,

Digitized by Google

ſo wie er in die Bahnen der Reaction einlenkt. — Es kommen alſo hier ſtreitende Elemente in Thätigkeit — die ſich gegenſeitig neutraliſiren.

5. Juli. Schreibe einen langen Brief an Vincke — die gegenwärtige Lage darin beſprochen: Vincke-Hagens Treiben; alles Unheil, das die letzte Sitzung angerichtet hat; vor Allem dringe ich darauf, daß Vincke-Hagen und Stavenhagen nicht wieder in die Militär-Commiſſion gewählt werden.

Die kleine Schrift „Die Ereigniſſe vor Friedericia vom 7. Mai bis 6. Juli 1849" zu Ende geleſen. Sie iſt ohne Zweifel von dem jetzigen Flügel-Adjutanten Treskow. Mit genügender und befriedigender Klarheit erzählt. Die kommandirenden Generale werden geſchont, was ſie allerdings ſehr nöthig haben.

Die Sache ſelbſt betreffend war der Feldzug der Dänen nicht übel angelegt; namentlich der excentriſche Rückzug nach dem Treffen von Kolding nicht. Es war kein übler Gedanke, da ein Theil des Reichsheeres jedenfalls vor Friedericia ſtehen bleiben mußte, einen anderen durch den Rückzug Rye's nach Norden bis in die Spitze Jütlands hinter ſich her zu ziehen und dann mit Hülfe der Flotte die ganze däniſche Streitmacht in der Mitte bei Friedericia zu verſammeln, um damit über den einen Theil der Deutſchen herzufallen. Daß die Sache ſo vollſtändig gelang, hat aber doch ſeinen eigentlichen Grund weniger in den Anordnungen der Dänen — als in denen ihrer Gegner — und dem Treiben unſeres armen, kranken Königs — der für ſeine Perſon in dieſem zweiten Feldzug faſt leidenſchaftlich für Dänemark Partei nahm. Nach dem Siege bei Kolding war man im preußiſchen Hauptquartier ſehr in Verlegenheit, wie man dem Könige „dieſe ſchlimme Nachricht" mittheilen ſollte.

Sonſt wäre es unverzeihlich, daß Rye ungeſchlagen aus Jütland davonkam. Und vor Friedericia ſelbſt konnten es die Holſteiner nicht zweckmäßiger anfangen, wenn ſie geſchlagen ſein wollten. Noch dazu wußten ſie, daß ſie einen Angriff zu erwarten hätten. Daß ſie unter dieſen Umſtänden nicht die Avantgarde an das übrige Corps heranzogen und die Brigaden eng geſchloſſen zuſammenhielten iſt unverzeihlich. Man ſieht: mit Delius war der gute Genius von Bonin

Digitized by Google

gewichen. Der Gang des Gefechts zeigte, daß die Holsteiner den Dänen an kriegerischer Tüchtigkeit überlegen waren.

14. Juli. Nach Tisch nach Hirschberg, Besorgungen. — Den Lieutenant Laube in der Straße gesehen; sagt mir, daß nun die definitive Reorganisation vollständig angeordnet ist —: die neuen Regimenter haben nun ihre Nummern, ihre Namen — Alles ist bleibend eingerichtet.

Das also hat Manteuffel durchgesetzt! — Die Regierung geht ihren Weg ohne sich im Entferntesten um das „einstweilen" zu kümmern, das Vincke-Hagen in den letzten Kammerbeschluß triumphirend eingeflickt hat! — Wo bleibt nun Vincke's vielgepriesener Sieg? — Die Regierung kann ganz ruhig ihren Weg gehen — denn sie hat die Macht in Händen und die Stimme des Landes für sich.

Was wird die liberale Partei im Parlament nun beginnen? Wird sie stillschweigend hinnehmen, was sie nicht ändern kann, oder wird sie hinterher ein ohnmächtiges Zetergeschrei erheben? Das eine ist, wie das andere eine klägliche Rolle. Das zweite würde aber auch noch zu dem vollständigsten parlamentarischen Bankrott unserer Partei führen — und doch ist Vincke-Hagen unvernünftig genug es dahin zu treiben.

28. Juli. Brief von Usedom; der meldet mir, daß er für die Ferienzeit nach Italien reist, und fragt, ob ich nicht dort wo mit ihm zusammentreffen könnte. Er meint, es wäre sehr schön, ein paar Wochen mit einander in Italien herumzureisen. (Das meinte ich am Ende wohl auch.) — Politik: „Was Sie von erreichter, oder in Teplitz zu erreichender ‚Verständigung' zwischen Preußen und Oesterreich lesen und hören, wollen Sie mit großer Vorsicht aufnehmen. Oesterreich kann uns weder Sicherheit in Europa, noch Macht in Deutschland geben — will's auch nicht. Also kommt diese Verständigung auf das Mehr oder Minder hinaus, was Preußen an Oesterreich schenken soll. Zum Schenken sind wir aber in keiner Hinsicht reich genug, und unsere Herrschenden und Rathenden müßten ihre Pflicht seltsam verkennen, wollten sie sich auf solche Edelmuthspolitik einlassen. Aber man hat schon Seltsameres gesehen."

„Die Zweitheilung des Bundes-Oberbefehls wird wohl auch in

Digitized by Google

Teplitz berathen werden. Die Würzburger wollen die Bundes-Kriegsverfassung intakt lassen, aber Separat-Abkommen mit Preußen und Oesterreich schließen, außerhalb des Bundesrechts. Dabei haben sie dann die Trias im Auge."

Max Duncker. — Meine beiden Denkschriften sind weiter befördert.

„Wenn das Ministerium das Herrenhaus in der nächsten Sitzung bändigt und die Grundsteuer durchsetzt, ist das Definitivum der Militair-Reform eine gute Maßregel, wenn aber nicht — nicht. Es fehlt Ehrgeiz und Leidenschaft, welche durch den besten aber etwas sanften Willen nicht ersetzt werden. So mußte man Teplitz annehmen — aber sich Rechberg verbitten — man hat sich begnügt, die Anwesenheit der Könige zu verbitten."

31. Juli. Sängerfest in Hirschberg. Viele Liedertafeln der Umgegend anwesend.

Die Deutschen sind ein poetisches Volk, bei dem der Sinn für das Ideale nie ganz aussterben kann. Die Sänger sind Handwerker und Krämer, die den Schmuck des Lebens in Liedertafeln suchen, in einem Institut, das im Allgemeinen nur unter Deutschen möglich ist. Auch die Zuhörer gehören fast ohne Ausnahme dem Kleinbürgerstande an, und mit welcher Sammlung, ja Andacht hören sie zu! Ich gebe mir gerne Rechenschaft von dieser Seite des National-Charakters und sehe nicht ohne Bewegung, wie viele Menschen für solche Freuden Sinn haben.

7. August. Gestern meine Widerlegung des Willisen-Vincke-Stavenhagen'schen Organisationsplans der Armee angefangen, heute fleißig daran gearbeitet.

9. August. Lütgen. Feldzug 1850 in Schleswig-Holstein. — Schlacht bei Idstedt. Man macht es Willisen zum Vorwurf, daß er nicht in die dänischen Quartiere hineinmarschirt ist und dort die einzelnen Abtheilungen der dänischen Armee vor ihrer Vereinigung angegriffen hat. Der Vorwurf scheint unbegründet, denn bis zum 17. inclusive waren die Dänen durch die Anwesenheit der Schweden in Flensburg geschützt, den 18. aber schon vereinigt. —

Sonst aber sind dem armen Willisen nur zu viele Vorwürfe zu machen:

Digitized by Google

1. Die Vernachlässigung von Friedrichstadt, durch die der ganze Feldzug von Grund aus verdorben wurde. — 2. Die doctrinaire Umgestaltung der Armee unmittelbar vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten. — 3. Er fühlt sich gleich nach den ersten Schritten gelähmt und entmuthigt, weil er gewahrt, daß seine Armee unfertig ist und namentlich auf beschwerliche Märsche nicht eingeübt. Seine Schuld aber war es, daß sie sich zur Zeit in diesem Zustand von Unfertigkeit befand; die Landesregierung hatte Urlauber und Rekruten schon im April einberufen wollen, Willisen aber hatte das als unnöthig abgelehnt — obgleich er der Armee eine neue Taktik octroyirte! 4. In den Anordnungen zur Schlacht bei Idstedt waltet kein klarer Gedanke und kein entschiedener Wille. Er scheint sich gesagt zu haben (mit Unrecht), daß man vermöge der Defensive nicht einen positiven Zweck erreichen kann. — Die Offensive aber traut er sich nicht recht zu — und so ist er denn in der That weder auf das Eine noch auf das Andere eingerichtet.

Die Unklarheit bleibt dann im Steigen. Willisen will zum Angriff übergehen, weil er glaubt, die Dänen hätten einen bedeutenden Theil ihrer Streitkräfte auf das rechte Ufer der Treene entsendet. — Er erfährt, das sei nicht wahr, vielmehr die Hauptmacht der Dänen ihm gerade gegenüber. Darauf giebt er die Offensive auf. — Am 25. beweist die entschiedene Offensive der Dänen, daß sich die Sache wirklich so verhält — und gerade dieser Umstand wird nun für ihn umgekehrt der Beweggrund die Offensive zu ergreifen!!!

Aus Willisens eigenem Bericht geht hervor, daß es der Angriff der Dänen auf das Grüderholz war, der ihn bestimmte, die Offensive wieder aufzunehmen: die Vorstellung, daß die Dänen einen großen Theil ihrer Streitkräfte in diese für sie gefährliche Richtung geschoben hätten. Dadurch wird die Sache um etwas erklärlicher — nur sieht man nicht recht, was eigentlich auf diese Vorstellung geführt haben konnte.

15. August. Einen elenderen Feldzug als den Willisens hat es nicht leicht gegeben! — Nach der Schlacht bei Idstedt mußte er suchen die Festung Rendsburg zu verwerthen. Solange er mit seiner Armee davor stand, legte sie gar kein besonderes Gewicht in die

Digitized by Google

Wagschale, das mußte einleuchtend sein. — Er meinte Rendsburg sei zu schwach, um sich selbst überlassen zu bleiben —: gut! — warum hatte er die nöthigen Schanzen nicht schon seit dem April bauen lassen? — Aber auch, da sie nun einmal nicht gebaut waren, mußte nach der Schlacht bei Idstedt sein erstes Geschäft sein, Friedrichstadt (und womöglich auch Tönningen) durch eine ausreichende Besatzung und durch tüchtige Verschanzungen sicher zu stellen — die nöthigen Schanzen bei Rendsburg mit energischer Thätigkeit bauen zu lassen, und so wie sie fertig waren, nach Friedrichstadt überzusiedeln mit der Armee, um von dort aus zu operiren. —

In was für eine Unklarheit und Schwäche sehen wir anstatt dessen Willisen versinken! — Es kann nichts Erbärmlicheres geben als die Unternehmungen auf Missunde. — Den Angriff auf Friedrichstadt hatte er gegen seine Ueberzeugung zugegeben. — Daß er ihn zugeben mußte, ist ein Beweis, wie wenig er Herr in seinem Hauptquartier war, wie wenig seine Unklarheit und Schwäche imponirte — wie wenig er sich im wirklichen Besitz der Autorität zu behaupten wußte.

Den Obersten v. d. Tann lernt man auch hinreichend kennen; er drängt auf das Unternehmen hin, und da ihm die Ausführung selber aufgetragen wird, fühlt er sich ihr durchaus nicht gewachsen; sie geht über sein Vermögen und er zeigt sich vollkommen hülf- und rathlos! — Die Dänen in der Stellung bei Schleswig — und Friedrichstadt verloren: da hörte freilich für die Deutschen jede Möglichkeit auf etwas zu unternehmen! Friedrichstadt konnte noch am 5. Oktober ganz gut erobert werden, wenn man gehörig ausgerüstet war für einen Sturm und den Ort zugleich mit einer Haupt-Colonne von Westen her angriff.

Es ist unbegreiflich, daß Willisen noch wagt, über militairische Dinge mitzureden. —

21. August. Oberstlieutenant Herwarth, dessen Bruder jetzt Commandirender in Westphalen ist, sagt mir: Fürst Hohenzollern werde aus dem Ministerium treten, sobald der König stirbt, um dann die frühere Rolle des Prinz-Regenten als General-Gouverneur in Rheinland und Westphalen zu übernehmen.

Digitized by Google

Der Fürst soll sich selbst in diesem Sinn gegen den General Herwarth geäußert haben. Es könnte etwas Wahres daran sein. Aber es sollte mir Leid thun, wenn die Sache so käme: Ohne den Fürsten könnte die Stellung des Ministeriums schwankend werden, und Max Dunckers Einfluß hörte dann größtentheils auf!

28. August. Brief von Gustav Freytag. Der Herzog läßt mir sagen, daß er bis zum 2. September incl. in Reinhardsbrunn bleibt und sich sehr freuen würde mich dort zu sehen. Ich beschließe morgen zu reisen. Arbeite mit großer Anstrengung und werde spät in der Nacht mit meinem Aufsatz über die Militair-Vorlagen fertig, der morgen nach Leipzig abgehen soll.

Besuch beim Herzog Ernst von Coburg-Gotha.

30. August. Um 2 Uhr in Gotha.

31. August. Zu Sammer. Er sagt mir, der Herzog ist in der vergangenen Nacht etwas unerwarteter Weise nach Frankfurt a. M. abgereist, um dort mit den Großherzogen von Baden und Weimar zusammenzutreffen und gemeinschaftliche Schritte am Bundestage zu verabreden. Wahrscheinlich geht er auch nach Wiesbaden, um seinen Onkel den König Leopold zu sehen. Für mich hat er zurückgelassen, ich möge ja seine Rückkehr abwarten — Sonntag den 2. ist er wieder da.

Geheime Rath Francke ist da; auch ein vertriebener Schleswiger; in Coburg angestellt. Der kommt aus Wien und Salzburg, wo er der Eröffnung der Wien-Münchener Eisenbahn — wahrscheinlich im Auftrage des Herzogs — beigewohnt hat.

Der Eindruck der Feier war nicht ein durchaus günstiger, es war von Seiten des Kaisers und des Münchener Bürgermeisters gar zu ausschließlich von einer Verbrüderung Oesterreichs und Bayerns die Rede, die durch den neuen Schienenweg gefördert sei; darauf kamen Toaste und Reden immer wieder zurück; der „übrigen

Digitized by Google

Gäste" wurde nur ganz zuletzt sehr beiläufig gedacht. Das hat die Deputationen der rheinischen Eisenbahnen, die in offizieller Eigenschaft zugegen waren, gar sehr verdrossen — besonders die Rheinpreußen. — (tant mieux!) —

In Wien hat sich Francke sehr gut umgesehen und schildert die dortigen Zustände als ungemein trostlose. — Die Ungarn wollen natürlich ihre nationale Selbständigkeit, ihren alten Reichstag wieder haben (was wohl nur der Anfang zu weitergehenden Begehren wäre) — deshalb verlangt Graf Szechenyi in seinem Programm Provinzial-Verfassung für alle „Kronländer" und besondere Stände für ein jedes derselben — also eine Zerstückelung des einheitlichen Reichs in einzelne Länder, die nur durch das schwache Band einer Personal-Union zusammengehalten würden; Militär-Macht und Vertretung nach außen sollen der Central-Regierung bleiben. — (NB. Mir scheint, dem Grafen Szechenyi ist wohl sehr gleichgültig was aus den übrigen Kronländern wird; er verlangt dieselbe Verfassung für alle Kronländer nur damit man in Beziehung auf Ungarn desto eher zustimme.)

Die gesammte Magnaten-Aristokratie stimmt ihm bei und verlangt ständische Verfassung für die einzelnen Kronländer. (NB. ohne Zweifel, weil sie in ihnen ihre Sonder-Interessen am besten gewahrt glaubt und dagegen fürchtet, in einem Gesammt-Parlament, das das ganze Reich zu vertreten hätte, könnte der Geist der Neuzeit mächtig werden.)

Der gebildete Mittelstand, liberal gesinnt, fürchtet die Verwirklichung dieser Pläne; er verlangt Einheit des Reichs und Herrschaft des deutschen Elements; beides zu sichern scheint ihm nur ein Reichs-Parlament geeignet.

Die Regierung ist inmitten dieser streitenden Parteien, von denen die eine im Reichsrath ein Organ hat, die andere aber sich nur in der allgemeinen Verstimmung, im Gemurr aller die dem Mittelstande angehören, aussprechen kann — vollkommen rathlos, sie hat gar keinen Plan, gar kein Programm — sie läßt sich rathlos ohne Ziel von den Ereignissen treiben.

Die Armee ist wüthend über die schlechte Führung im vorigen

Digitized by Google

Jahr — über die Camarilla, und denkt in leidenschaftlicher Stimmung nur daran, die Scharte des vergangenen Jahres auszuwetzen.

Die Presse wird unter dem Ministerium Goluchowski's mit äußerster Brutalität von der Polizei regiert. — Die Redakteure sämmtlicher Wiener Blätter müssen sich täglich auf der Polizei einfinden; da wird ihnen nicht nur befohlen, welche Artikel sie zu streichen haben, sondern auch in welchem Sinne sie dies und jenes besprechen müssen. —

Francke geht noch heute Abend nach Coburg, wo sich in diesen Tagen der Nationalverein versammeln wird, um womöglich ein Programm zu Stande zu bringen (ein bedenkliches Unternehmen). Francke meint, es werde da zu bewegten Debatten kommen und äußert gegen Samwer, in wenigen Tagen könne möglicherweise der Nationalverein ganz österreichisch sein, denn die Süddeutschen werden lebhafte Sympathien für Oesterreich mitbringen. Samwer antwortet, dann müsse er sich eben theilen.

Nach Siebleben zu Gustav Freytag hinausgefahren — nehme Francke mit. Da wird mancherlei besprochen und es tritt immer mehr hervor, daß Francke einen gewissen Einfluß auf den Gang des Nationalvereins üben soll.

Bennigsen hat in seinen Reden angedeutet, daß Rußland und Frankreich uns angeboten haben, das linke Rheinufer gegen Hannover und Mecklenburg abzutreten, und daß selbst preußische Staatsmänner geneigt waren, darauf einzugehen. Außer Bismarck-Schönhausen ist unter diesen auch Usedom genannt worden. — Ganz fern lag dem allerdings so etwas vergangenes Jahr nicht — er will es aber jetzt nicht mehr Wort haben und klagt bitterlich darüber, daß man seiner in solchem Zusammenhange erwähnt habe — auch gegen G. Freytag, da in den „Grenzboten" ähnliches vorgekommen ist.

Von der Kreuzzeitung wird aber überhaupt geleugnet, daß Rußland und Frankreich solche gemeinschaftliche Pläne hätten und mit solchen Zumuthungen hervorgetreten wären.

Die Sache wird besprochen. G. Freytag meint: Bennigsen müsse in seiner Eröffnungsrede jene Angabe ausdrücklich aufrecht erhalten und von neuem bestätigen — wie sie denn auch der Wahrheit

Digitized by Google

gemäß ist; nur Usedom soll ausdrücklich als ein nicht Betheiligter bezeichnet werden, um ihn zu versöhnen.

Mittag bei Samwer — family dinner — en trois mit seiner Frau. — Der neueste Band von Thiers „histoire du Consulat et de l'Empire" wird vorgezeigt. Die alte Fabel von Blüchers unvermeidlichem Untergang bei Soissons steht des breitesten von neuem darin. Samwer fordert mich auf, sie in französischer Sprache zu widerlegen. — Finde ich Zeit dazu, so thue ich es wohl. —

Mit Samwer in einen Caffeegarten in der nördlichen Vorstadt, besonders Militärisches besprochen. Er meint auch, es sei eine arge Thorheit, wenn die Liberalen noch einen Lärmen über die Militär-Organisation machen wollen, die so dringend nöthig war. — Willisen, den Urheber des Gegen-Projects, den kennt er aus Schleswig her zur Genüge und meint, es sei unbegreiflich, daß ein Mann, der sich so blamirt hat, nicht über sich selbst und die eigene Unfähigkeit ins Klare gekommen ist.

Als der Angriff auf Friedrichstadt gegen Willisens Meinung und Willen unternommen wurde, ließ Willisen gewähren, sagte aber dabei: „ich werde mit verschränkten Armen zusehen!" — Was ist das für ein Feldherr! — Stavenhagen vollends ist von jeher ein Träumer gewesen.

Ich: „Wie traurig und schmachvoll, daß die achtzehn Millionen Deutschen, die es außer Oesterreich und Preußen giebt, im Kriege so gut wie gar kein Gewicht in die Wagschale legen! Das sind die Folgen der Kleinstaaterei." —

Samwer fragt, woran es liegt, daß die Contingente der Kleinen so schlecht sind, während sie doch noch zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges allen anderen Truppen ebenbürtig gewesen seien? Antwort: sie konnten sich auf der gleichen Höhe halten, so lange das Söldner- und Reisläuferwesen des späteren Mittelalters im Gange blieb. Für eine Zeit lang, für einen Feldzug oder so ließ sich auch der tüchtige Soldat für den Dienst eines kleinen Herrn werben. Die Truppen konnten gut sein, so lange der Herzog von Mecklenburg z. B. einen Mann, wie den Feldmarschall Schwerin haben konnte, seine Truppen zu befehligen. Die Sache mußte sich aber ändern, als

Digitized by Google

die stehenden Armeen mehr und mehr consolidirt wurden, als man sein ganzes Leben dem Dienst und einer Armee widmen mußte. Da wendeten sich alle tüchtigeren Elemente mehr und mehr dem Dienst in den großen Heeren zu. Die kleinen Armeen aber kranken Alle an demselben Uebel: zu kurze effektive Dienstzeit der Leute bei der Fahne, und allzuschwacher Präsenzstand im Frieden. — Bei den Süddeutschen — namentlich bei den Baiern, der stärksten und leider schlechtesten der deutschen Armeen — kommt noch hinzu, daß das Offizier-Corps ein sehr schlechtes ist. —

Sammer: Die acht bairischen Offiziere, die in Schleswig waren und bei den Freischaaren, zeigten sich doch als die unternehmendsten von Allen. Namentlich Aldosser. Ein bairischer Chevauxlegers-Offizier — Gutwiel oder so etwas — erkundete, daß die Dänen nach der Schlacht bei Schleswig 1848 in Flensburg in voller Auflösung waren, und schlug dem Führer der Freischaaren, dem preußischen Hauptmann Gersdorf vor, sie dort zu überfallen. Der Erfolg schien sicher — der Eindruck wäre ein sehr großer gewesen — die ganze dänische Armee zersprengt, ihre Artillerie wahrscheinlich genommen — und das Wagniß war sehr gering, denn was schadete es weiter, wenn die Freischaar zurückgeschlagen wurde? — Gersdorf konnte sich aber doch zu dem Unternehmen nicht entschließen.

1. September. — Abends beim Staatsanwalt v. Holtzendorff, Sammer, Gustav Freytag und Oberstlieutenant v. Stosch, Chef des Generalstabs in Posen, ein stattlicher Mann; Liberaler.

Garibaldi besprochen; das Schicksal von Neapel betrachtet jedermann als längst entschieden. Holtzendorff meint, der König solle sich wenigstens an der Spitze seiner Truppen tüchtig schlagen. Ich äußere, das würde sich freilich noch am Besten ausnehmen, wenn nämlich von „tüchtig schlagen" an der Spitze neapolitanischer Truppen die Rede sein könnte; wie es nun aber mit denen wirklich steht, könne bei dem Versuch nichts weiter heraus kommen als eine andere Art von Schmach.

Umtriebe der Polen besprochen. Daß wir uns auf einen Aufstand im Posenschen gefaßt machen müssen, daran ist kaum zu zweifeln.

Digitized by Google

Herr v. Löwenfels wird genannt; ich erfahre, wer das ist. Ein Sohn der Prinzessin von Coburg, die mit dem Großfürsten Constantin Pawlowitsch vermählt war (und jetzt vor einigen Tagen gestorben ist) — Vater unbekannt.

Wunderbare Sagen in Beziehung auf ihn. Der Kaiser Alexander I., der wußte, daß die Prinzessin guter Hoffnung sei, soll ihr erklärt haben, ihr Sohn, wenn sie einen habe, solle als Großfürst und Thronfolger, ohne Untersuchung anerkannt werden, wenn sie nach Moskau kommen und dort ihre Niederkunft erwarten wolle (NB. das ist sehr unwahrscheinlich!). — Die Prinzessin witterte darin eine Schlinge, die man ihr legen wolle, fürchtete, man werde sie nach Sibirien (NB. oder in ein Kloster) stecken — und zog es vor nach der Schweiz zu gehen. Dort hat Löwenfels das Licht der Welt gesehen.

Gustav Freytag meint, der sei eigentlich ein ganz guter Mensch — nur daß er sich einbildet, er sei eigentlich „*kryptogamischer Kaiser von Rußland*" versetze ihn manchmal in wunderliche Launen.

Gustav Freytag giebt mir ein altes Quartheft in die Hand: es *ist die dem Bartholomäus Bernhardi, Probst zu Kemberg, gehaltene Leichenrede*; sie enthält natürlich seine Lebensgeschichte, auch ist sein Bildniß in Kupferstich dabei. Für mich von höchstem Interesse.

2. *September* 1860. — *Reinhardsbrunn.**) — Gegen 6 Uhr der Herzog zurück. Diner in einem kleinen Sälchen unter der Hirschgallerie.

Nach Tisch kommt der Herzog in mein Zimmer; langes Gespräch — wobei ich höre — frage — durch Bemerkungen weiter fördere. —

*) Während der auf den nachstehenden Blättern geschilderten Reinhardsbrunner Tage fand die erste Generalversammlung des Nationalvereins statt (3. bis 5. September), dem der patriotische Herzog Ernst, ohne Rücksicht auf das eigene Interesse, in seiner zweiten Hauptstadt (Coburg) eine Stätte bereitet hatte. Fünf Monate zuvor (11. Mai 1860) war Garibaldi auf Sicilien, nach Eroberung dieser Insel bei Reggio gelandet (21. August) und seit dem 1. September im Anmarsch auf Neapel begriffen: der Fall des Königreichs beider Sicilien erschien als Frage der nächsten Zukunft, aller Welt Blicke waren auf den Kirchenstaat und das Erscheinen des italienischen Heeres in den Marken gerichtet, jede Stunde konnte Entscheidungen von geschichtlicher Bedeutung bringen.

Digitized by Google

Herzog: „Der gegenwärtige Moment ist ein sehr wichtiger und in mancher Beziehung ein sehr gefährlicher." — Ich denke nach dieser Einleitung, er wird von Italien sprechen und vom Orient —: nein! — er denkt zunächst an das, was ihn zu allernächst betrifft: der Nationalverein tagt demnächst in Coburg und von seiner Haltung, von den Beschlüssen, die er faßt, wird viel abhängen! — (Mir scheint die Sache nicht so wichtig.)

Herzog: Die Führer des Vereins sind vielfach gewarnt worden und ermahnt, sie haben versprochen, vernünftig zu sein und die Beschlüsse des Vereins in den Bahnen der Mäßigung zu erhalten; es frägt sich nur, ob sie der Sache durchaus Herr bleiben! Der Verein will sein eigenes Programm feststellen, das ist bedenklich und kann weit führen! Es tritt da eine dreifache Gefahr ein:

1. Wenn der Verein eine constituirende National-Versammlung verlangt, und sich selbst etwa als Vorparlament constituiren will.

2. Wenn er die Reichsverfassung von 1849 zu seiner Fahne wählt und für deren Durchführung zu wirken beschließt.

3. Wenn er die Hegemonie Preußens proclamirt und verlangt, daß diesem Staat die Vertretung des Bundes nach Außen und die Militär-Macht in ganz Deutschland überlassen werde. (NB. 1 und 2 wäre Wahnsinn, und dennoch kann man den Deutschen auch dergleichen zutrauen — sie sind so überaus praktisch!) —

Wird einer von diesen drei Beschlüssen gefaßt, so muß auch der Herzog dem Nationalverein seinen Schutz entziehen: „und wir Liberalen verlieren damit unsere Armee!" — Der Verein verfällt dann den Demokraten (NB. mir scheint im Stillen die Gefahr so groß nicht; die Gothaer werden sich nicht so leicht den Demokraten zuwenden — und am Ende ist die Macht des Vereins auch nicht eine so gar große).

Ich: Um meine Meinung befragt, habe ich gegen die Ausbreitung des Nationalvereins in Preußen gestimmt und sie in Schlesien auch verhindert: mein Grund — den ich aussprechen muß, da der Herzog bedauernd dazwischen wirft: „O! warum haben Sie das gethan!" — die ganze Agitation ist zu Preußens Gunsten, da können wir unmöglich mitagitiren! Wir verderben das Ganze, erwecken Miß-

Digitized by Google

trauen gegen die Bewegung und geben der von Oeſterreich beſoldeten ſüddeutſchen Preſſe die erwünſchte Veranlaſſung, die ganze Bewegung zu verdächtigen.

Der Herzog erzählt die Fürſtenzuſammenkunft in Baden-Baden. Sie war nicht zu vermeiden. Als der Regent nach Trier ging, verlangte Napoleon III. eine Zuſammenkunft mit ihm, ſie wurde abgelehnt unter dem Vorwande, der Regent könne nur kurze Zeit dort verweilen. Dann verlangte Napoleon III. eine Zuſammenkunft in Oſtende, die Antwort war: der Regent gehe gar nicht nach Oſtende. Als Napoleon III. ſie zum drittenmale in Baden-Baden in Vorſchlag brachte, konnte ſie nicht abgelehnt werden. Daß die Sache ſich ſo gut machte, daß die ſämmtlichen größeren deutſchen Fürſten anweſend waren, war mehr Zufall als Plan. Mancherlei kam zuſammen. Der Großherzog von Baden war ohnehin als Landesherr zur Stelle. Der König von Württemberg kam unter dem Vorwande, das Bad zu brauchen, und war ſchon da; er blieb, um die Sache zu beobachten. Der König von Bayern kam ungerufen auch unter dem Vorgeben das Bad zu brauchen, und blieb vier Wochen. Der König von Hannover kam eiligſt nach Berlin, um ganz unaufgefordert ſeine Theilnahme anzubieten; die Antwort des Regenten war: er könne ihm nicht verbieten, ganz nach ſeinem Belieben nach Baden zu reiſen, nach einer Stadt, die nicht einmal auf preußiſchem Gebiete liege. Nun war von den deutſchen Königen nur noch Sachſen übrig, und es wäre unter dieſen Umſtänden geradezu auffallend geweſen, wenn es von der Zuſammenkunft ausgeſchloſſen blieb. In dieſer Erwägung erging an den König von Sachſen — an ihn allein — die ausdrückliche Aufforderung des Regenten, der Zuſammenkunft in Baden beizuwohnen.

Den Herzog wollte man ausdrücklich nicht dort haben. Der Fürſt Hohenzollern bat ihn durch den Telegraphen, nicht zu kommen. Gerade deshalb reiſte der Herzog nach Baden, Uſedom, den er auf der Durchreiſe in Frankfurt ſah, war darüber faſt außer ſich. Der Herzog meint, Uſedom war damals noch nicht geheilt von der Idee, man könne in gutem Einvernehmen mit Napoleon III. leben und die Freundſchaft mit ihm zur Vergrößerung Preußens benutzen, und fürchtete, der Herzog werde mit ſeinem deutſchen Patriotismus alles verderben!

Digitized by Google

In Baden bildete sich sogleich ein besonderer kleiner Kreis von Fürsten, der den andern gegenüber „das liberale Element repräsentirte"; er bestand aus dem Herzog und den beiden Großherzögen von Baden und Sachsen-Weimar.

Noch vor der Ankunft Napoleons III. verpflichteten sich die deutschen Souveräne auf Ehrenwort gegen einander, ihm alle genau dasselbe zu sagen, im wesentlichen: qu'on ne demandait pas mieux, que de rester en paix, aber dazu müßten die französischen Wühlereien in Deutschland aufhören.

Napoleon III. war bei seiner Ankunft überrascht und sehr verdrießlich, so zahlreiche Gesellschaft zu finden; er sah sogleich, daß sein Plan durchkreuzt und verdorben war, daß er weder den Prinz-Regenten bearbeiten und ihm lockende Anerbietungen machen, noch Preußen dem übrigen Deutschland gegenüber kompromittiren und verdächtigen könne.

Ganz zuerst hatte er ein anderthalb Stunden langes Gespräch mit seinem alten Freunde, dem Herzog von Coburg, betheuerte seine friedlichen Absichten, sein Verlangen namentlich mit Deutschland im besten Einvernehmen zu leben, klagte über das ungerechte Mißtrauen, mit dem man ihn betrachte u. s. w. Der Herzog gab die verabredete Antwort und zählte die Gründe des Mißtrauens auf. Napoleon III. leugnete alle seine Pläne ab, verleugnete alle seine Agenten, nannte sie schlechtes Gesindel, das auf eigene Hand wühle. Er brauche vor allen Dingen Frieden. Um davon zu überzeugen, daß er ihn brauche, sprach er nicht nur von der angeblich schwierigen Lage der französischen Finanzen, er machte auch die französische Armee und Flotte klein und schlecht. Er sprach eine sehr hohe Meinung von der österreichischen Armee aus (die sich doch im ganzen nicht besonders geschlagen hat), und es schien fast, als sei sie eigentlich der französischen an kriegerischer Tüchtigkeit überlegen; wenigstens betheuerte er, daß er nicht einer überlegenen Tüchtigkeit seiner Armee, sondern nur der schlechten Führung auf Seiten der Oesterreicher den Sieg in Italien verdanke. Der englischen Flotte vollends sei die seinige nicht gewachsen. (Wenn das die Leute in Frankreich wüßten!) Das Gespräch mit dem Regenten wird wohl ungefähr desselben Inhalts gewesen sein.

Uebrigens gefiel sich Napoleon III. als echter Parvenü ganz

Digitized by Google

außerordentlich in so guter Gesellschaft. Er fühlte sich unendlich geschmeichelt dadurch, daß er dazu gehörte, daß die Fürsten ihn mit ungezwungner Familiarität als ihresgleichen behandelten. Gegen den Herzog kam er öfter darauf zurück: Mais c'est charmant, tous ces souverains! Er habe gar nicht gedacht, daß sich mit den Leuten so gut leben lasse!

Seine Aufnahme beim großen Publikum war von der Art, daß die Unmöglichkeit eines neuen Rheinbundes sehr anschaulich wurde. Französische Agenten, mouchards, versuchten auf seinen Wegen vive l'Empereur! zu schreien; die Folge war, daß er gründlich ausgezischt und ausgepfiffen wurde, und daß ihn niemand grüßte. Erst als er selber den Befehl gab, nicht Vivat zu schreien, änderte sich die Sache, und man grüßte, wo er erschien.

Nach seiner Abreise traten die drei liberalen Fürsten zusammen und beriethen, was nun im Innern Deutschlands geschehen müsse. Sie kamen überein, man müsse Oesterreich das Bündniß und die Hülfe Deutschlands für die Vertheidigung Venetiens anbieten, aber unter der Bedingung, daß Oesterreich sich in seinem Innern zu zeitgemäßen Fortschritten entschließe.

Die drei liberalen Fürsten wollten nun auch die übrigen zum Beitritt zu einer solchen Erklärung auffordern, sondirten hie und da und erfuhren bei der Gelegenheit, daß auch die vier Könige zu einer besonderen Berathung zusammen getreten waren.

Sie frugen nun zunächst bei dem König von Bayern an. Die Antwort war entschieden ablehnend; es sei ganz anderes nothwendig, man müsse dem Prinz-Regenten vereint entgegentreten und ihn auffordern, sich der Politik der Würzburger Konferenz (d. h. der Kleinstaaten) anzuschließen, außer Hohenzollern und Schleinitz sein ganzes Ministerium zu entlassen, das aus verkappten Demokraten bestehe und die Hand zur energischen Unterdrückung des Nationalvereins zu bieten.

Auf diese Weise aufgeklärt über das, was in dem engern Rath der vier Könige vorbereitet wurde, beeilte man sich, den Prinz-Regenten davon in Kenntniß zu setzen, und in neuer Berathung der drei liberalen Fürsten mit ihm (wahrscheinlich auch mit Hohenzollern)

Digitized by Google

wurde beschlossen, der Prinz-Regent solle das Prävenire spielen, bei ihrer letzten Zusammenkunft mit einer Erklärung hervortreten, des Inhalts, daß er die Grenzen Deutschlands schirmen und wahren, in der Bundes- und der inneren Politik aber konsequent die bisherige Bahn verfolgen werde. Da der Prinz-Regent nicht rasch arbeitet, entwarf der Herzog schnell schriftlich die Rede, die der Regent halten sollte, und überließ es dann ihm selbst, sie so zu überarbeiten, daß sein Stil, seine Art, sich auszudrücken, hineinkam. Um dann jede weitere Diskussion im voraus abzuschneiden, sollte, sowie der Prinz-Regent seine Rede geendet hatte, „meine Schwägerin," d. h. die Großherzogin von Baden, eintreten. Jeder Bemerkung der Könige, die dennoch vorkäme, sollte der Prinz-Regent mit den Worten begegnen: das müsse Gegenstand der Verhandlung unter den Kabinetten bleiben!

Bei der letzten Versammlung hielt der Prinz-Regent dann wirklich seine bekannte Rede, aber die Schwägerin trat nicht ein, und sowie er geendet hatte, augenblicklich, hob der König von Württemberg an mit seiner bekannten Erwiderung namens der vier Könige: er freue sich der patriotischen Gesinnung des Prinz-Regenten, müsse aber namens der Könige und in ihrem Auftrag einige Wünsche aussprechen. Diese sind vor allem: Einlenken Preußens in die Bahnen einer konservativen Politik, Unterdrückung des Nationalvereins. Bei diesen Worten richteten die sämmtlichen Könige giftige Blicke auf den Herzog, und der König von Bayern fiel höchst naiv in die Rede: „Ja, das ist unser sehnlichster Wunsch!" Der Prinz-Regent verwies alles auf die Unterhandlungen unter den Kabinetten.

Nachdem man sich in Baden getrennt hatte, schrieb der Herzog von Coburg aus einen gleichlautenden Brief an die vier Könige und beschwerte sich darin über die des Nationalvereins wegen gegen ihn gerichteten Anklagen; darüber, daß man den Nationalverein selbst angreife, zu einer Zeit, wo es bei den von außen drohenden Gefahren nöthig sei, sowohl die Einigkeit als das Nationalgefühl der Deutschen zu steigern. Dazu trage der Nationalverein bei; so lange dieser sich innerhalb der gesetzlichen Schranken halte, sei kein Grund ihm den Schutz zu versagen. Er hat darauf von allen vieren schnöde Antworten erhalten, die ihn noch jetzt in der Erinnerung ärgern. Sein

Digitized by Google

Kabinetssekretär soll sie mir morgen mittheilen, damit ich sehe, in was für heillosen Ansichten die Herren befangen sind.

Die Zusammenkunft in Teplitz ist dann auch von den drei liberalen Fürsten herbeigeführt worden. Der Herzog hat erst den Prinz-Regenten beredet darauf einzugehen, wenn sie vorgeschlagen würde, und dann in Wien zu verstehen gegeben, daß der Regent eine Einladung dazu wohl annehmen werde. Wien griff gleich mit Freuden zu, die Einladung erfolgte. Da sich aber der Prinz-Regent die Anwesenheit der vier Könige in Teplitz verbat, konnte auch die liberale Fürstentrias dort nicht erscheinen; indessen wurde doch zwischen ihr, namentlich dem Herzog und dem Regenten verabredet, was dieser letztere dort den Oesterreichern sagen sollte.

Der Prinz-Regent sagte: er sei der Regent eines konstitutionellen Staates und er müsse auf die öffentliche Meinung in Preußen Rücksicht nehmen. Das wurde ihm vielleicht schwer, aber er that es. Der Regent hat ferner den Oesterreichern gesagt: „Ihr wollt, daß wir euch helfen sollen in Italien. Das müßt ihr selbst uns erst möglich machen, indem ihr die öffentliche Meinung in Preußen versöhnt durch liberalen Fortschritt im Innern der österreichischen Monarchie, durch Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken und dadurch, daß ihr die Würzburger nicht unterstützt und uns gewähren laßt am Bundestage."

Soweit war alles ganz gut. Leider aber hat man dann die Oesterreicher aus Teplitz fortgelassen, ohne bestimmte, unterschriebene Verträge erlangt zu haben. Die Oesterreicher haben zwar dort gesprächsweise allen diesen Forderungen zugestimmt und das allerschönste versprochen, aber mit der Absicht nichts zu halten und Preußen doch zu kompromittiren, es doch hineinzuziehen in die Kämpfe, die ihnen bevorstehen. Wie wenig sie Wort zu halten gedenken, beweist gleich das allererste, was sie nach der Teplitzer Zusammenkunft gethan haben: der Erlaß wegen des Begräbnisses der protestantischen Soldaten.

Der Herzog meint, Venetien müßten wir haben und behaupten, um das südliche Deutschland vertheidigen zu können; durch Venetien seien alle unsere strategischen Stellungen im südlichen Deutschland umgangen. Ich spreche, natürlich vorsichtig, als Nothbehelf, wenn etwa

Digitized by Google

das Venetianische doch nicht zu behaupten sein sollte, von der sehr starken Vertheidigungslinie, die sich am Isonzo einrichten lasse mit Görz, Villach, Klagenfurt, Laibach, Marburg und Bruck an der Mur als Festungen. Aber er achtet gar nicht darauf, lehnt es unendlich weit ab, ohne recht darnach hinzuhören.

Uebrigens ist der Herzog überzeugt, daß Oesterreich seinem Untergang entgegengeht. Die österreichische Regierung habe gar kein Programm, keinen Plan und lasse sich vollkommen rathlos von den Ereignissen treiben.

Italien. Der Herzog sagt: Garibaldi hat von Napoleon III. die Erlaubniß erst Neapel und dann das Venetianische anzugreifen; Rom und den Papst soll er dagegen in Ruhe lassen. Das ist ihm nicht recht und darum läßt er sich in neuester Zeit halb und halb auch mit Mazzini ein.

Ist Garibaldi erst Herr von Venetien, dann wird von dort aus der zündende Funke nach Ungarn geworfen. Daß Ungarn vollständig organisirt ist für die kommenden Ereignisse, bestätigt mir auch der Herzog.

Der Herzog: Die ganze italienische Bewegung, von Paris aus geleitet, geht theils im Einverständniß mit Cavour vor sich, theils hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen. Cavour sagt: „C'est une bêtise, c'est trop tôt d'une année!“ (Sehr natürlich! Da die sardinische Armee infolge der Gebietserweiterung verdreifacht werden muß, kann sie unmöglich schon fertig und kriegstüchtig sein.) Da die Bewegung aber einmal im Gange ist, kann er sie unmöglich sich selbst überlassen. In Mailand wird „Tag und Nacht“ an Civilkleidern gearbeitet für die piemontesischen Soldaten, die sich Garibaldi zum Angriff auf Venetien anschließen sollen.

Ich: Wie lange kann es noch dauern, bis wir mit in den Krieg verwickelt werden?

Der Herzog: Bis zum Frühjahr.

Ich: Daß sich die Sache noch so lange hinziehen wird, daran ist, wie mir scheint, so ganz sicher nicht zu glauben. Die Ereignisse gehen rasch. Wie lange kann der Kampf noch dauern in Neapel?

Der Herzog: Garibaldi hofft, Venetien noch in diesem Winter angreifen zu können.

Digitized by Google

Ich: Nun, dort hinzugelangen, muß er durch die römischen Marken ziehen. Wie kommt er hin?

Der Herzog: Man wird ihm nichts in den Weg legen!

Ich: Von Seiten der Franzosen nicht; aber ist man auch Lamoricières gewiß? Wie ich höre, ist er in Belgien, wo er durch seine Frau Familienverbindungen hat, der Geistlichkeit, der klerikalen Partei verfallen; er ist sehr fromm geworden, asketisch. Auch ist er durch die Vermittlung der belgischen klerikalen Partei an die Spitze der päpstlichen Armee gekommen. Daß er sich fügt, scheint mir nicht ausgemacht. Uebrigens erhebt sich die Bevölkerung der Marken ohne Zweifel beim Erscheinen Garibaldi's.

Des Herzogs Ansicht, daß wir noch bis zum Frühjahr im Frieden bleiben, gründet sich darauf, daß er glaubt, Garibaldi werde auch gegen die Oesterreicher in Venetien siegreich bleiben. Es werde sich mithin da keine Veranlassung zu französischer Einmischung ergeben. Das glaube ich nicht. Freischaaren werden nicht so leicht einer geschulten und disciplinirten regelmäßigen Armee ebenbürtig, vollends wenn diese Freischaaren Italiener sind.

Der Herzog meint, Garibaldi werde doch siegen, „es ist kein Zug mehr in der österreichischen Armee!"

Ich: Sie verlangt doch sehr und leidenschaftlich darnach, die Scharte vom vorigen Jahr auszuwetzen. Setzen wir den Fall, Oesterreich siegt im Kampfe gegen Garibaldi, wird es dann in der Verfolgung am Po stehen bleiben? Thut es das, so fängt die Geschichte immer wieder von vorn an, sobald Garibaldi seine Schaaren in dem nahen Bologna wieder reorganisirt hat, d. h. nach einigen Wochen. Verfolgt Oesterreich über den Po hinaus, auf sardinischen Boden, dann ist der allgemeine Krieg augenblicklich da!

Der Herzog zuckt die Achseln.

Der Orient. Der Herzog bestätigt mir, was sich ohnehin alle Welt sagt, daß Napoleon III. die Christen (Maroniten) im Libanon, in der Hoffnung auf den Rückschlag, hat aufhetzen lassen die Muhammedaner anzufallen. Napoleon III. hat aber auch zu gleicher Zeit durch seine Agenten die Muhammedaner vor dem Angriff warnen und sie gegen die Christen aufhetzen lassen. Ein Freund des Herzogs,

Digitized by Google

der ein leidenschaftlicher Jäger ist, hat im Atlas Jagden von den Arabern gepachtet und jagt dort mit den arabischen Scheiks zusammen. Dort im Atlas haben ihm die Scheiks lange vor dem Ausbruch gesagt, was in Syrien bevorstand. Ebenso haben es die Muhammedaner in Indien dem Mr. Oliphant vorhergesagt. Oliphant, der vor kurzem hier in Reinhardsbrunn war, bezeugt es selbst.

Ich: Das wundert mich nicht, denn die Muhammedaner hängen in der ganzen Welt zusammen, wie die Freimaurer und die Juden. Was mich wundert, ist, daß Napoleon zu gleicher Zeit Pläne verfolgt, die miteinander im geraden Widerspruch stehen; daß er mit Rußland im Bunde den Orient aufregen will und zugleich in Polen wühlen läßt. Denn daß die Polen nicht wie verständige Leute innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen bleiben, sich nicht bloß im preußischen und österreichischen Polen regen würden, sondern auch, und zwar vorzugsweise im russischen, daß sie auf diese Weise das Bündniß mit Rußland gefährden, ja unmöglich machen würden und Napoleon III. sein Spiel verderben, das hätte er vorhersehen können.*)

Ich bringe auch die Reform der preußischen Armee zur Sprache. Der Herzog will sie nicht ganz billigen; er kommt darauf zurück: das „volksthümliche Element" sei der Armee in der Landwehr genommen, besteht aber nicht weiter darauf, da ich geltend mache, es komme doch vor allen Dingen darauf an eine Armee zu haben, die zuverlässig ist und sich tüchtig schlägt, und frage, ob man das wohl von unsern schlesischen Landwehrbataillonen erwarten könne, die zu vier Fünfteln, oder vollends von den rheinischen, die zu sieben Achteln aus verheiratheten Familienvätern bestehen?

Zu wünschen wäre nun, daß die liberale Partei in unserem Parlament Vernunft annähme, nicht ein ohnmächtiges Zetergeschrei erhöbe über Dinge, die sie nicht mehr ändern könne.

Herzog: Die Liberalen wollen aber im Gegentheil „einen Höllenlärm" anfangen, über die Militär-Fragen, in der nächsten Sitzung.

Ich: Meine Hoffnung war, die Herren würden sich nun durch einen Aufenthalt von mehreren Monaten in den Provinzen überzeugt

*) Diese Voraussetzung traf bekanntlich schon wenige Jahre später ein.

Digitized by Google

haben, daß die öffentliche Meinung im allgemeinen entschieden für die Militär-Vorlagen der Regierung ist. Jedenfalls kann das Lärmen zu nichts führen als zu einem unseligen Bruch zwischen Regierung und Kammern — und der muß um jeden Preis vermieden werden. Man müßte dahin arbeiten, daß die Leute Vernunft annehmen. — Noch ein Anderes macht mir Sorgen; daß, wie mir Herwarth sagt, der Fürst Hohenzollern vom Ministerium zurücktreten will, sowie der König stirbt.

Herzog: Das sagt er immer; aber wir lassen ihn nicht gehen.

Er kommt auf die Ungarn zurück; deren Erhebung, die bevorsteht, wird ganz eigenthümliche Verlegenheiten herbeiführen. Die Ungarn sind zum Theil Protestanten; ihre Absicht ist, sich um Schutz und Beistand an Preußen zu wenden — eine Personal-Union der ungarischen und preußischen Krone anzubieten oder dergleichen. Erst wenn Preußen sie zurückweist, werden sie sich Frankreich in die Arme werfen.

Der Herzog gedenkt auch W. Rüstows. Der ist zu Garibaldi gegangen, um sich einen militärischen Ruf zu erwerben und in der Hoffnung, demnächst als rother Feldmarschall in Deutschland aufzutreten.

Unser Gespräch dauert ein paar Stunden.

Abend im Billardzimmer. G. Freytag ist gekommen „sich zu empfehlen", nicht daß er verreiste, sondern weil der Herzog demnächst nach dem Oberhof und Coburg geht — und er in der Zwischenzeit nicht wieder herauszukommen gedenkt.

3. September. Napoleon III. und seine kläglichen Familienverhältnisse kommen zur Sprache; die sehr schmutzigen Abenteuer der Prinzessin Mathilde, der leichtfertige Lebenswandel seiner Mutter Hortense.

Der Herzog gedenkt auch des Königs Jerôme; mit dem habe er stets gern verkehrt; der sei ein verständiger, gemäßigt und mild gesinnter alter Mann gewesen — stets bemüht, seinen sogenannten Neffen, Napoleon III. zur Mäßigung zu bewegen. — Gegen den Herzog beklagte Jerôme, daß Napoleon III. Neigung habe, in die

Digitized by Google

Uebertreibungen seines Onkels, Napoleon I. zu verfallen —: „à qui il est si supérieur!“ — (NB. so beurtheilt der elende Jerôme seinen jedenfalls heldenhaften und großen Bruder.) —

Alles geht auf die Jagd. — Erhaltener Weisung gemäß kommt der Secretär Bollmann mit einem großen Stoß Papieren zu mir und liest mir vielerlei daraus vor. Läßt mir auch manche der Papiere da, um sie mit Muße durchzugehen.

(Bollmann ist ein sehr auffallend brünetter junger Mann, der Berliner Deutsch spricht.)

Tagebuch des Herzogs in Baden, wie er es auf frischer That dictirt hat. Genau dasselbe, was er mir gestern mündlich erzählt hat. — In einer Beziehung ergänzt Bollmann. Die Art, wie die vier Könige verhindert werden sollten, habe ihm der Herzog unmittelbar nach dem Ereigniß anders erzählt als mir. Nicht die Schwägerin sollte eintreten — sondern der maître d'hotel sollte in dem Augenblick, wo der preußische Regent das letzte Wort sprach, die Thüren öffnen und das Diner ankündigen. — (NB. Das Eintreten der Schwägerin mag also eine erste Idee gewesen sein, die man wieder aufgegeben hatte.)

Herr v. Roggenbach hat die Sache hintertrieben, indem er gegen den Großherzog von Baden geltend machte, daß das ein kleinlicher und unwürdiger Kunstgriff wäre. — Wer ist Herr v. Roggenbach? — Ein badischer Kammerherr — ein junger Mann, diplomatischer Agent des Großherzogs von Baden, ohne bestimmte Stellung.

Der identische Brief des Herzogs an die vier Könige wegen des Nationalvereins — Inhalt, wie ich ihn gestern mündlich erfuhr. — Die Antworten der vier Könige sind eigentlich im wesentlichen alle desselben Inhalts; alle vier sagen, der Nationalverein sei ein Mittel nicht die Einheit zu fördern, sondern Zwietracht zu säen in Deutschland. Und dann verwahrt sich ein jeder der vier Herren: bei ihm, in seinem Reiche habe der Nationalverein allerdings nur sehr wenig Anklang gefunden; ganz unbedeutend! — (Warum eifern sie denn alle dagegen?)

Im übrigen sind sie doch charakteristisch verschieden. Württemberg ist der Gröbste; sehr scharf! — Der König Johann von Sachsen

Digitized by Google

ist der Breiteste; wie das einem so gelehrten Herrn geziemt, spaltet er den kurzen Brief des Herzogs in eine große Menge einzelner Punkte und beleuchtet und widerlegt einen jeden einzeln davon mit allerbreitester Leipziger Logik — Gottscheds würdig. — Hannovers Brief ist der anständigste und hat die meiste Haltung. — Max II. von Bayern hat von Gräfenberg aus, also höchstselbst einen Schreibebrief zustande gebracht, wie man ihn etwa von einem nicht allzubegabten Secundaner erwarten könnte.

Der Herzog hat diese ganze Correspondenz in Abschrift dem preußischen Regenten mitgetheilt. Dessen eigenhändige Antwort liegt auch bei den Papieren. Sie ist ebenfalls charakteristisch. Der preußische Regent schreibt: auch er suche die Könige über den Nationalverein zu beruhigen und wiederhole stets: so lange sich der Verein innerhalb der gesetzlichen Grenzen halte, könne er eine Unterdrückung desselben von Bundeswegen nicht gestatten.

Für den Herzog insbesondere fügt er dann hinzu: sollte aber der Nationalverein weiter gehen und dann das Treiben von 1848 wieder anfangen — die Umgestaltung der Staaten von unten herauf versuchen wollen —: dann werde auch Er, der Regent, sich gegen ihn erklären müssen; schließt mit den Worten: „avis au lecteur!“ — Nachdem mich Bollmann verlassen hat, Einiges eilig abgeschrieben.

Max Dunckers Brief über Teplitz, an den Herzog: (Bayern, Sachsen, Württemberg und Hannover wurden verhindert zu erscheinen).

„Man sagte den Herren von der Donau, wir sind bereit mit euch gegen Frankreich zu stehen, aber ihr müßt uns dies möglich machen. Unser Volk hat weder Olmütz noch Laxenburg vergessen und sieht in jeder Annäherung an Oesterreich Karlsbader Beschlüsse und die Wieder-Einsetzung der Kreuzzeitung in die Geschäfte. Unser Parlament aber ist es, welches schließlich, durch seine Geldbewilligungen, über unsere auswärtige Politik entscheidet. Ihr müßt demnach unser Volk so weit als möglich zu befreunden und auszusöhnen suchen. Dazu muß:

„1. Der Protestantismus in Oesterreich dem Katholicismus gleichgestellt werden und diejenige Stellung in Oesterreich erhalten, welche der Katholicismus in Preußen genießt.“

Digitized by Google

„2. Auf der betretenen Bahn liberaler Reformen muß unbeirrt weiter vorgeschritten werden."

„3. Das Protektorat der Mittelstaaten gegen Preußen, am Bunde, muß aufgegeben werden. Oesterreich habe es in der Hand zu zeigen, ob ihm wirklich daran liege, eine wirksame Hülfe der deutschen Kräfte für den Kriegsfall zu erlangen, indem es den preußischen Vorschlägen für die Bundeskriegsverfassung, welche zudem jetzt eventuell gestellt seien, bei der Würzburger Conferenz Anerkennung verschaffe. Jedenfalls werde die Stellung, die Wien zu diesen Dingen einnehme, ein Pfand des aufrichtigen Willens sein, so wie sie im dringendsten Interesse Oesterreichs und Deutschlands liege. Man werde doch in Wien nicht glauben, mit der Bundes-Kriegsverfassung siegen zu können. — Wenn Preußen, von Frankreich angegriffen, gegenwärtig auch sicher sei, die norddeutschen Kräfte mit sich fortzureißen, so liege die Sache für Oesterreich anders, da es, sobald seine Kräfte in Italien beschäftigt sind, der süddeutschen Contingente in keinem Falle sicher sei."

„Die auswärtigen Dinge speciell betreffend, so gab Oesterreich zu, daß die orientalisch-französische Frage sehr widerwärtig sei, daß man jedoch im Innern zu stark in Anspruch genommen wäre, um irgend wie eine accentuirte Stellung einzunehmen. Was Italien betreffe, so sähe man in kurzer Zeit einem neuen Angriff entgegen; man wollte sogar Kunde haben von einem Vertrage zwischen Sardinien und Frankreich, in welchem Sardinien verspräche, gegen Venetien die Riviera di Ponente und Genua abzutreten. — Ein solcher Vertrag scheint sehr apokryph; nichtsdestoweniger ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß in nicht allzu entfernter Zeit — wer auch in Italien das Uebergewicht behauptet, Garibaldi oder Cavour — die Leiter in der Lage sein werden, die entfesselten nationalen Kräfte gegen Oesterreich zu werfen. Ich glaube kaum, daß König Franz II. sich noch 14 Tage in Neapel behauptet und die Dinge könnten bereits zum Herbste reif sein."

„Unsererseits hat man die Garantie für Venetien, welche auch in Teplitz wieder lebhaft gewünscht wurde, bestimmt zurückgewiesen. Man hat gesagt, daß man sich nicht einmischen werde, so lange der Kampf zwischen Italien und Oester-

reich allein geführt werde. Nur die Einmischung Frankreichs werde für Preußen ein Motiv der Intervention sein können. Auch auf den Wunsch Oesterreichs, daß bei einem Angriff der Italiener allein auf Venetien, außerösterreichische Bundestruppen — am liebsten Bayern, eventuell Preußen — die Grenze des Bundesgebiets besetzen möchten — offenbar ein Zeichen, wie schwach man sich in Wien fühlt — ist man preußischerseits nicht eingegangen."

„Man war sehr zufrieden, überhaupt für den Fall der Einmischung Frankreichs guten Willen diesseits zu finden, man versprach formell in den liberalen Reformen weiter vorzuschreiten und stellte in der Kriegsverfassung guten Willen in Aussicht."

„Die Engländer waren und sind äußerst glücklich über Teplitz. In Paris scheint man nach Baden, Teplitz und Palmerstons Rede, doch die Möglichkeit einer Coalition zu fürchten. Man sucht deshalb England wieder heranzuziehen und hat sich in den orientalischen Dingen, sobald das syrische Intermezzo vorüber war, äußerst traitabel gezeigt."

Aus einem zweiten Brief Max Dunckers an den Herzog:

„Der persönliche Eindruck desselben (Kaiser Franz Josephs) war nach der übereinstimmenden Aussage des Fürsten Hohenzollern und des Frhrn. v. Schleinitz günstig. Das Auftreten wird als ein ruhiges, verständiges, wohlüberlegtes gerühmt, sehr höflich, aber zugleich sehr kalt, und der Fürst vermuthet, daß der Absolutismus der Herrschergewalt kaum gleiche Wurzeln in einem anderen Herzen geschlagen haben möchte!" —

Brief des Königs Leopold von Belgien an den Herzog über den Nationalverein.

„Derselbe ist den Fürsten, angefangen vielleicht mit dem Kaiser von Oesterreich, sehr unangenehm. Bei dem Kaiser von Oesterreich könnte die Besorgniß noch mitsprechen, daß der Nationalverein damit umgehen möchte, Oesterreich von Deutschland auszuschließen. Hierüber sollte Oesterreich aufrichtig beruhigt werden. Oesterreich, wenn auch gleich kein reiner deutscher Staat, beherrscht doch Völker, die nun schon lange mit Deutschland zusammen gehangen haben und vermehrt hierdurch bedeutend das deutsche Element. Es ist freilich zu bedauern, daß es zwei deutsche Mächte giebt, aber wie die Sachen stehen,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

seitdem man Frankreich aus Einfalt seine alte Suprematie hat wiedergewinnen lassen und nun Millionen von Italienern seine Bundesgenossen gegen Deutschland geworden sind, so können wir eine große Macht im Süden und eine andere im Westen gegen den Erbfeind Deutschlands nicht mehr entbehren."

„Der Nationalverein hat, wie ich höre, die Absicht, im September ein Programm zu verhandeln, die Feinde desselben hoffen, daß er in diesem Bestreben zusammenbrechen werde. Um dies zu vermeiden, müßte man für das Programm ausschließlich allgemein verständliche Dinge wählen, ohne die es kein Deutschland geben könne und welche daher selbst von den Feinden nicht negirt werden können."

„A. Der erste und Hauptpunkt ist und bleibt, daß der Deutsche mit Recht sein Volk und seinen Namen ebenso hoch gestellt haben will, als dies der Fall für andere Völker ist, die ihm offenbar in Bildung und Charakter nachstehen. Dies kann durch den festen Willen des Volks erreicht werden und die Föderativ-Organisation ist kein Hinderniß. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben dieselbe Form, der Einzelstaat ist vollkommen unabhängig organisirt und verwaltet, und dennoch bildet das Ganze eine gefürchtete Macht."

„B. Der zweite Punkt ist, daß die Deutschen sich das Wort geben, nicht zu dulden, daß auch nur das kleinste Stück von Deutschland von fremden Mächten abgerissen werde. Bei dieser Gelegenheit sollte ausgesprochen werden: daß, wenn man Deutschland wieder einmal zu einem Kampf zwingen sollte, dann auch die größten Anstrengungen gemacht werden sollten, um die abgerissenen Theile Deutschlands wieder zu erlangen. Dies ist nothwendig gegen Frankreich, was immer von seinen natürlichen Grenzen spricht und imponirt ihm sehr."

„C. Sollte fest und scharf ausgesprochen werden, daß der Nationalverein einen jeden Deutschen, der schlecht genug sein würde, Abreißungen vom Vaterlande zu proponiren, als einen Verräther auf alle Weise verfolgen werde. Leider könnte ich Deutsche citiren, die dergleichen vorgeschlagen haben, unter anderen Herrn v. Bismarck-Schönhausen."

„D. Verdient die italienische Question berührt zu werden. Alle deutschen Stellungen sind durch das Venetianische im Rücken genommen.

Digitized by Google

Die Italiener gehen darauf aus, sich in den Besitz des ganzen adriatischen Meeres zu setzen. Die Häfen auf der italienischen Seite sind schlecht, dagegen in Istrien und Dalmatien vortrefflich. Deutschland würde also vom Mittelländischen Meere gänzlich abgeschnitten sein, was ihm eine ganz veränderte und nachtheilige Stellung geben würde. Zeigt man in dieser wichtigen Frage, daß man sie aus dem deutschen Gesichtspunkt betrachtet und nicht bloß als eine österreichische, so macht sie dies vorsichtiger; — nächstdem stärkt es auch die Stellung des Regenten, der jetzt und auch früher die Sache immer aus demselben Gesichtspunkt betrachtet."

„Ideen über Parlament und drgl. kommen zu früh, würden daher zur Uneinigkeit führen und das herbeiführen, was die Feinde wünschen. Das nationale Element muß gestärkt werden, es braucht den Separatismus nicht zu zerstören, in dem, was er nützliches haben mag; der Mann von Maryland hat andere Interessen als der von Louisiana, beide stehen jedoch ihren Mann für the United States, so muß es Deutschland machen und es wird mächtig und geachtet sein. Das alte Holland war vor der großen französischen Revolution auch ein Föderativ-Staat, und fürwahr ein mächtiger und geachteter, so klein er war. — Der Geist in Deutschland scheint mir sehr gut, umdestomehr müßten die wünschenswerthen Schritte um Himmels Willen nicht Fiasko machen. — In England ist man jetzt sehr für Deutschland gestimmt, weil man anfängt zu glauben, daß es sich wehren werde. Selbst noch, als Du in England warst, zogen die Engländer dies in Zweifel. Baden und Teplitz waren kostbare Begebenheiten. Wir sind gut gestimmt. Der König der Niederlande, den ich hier gesehen habe, desgleichen, und die Holländer überhaupt. Dies ist alles, wie es sein soll, nur muß Deutschland sich einig zeigen und nicht um Détails disputiren, die zu früh kommen; vor allen Dingen sichere man die National-Existenz, der Zukunft müssen die Einzelheiten überlassen werden."

(NB. Der Brief ist aus Wiesbaden, ganz vor kurzem geschrieben. So gut er ist, hat er seine Schwächen. In dem, was er über Föderativ-Organisation sagt, vergißt der König Leopold namentlich, daß die vereinigten Staaten Republiken sind; daß es da keine Dy-

nastieen giebt, die eigene, von denen des Landes gesonderte Interessen haben können und verfolgen. — Ich sehe nun auch, wo der Herzog seine strategischen Ansichten in Beziehung auf Venetien her hat.)

Noch andere interessante Papiere in Beziehung auf den Nationalverein. Bennigsen, der Präsident, hat Francke veranlaßt, in Berlin anzufragen, ob man dort nichts dagegen habe, wenn der Nationalverein preußische Hegemonie und Volksvertretung am Bundestage in sein Programm aufnehme? — Francke hat deshalb an Max Duncker geschrieben.

Max Duncker hat geantwortet, als habe er nicht bei dem Fürsten Hohenzollern angefragt —: wenn er höheren Orts anfragen wolle, würde er auf diese Frage doch ganz gewiß nicht eine bestimmte Antwort erhalten — man würde sagen: der Nationalverein müsse selber wissen, wie weit er glaube gehen zu dürfen u. s. w. — Vielleicht würde man die Frage aufwerfen, ob es nicht genug sei, wenn der Nationalverein nur das Prinzip preußischer Hegemonie aufstellte — und die andere Hälfte, die Volksvertretung am Bunde weglasse.

Francke schickt diese Antwort mit einigen spöttischen Bemerkungen, hält sie für inspirirt — (gewiß mit Recht) — und meint, mit solchen delphischen Blättern sei nicht viel anzufangen. (NB. mir scheint der letzte Wink trotz der vorsichtigen Fassung deutlich genug.)

Bringe die Papiere später am Tage zu Bollmann, der im Cavalier-Hause wohnt — und sehe da noch manches interessante Papier, einiges mit großer Verwunderung.

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" steht in österreichischem Solde — ein Hauptredacteur derselben ist Herr Orges — preußischer Pionier-Offizier von 1848 — von dem rühren die feindseligsten Artikel gegen Preußen her; er ist eine bedeutende Person, hochgestellte österreichische Staatsmänner correspondiren auf das freundschaftlichste mit ihm. — Er correspondirt auch mit dem Herzog — und wie mir scheint, auch mit dem König Leopold! — Hierher theilt er vertrauliche Briefe mit, die er von österreichischen Staatsmännern erhält und die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind.

Digitized by Google

Briefe vom Grafen St. Quintin, Statthalter in Siebenbürgen; Schilderung der dortigen Zustände; nicht wohlwollend für die Magyaren!

Besonders wichtig: ein Aufsatz Charakteristik des Grafen Goluchowski. Orges giebt zu verstehen, er sei auch von St. Quintin — also ist er wahrscheinlich von einem anderen — vielleicht von einem Anhänger des Grafen Rechberg, gewiß von jemandem, der die Reichs-Einheit will.

Um so wichtiger, da Goluchowski jetzt der eigentliche Faiseur in Wien ist und Rechbergs Ansehen im Sinken. Der Berichterstatter giebt aber ziemlich unumwunden zu verstehen, Goluchowski sei ein Verräther und arbeite nicht an der Erhaltung des österreichischen Staats, sondern an der Wiederherstellung des polnischen! — Sein früheres Wirken wie sein jetziges deutet darauf hin. Er verfolgt und unterdrückt in Galizien das deutsche Element — und die Juden, die sich zumeist den Deutschen anschließen. Er unterdrückt dort im Lande auch die deutschen Schulen. — Galizien war in drei Gubernien zertheilt: er hat das ganze Land unter eine centralisirende Verwaltung in Lemberg gestellt und dadurch dem ehemals zersplitterten Polenthum zu einer gewissen Einheit und Macht verholfen. — Jetzt stimmt er für Sonder-Verfassung und Stände, für einen ungarischen Reichstag — stimmt mit der gesammten Aristokratie — er vor allen — damit auch Galizien seinen besonderen, rein polnischen Landtag habe — und in ihm den Anfang zu einem erneuerten polnischen Reichstag. — Das ist gar sehr der Beachtung werth!

Der Herzog kommt gegen 6 Uhr heim. Die Jagd war schlecht; nur Rehböcke, kein Hirsch. — Als Jagd- und Tischgäste: Wildmeister Wittich, ein schlichter Waidmann, und Postdirektor Jahn — ein feingebildeter Mann.

5. September. Beim Frühstück erzählt der Herzog aus Lissabon, wo er zur Zeit der Königin Maria da Gloria öfter gewesen ist. — Ein Pater Marco — ein Mönch — war den Truppen Don Pedro's mit dem Kreuz voran in die Hauptstadt eingezogen, war dafür Cardinal geworden und eine privilegirte Person; man sah ihm gern nach,

Digitized by Google

daß er einen nichts weniger als kanonischen Lebenswandel führte, und namentlich ein leidenschaftlicher Spieler war. Er legte häufig eine Pharao-Bank auf — und die jungen Prinzen — d. h. der Herzog und der König-Gemahl von Portugal — und ihre Umgebung pointirten.

Die Prinzen müssen in voller Uniform vom Balcon herab, bei entsetzlicher Hitze, der Frohnleichnams-Prozession zusehen — der Cardinal, der wenig und schlecht französisch spricht, ruft ihnen aus der Prozession zu: „Chaud, bien chaud! — mais je viendrai! je viendrai!“ zum Spiel nämlich. — Wie die Prozession vorüber ist, werfen die Prinzen ihre Uniformen ab, ziehen Leinwandkittel an und gehen in die unteren, kühleren Gemächer. Da steht der Spieltisch schon fertig. — Gleich darauf kommt der Cardinal, im rothen Hut und Scharlach-Talar, den goldenen Patriarchen-Stab in der Hand. — In diesem Aufzug — in vollem Ornat, stellt er sich hinter den Spieltisch, präsentirt mit dem Patriarchen-Stab das Gewehr und ruft „Messieurs, faites votre jeu!“

Kurz vor Tisch sendet mir der Herzog Francke's Bericht über die Sitzungen des Nationalvereins und die gefaßten Beschlüsse.

Die Leute sind unreif und wie es scheint ganz unfähig, je reif zu werden! — Sie haben große Dummheiten gemacht! — es ist, als ob sie es darauf anlegten, Mißtrauen zu erwecken und unnütze Händel herbeizuführen! — Sie haben, so viel auch die Führer gewarnt worden sind, eines der drei Dinge gethan, die der Herzog als gefährlich und unheilvoll bezeichnet: sie haben die Hegemonie Preußens und Volksvertretung am Bundestage als das Ziel ihres Strebens proclamirt. — Wenn sie auch einige Worte über Oesterreich hinzufügen, das darum nicht ausgeschlossen sein soll — dadurch ist das bedenkliche nicht beseitigt — und dadurch, daß die Hegemonie Preußens nur eventuell anerkannt wird, nur für den Fall, daß Preußen in den Bahnen des Liberalismus bleibt, eben auch nicht. — Die gewählte Form hat nebenher etwas für Preußen beleidigendes — und die Unreife spricht sich auch darin aus, daß man vergißt, daß die Hegemonie unter anderem eine Frage der Macht ist.

Aber daran haben die Leute noch nicht genug; sie fühlen sich

Digitized by Google

berufen auszusprechen, daß das Bedürfniß Deutschlands nach Einheit in der unseligen Verfassung von 1849 seinen Ausdruck gefunden habe — und amendiren diesen Satz auf den Antrag eines quidam dahin, daß jenes Streben in besagter Verfassung seinen „rechtlichen" Ausdruck gefunden habe!

Wie seltsam, daß 350 Menschen, die von niemandem ein Mandat haben — die singuli sind und weiter nichts, glauben, sie können solche weltgeschichtliche Dinge verfügen!

Ich bin sehr gespannt zu sehen, wie der Herzog die Sache nimmt.

Francke ist selbst ein entschiedener Anhänger des Nationalvereins und hat daher seinen Bericht nicht ohne Kunst darauf eingerichtet, daß Alles im besten Licht erscheine und einen beruhigenden Eindruck mache. — Von Exaltation sei keine Spur zu sehen gewesen; sie sei dadurch unmöglich geworden, daß die Verhandlungen mit zwei ungemein langweiligen, detaillirten Berichten über die bisherige Thätigkeit des Vereins und dessen finanzielle Lage begannen, welche die Versammlung ermüdeten und keine gehobene Stimmung aufkommen ließen. Kurz Francke bemüht sich die Sache so darzustellen, als sei es recht hausbacken und unbedeutend hergegangen in Coburg — und er hat seinen Zweck erreicht. Der Herzog bemerkt garnicht, daß die Leute weit über die Grenze hinausgegangen sind, die ihnen der König Leopold vorzeichnen wollte — daß sie das wirklich gethan haben, was er oft bedenklich nannte. — Er ist mit dem Ergebniß ganz außerordentlich zufrieden. —

6. September. Diner. Der Herzog erzählt die neuesten Erlebnisse der Großfürstin Marie v. Leuchtenberg. Sie kam diesen Sommer ganz plötzlich und unerwartet, ohne ihren Gemahl, aus Paris nach London. Der russische Gesandte, Brunnow, der sie empfangen hatte, erklärte etwas befangen: „Madame la Grande-duchesse ne verra personne!" — Dem König von Belgien, der eben in England war, fiel das auf, er beauftragte seinen Gesandten in Paris, Fürsten Chimay, den Grund dieser seltsamen Erscheinung zu ermitteln. — Bald erfolgte die Antwort: Der Gemahl der Großfürstin, Strogonoff, wollte den eigenthümlichen Lebenswandel seiner Frau nicht länger dulden — lauerte auf — betraf sie mit ihrem Coiffeur —

Digitized by Google

und erstach diesen Coiffeur mit einer Papierscheere, die er von dem Schreibtisch der Großfürstin nahm!

Als die Königin von England in Berlin war, kam auch die Großfürstin Marie auf der Durchreise hin. — Der Prinz-Regent empfing sie — es war eben der Geburtstag des Prinz Consort, Albert, der durch ein Familiendéjeuner gefeiert wurde. Die Großfürstin lud sich selbst dazu ein. — Niemand machte sie darauf aufmerksam, daß sie besser thue, ein Zusammentreffen mit der Königin Victoria zu vermeiden u. s. w. — Sie kommt; schon wie sie angekündigt wird, äußert sich ein allgemeines Mißfallen — besonders dem Großherzog von Baden ist ihre Erscheinung sehr unangenehm. — Niemand spricht mit ihr; die Damen, weil sie nichts mit ihr zu thun haben wollen — die Herren schweigen aus Verlegenheit.

Die Großfürstin rächt sich dadurch, daß sie keck und laut allein das Wort führt — und lauter nicht gerade sehr anständiges Zeug spricht — schlüpfrige Anekdoten erzählt u. s. w. — Der Prinz Karl spricht allein mit ihr.

Gustav Freytag sucht mich in meinem Zimmer auf. Wir sprechen von Weimars politischem Treiben; er sagt mir, die Großherzogin sei es eigentlich, die ihren Gemahl dazu treibe und darauf bestehe, er solle den Herzog doch nicht alles allein machen lassen.

Nationalverein; G. Freytag wußte nichts von dem Briefe Leopolds von Belgien; als ich ihm davon erzählte, wird ihm die Vorsicht und Mäßigung erklärlich, der sich der Herzog in neuester Zeit zugewendet hat. Früher war es anders; der Herzog hat den Nationalverein veranlaßt, sich in Coburg zu versammeln (NB. vielleicht aus dépit über die Badener Scenen) und entschiedene Beschlüsse wären ihm willkommen gewesen.

Auch G. Freytag tadelt den Nationalverein und seine Unvernunft, „die Leute fingen 48 wieder von vorne an, wenn man sie gewähren ließe." Namentlich hat der alte Welcker eine ganz unsinnige Rede gehalten. — Im einzelnen sucht G. Freytag manches zu entschuldigen; kann aber nicht leugnen, daß die Leute die Regeneration Deutschlands in sehr unreifer Weise betreiben, „so wie man es von schwärmenden Sekundanern erwarten dürfte."

Digitized by Google

Tafel im großen Speisesaal. Bennigsen mein Nachbar. Bei Tisch war von dem Aufstande der Polen die Rede, auf den wir uns gefaßt machen müssen. Ich sprach die Hoffnung aus, daß man dann nicht wieder Wehmuthspolitik treiben werde. Der Herzog zieht darauf ohne Schonung los über den Idealismus der Deutschen, der immer gegen sich selbst Partei nimmt. G. Freytag nimmt das etwas übel und meint, gerade diese Objektivität, diese Fähigkeit, sich an die Stelle des andern zu setzen, sei der eigenthümliche Vorzug des Deutschen. Der Herzog ergeht sich fort und fort in bitterm Spott über die schönen Ergebnisse, zu denen dieser Idealismus uns geführt habe. Ich nehme für G. Freytag Partei und mache geltend: der Geltung, die wir dereinst auch in der politischen Welt als Nation hoffen dürfen, hat jedenfalls der deutsche Idealismus sehr tüchtig vorgearbeitet. Seitdem die Leute wissen, was deutsche Wissenschaft und Kunst ist und bedeutet, hat der Deutsche in Frankreich und in England eine ganz andre Geltung als früher. Der Herzog wollte das im Anfang nicht zugeben.

Rückreise nach Schlesien.

Am Morgen des 8. September verließ Bernhardi Reinhardsbrunn, um zunächst noch Gustav Freytag auf seinem Landsitz, Siebleben, bei Gotha zu besuchen. Mit besonderer Ausführlichkeit gedenkt das Tagebuch der dort verbrachten Stunden. Auch Staatsrath Sammer hatte sich eingefunden. Das Hauptthema der dort geführten Unterredungen bildete der Nationalverein, dessen Verhalten von Freytag erläutert und vertheidigt wird. Es heißt darüber u. a.:

Gustav Freytag, der viel mit Bennigsen verkehrt hat, sucht manches in günstigerem Lichte darzustellen, obgleich auch er die Schwächen einräumt. Mit der Erwähnung der Verfassung von 1849 war gemeint, daß diese Verfassung nun in ehrenvoller Weise sollte zu Grabe getragen sein und abgethan. Ich: Das wird aber nicht leicht jemand aus den Beschlüssen des Nationalvereins herauslesen. Wenn die Leute so verstanden sein wollten, hätten sie wenigstens nicht sagen sollen, daß die Bestrebungen der Deutschen in dieser Verfassung ihren

Digitized by Google

rechtlichen Ausdruck gefunden hätten. G. Freytag meint auch, es müßten nun sofort Publicisten des Vereins auftreten und in öffentlichen Blättern bestimmt aussprechen, wie dieser Beschluß zu deuten sei. Er hat auch bei Bennigsen darauf gedrungen. Die Hegemonie Preußens zur Sprache zu bringen, war nothwendig, sagt Bennigsen, damit sie von den Süddeutschen einmal ausdrücklich anerkannt würde. Wie auch die preußische Hegemonie verklausulirt sein mag: es sei viel dadurch gewonnen, daß man die Süddeutschen dahin gebracht habe, sie förmlich anzuerkennen.

Uebrigens, meint G. Freytag, der Herzog könne nichts dagegen haben, wenn der Nationalverein ausspricht, daß er Volksvertretung beim Bundestage verlange, denn der Herzog selbst hat sich in Frankfurt mit den beiden Großherzogen von Weimar und von Baden verabredet: diese drei Fürsten wollen am Bundestage den Antrag auf Volksvertretung stellen. Der Großherzog von Baden erlebt es zum erstenmale, daß sein Volk zu ihm steht, seit er in die Bahnen der Freisinnigkeit eingelenkt hat!

Von dem Ereigniß, das dem Jahre 1860 die entscheidende Signatur geben und auf die Entwicklung der deutschen wie der europäischen Dinge nachhaltigsten Einfluß üben sollte, scheint während der vorstehend erörterten Tage in Reinhardsbrunn wie in Gotha die Kunde noch gefehlt zu haben. Am Morgen des 7. September (des letzten Tages von Bernhardi's Reinhardsbrunner Aufenthalte) hatte Garibaldi als Triumphator über die Armee König Franz' II. seinen Einzug in die Thore Neapels gehalten und damit den für die Zukunft Italiens entscheidenden Schritt gethan. Unmittelbar nach Eingang der Kunde von diesem überall mit gleicher Ueberraschung aufgenommenen Vorgange ließ Graf Cavour die berühmte Depesche abgehen, in der er dem Kardinalstaatssekretär Antonelli gegenüber „dem großen Schmerz der Regierung Sr. Majestät des Königs von Sardinien über die im Dienste der päpstlichen Regierung stehenden fremden Söldnerschaaren" Ausdruck gab, sie als Verletzung des öffentlichen Gewissens Italiens und Europas bezeichnete und die sofortige Auflösung und Entwaffnung jener Korps verlangte. Vier Tage später (11. September) erschienen sardinische Truppen auf dem Gebiete des Kirchenstaats, und eine Woche darauf (18. September) wurde die von Lamoricière geführte päpstliche Armee bei Castelfidardo geschlagen!

Digitized by Google

Bernhardi hatte noch am Abend des 8. September Siebleben verlassen und sich zunächst nach Leipzig begeben, wo Geschäfte ihn hinriefen.

9. September. — Leipzig. Ich ließ mir von Samwer ein Empfehlungsschreiben an Mr. Crowe, den englischen General-Consul in Leipzig, geben und besuchte ihn nun. Da er nach Samwers Brief wußte, mit wem er zu thun hatte, sprach er gleich ganz offen mit mir.

Er hat sowohl den Krieg in der Krim, als den vorigjährigen Feldzug in Italien als Correspondent der Times mitgemacht. Den letzteren im österreichischen Hauptquartier. — Liest mir ein paar seiner Briefe an die Times vor, die nie angekommen sind. Darunter einen, in dem die feste Stellung detaillirt ist, welche die Oesterreicher inne hatten, als der Friede zu Villafranca geschlossen wurde.

Ich lasse mir von dem Feldzug 1859 erzählen; frage: ob sich die Armee Oesterreichs wirklich schlecht geschlagen habe? — Er sagt, die deutschen Regimenter gut — Italiener, Ungarn und Kroaten aber schlecht — und zwar schlecht mit Absicht, sozusagen aus Grundsatz, „because disaffected." — Wie Clam-Gallas' Heertheil sich bei Solferino benommen, das sei allerdings nicht zu rühmen, und zwar vor allen das Regiment Wasa (Nr. 60, ehemals Ignaz Gyulay, und als solches bei Aspern und sonst mit Ruhm bedeckt) habe in einer wahrhaft schmachvollen Weise Reißaus genommen.

Ich: Aber auch über deutsche Regimenter wird viel geklagt; selbst höhere österreichische Offiziere klagen über das Benehmen der Truppen im ganzen.

Crowe: Am allerschlechtesten benahmen sich die Kroaten — bei jeder Brigade ist ein leichtes Bataillon — bei den deutschen Brigaden war häufig ein kroatisches, dessen Benehmen auf das der ganzen Brigade Einfluß übte: „so, on the whole the impression was: weak fighting!" — Daß dann einige besonders schwache Gefechte vorgekommen sind, wie das des Erzherzogs Wilhelm, kann nicht geleugnet werden.

Aber auch von Seiten der Franzosen ist wenig ausdauernde Tapferkeit vorgekommen. Das Gefecht wogte hin

Digitized by Google

und her. Stürmten die Franzosen zu einem entschlossenen Angriff heran, so wichen die Oesterreicher ohne eigentlich den Stoß abzuwarten. Sammelten dann wieder die Oesterreicher ihre Leute und stürmten ihrerseits, vielleicht um etwas verstärkt heran, so wichen die Franzosen. So ist Solferino mehrere Male aus einer Hand in die andere gegangen — immer sehr schnell. Ein hartnäckiges, stehendes Gefecht, das Stunden lang auf einem Fleck bleibt — „such as there would have been, between Russians and English" — und wie sie in der Krim stattfanden, sei gar nicht vorgekommen.

Was die französische Reiterei betrifft, so sind die berühmten Chasseurs d'Afrique vor der österreichischen Cavallerie in schmählicher Weise feldflüchtig geworden, ohne daß es zum Choc gekommen wäre.

(NB. Ich halte das im Stillen zusammen mit dem, was ich gelesen habe und berechne, was von der französischen Reiterei zu erwarten ist. Im ganzen scheint es, daß man mit den Franzosen doch wohl fertig werden kann.)

(NB. Oliphaunt hat Sammer erzählt: Napoleon III. war während des Feldzugs, da es ihm an Erfahrung gänzlich fehlte, mitunter in großer Verlegenheit, namentlich während der Schlacht bei Magenta, die eine Zeit lang schlecht zu stehen schien. Dennoch hatte er sich dermaßen in seiner Gewalt, daß er nie einen seiner Marschälle um Rath oder um seine Meinung befragte, natürlich! behauptete er denen gegenüber nicht den Standpunkt unbedingtester Ueberlegenheit, so konnte seine Stellung sehr unsicher werden! — Aber ein paar englische Offiziere, die den Feldzug in seinem Gefolge mitmachten, fragte er um Rath.)

Im Vorbeigehen wird des britischen Indiens gedacht. Crowe sagt von freien Stücken: die bisherige Regierung des Landes durch die indische Regierung sei die schlechtest denkbare gewesen: „the less there is said about it, the better!"

Zustand Deutschlands — Oesterreichs. Crowe liest mir seine letzte Depesche an Lord John Russell vor. Er ist gut orientirt. Schildert die Lage Oesterreichs als trostlos. Die Aristokratie will — den Un-

Digitized by Google

garn zustimmend — das Reich in einzelne Staaten unter gemeinsamem Oberhaupt auflösen. Graf Rechberg vertritt die Einheit des Reichs, und es ist nicht unmöglich, daß er sich dabei auf die liberale Partei im Lande zu stützen sucht, um überhaupt eine Stütze zu haben, die ihm sonst fehlen würde. An reelle Reformen aber solle Lord John dennoch nicht glauben — denn es fehle in Oesterreich durchaus an Leuten, die fähig wären, sie durchzuführen.

Crowe weiß, daß Orges mit dem König Leopold und dem Herzog von Coburg correspondirt. — Ich erzähle von Goluchowski und dessen möglichem Verrath — denn es ist recht gut, wenn die Engländer von allen Seiten her erfahren, daß sie sich nur auf uns stützen können, nicht auf Oesterreich. — Crowe ist sehr frappirt; der Herzog habe neulich sehr über Goluchowski geschimpft, das aber habe er ihm nicht gesagt. — Hin und her gesprochen darüber; ich sage, da der König Leopold von diesen Dingen unterrichtet ist, werden sie wohl auch der Königin Victoria bekannt sein: „however, this may be worth mentioning to Lord John". — „This may be worth mentioning!" bestätigt Crowe.

Er wirft die Frage auf, was denn werden soll, wenn Oesterreich zu Grunde geht, was garnicht außer aller Möglichkeit liege?

Ich: Deutschland wird sich um so schneller um Preußen fest zusammenschließen; verweise darauf, wie die Sachen in Sachsen, Hannover und Mecklenburg stehen.

Crowe (der natürlich sieht, daß das auf revolutionäre Bewegung deutet): „In England we are always for doing every thing by peaceful agitation."

Ich: „Peaceful agitation will do in Prussia, but not out of it." — Er stimmt mit einem sehr überzeugten „No!" bei.

Ich: Wir müssen uns auch auf revolutionäre Bewegung in Polen vorbereiten, und sind da in einer schlimmen Lage; auch auf dem Wiener Congreß wollten wir bekanntlich nichts mit den Polen zu thun haben, England, France and Austria have forced them upon us — jetzt, nachdem in 45 Friedensjahren die Colonisation allmählich angewachsen ist, da 600,000 Deutsche im Herzogthum leben: „It is impossible now." — Er bittet mich, mit ihm zu correspondiren.

Digitized by Google

Von Leipzig begab sich Bernhardi über Berlin zunächst nach Carwe am Ruppiner See, zum Besuch der Familie Knesebeck, um erst von dort in seine schlesische Heimath zurückzukehren.

10. September. Um 1 Uhr in Friesack abgestiegen; finde da eine Kalesche mit zwei Pferden, um die weiteren vier Meilen zu fahren. Die märkischen Gegenden haben für mich etwas anheimelndes, so dürftig sie sind. Ich fühle, daß ich aus diesem Lande bin. Und man kann es mit Stolz betrachten: es ist das Land, das der Deutsche dem Slaven abgerungen hat.

Seltsam freilich, daß es der Eroberung werth scheinen konnte! — Wie mag es ausgesehen haben, als es von trägen, halbwilden Wenden dürftig bewohnt war. Macht es doch noch jetzt den Eindruck, als ob es nicht vollständig angebaut wäre! — Die unabsehbare Fläche ist theils Sand, theils leichter Moorboden (Torferde) — die Felder sehen nicht so sorgfältig bestellt, nicht so gepflegt aus als in anderen Gegenden Deutschlands; viele, etwas sumpfige Wiesen — dazwischen weite, ganz ungepflegte Strecken, die nur als Weideland benutzt werden. — Die Wege — dem Schlesier ein ganz ungewohnter Anblick — vervollständigen das Bild. Bei dem Mangel an Steinen ist von eigentlichem Straßenbau nicht die Rede; die Wege sind eben nur dadurch entstanden, daß man da, und nicht irgendwoanders gefahren ist. Geleise in den Sand oder Moorboden eingeschnitten, weiter nichts; an nassen Stellen etwa noch Gräben zu beiden Seiten. — Der Weg führt durch Fehrbellin. — Auch die Städtchen sind in der Mark von anderem Charakter als anderswo; sie tragen weniger Spuren hohen Alters und städtischer Selbständigkeit an sich. — In Wustrau fällt mir des alten Zieten ehrwürdiges Haus auf am Ende des Ruppiner See's. Bald darauf lange ich in Carwe an.

Ich finde Frau von Knesebeck ganz allein, mit zwei noch unerwachsenen Söhnen. Lebhafte und interessante Gespräche bis spät Abends.

Ich erfahre, daß außer Bismarck-Schönhausen nicht nur Usedom und Albert Pourtalès, sondern auch unser Freund Theodor Bethmann-Hollweg der Ansicht war, man müsse eine Zeit lang mit Napoleon III. Hand in Hand gehen.

Digitized by Google

Auch von den inneren Verhältniſſen in Preußen iſt die Rede. In Radensleben wohnt Herr v. Dieſt, der einzige Landrath, den Schwerin bis jetzt abgeſetzt hat.

Von dem hieſigen Landrath, der vor kurzem ſeinen Abſchied genommen hat, wird erzählt: er rühmte ſich, daß er ſeit „der neuen Aera" die Miniſterial-Reſkripte gar nicht leſe. Sich darum zu kümmern, was der Regent und ſeine Miniſter befehlen, war ganz unter ſeiner Würde; er wirthſchaftete in der alten Weiſe fort, ohne ſich im Mindeſten darum zu kümmern.

Boyen wird erwähnt. Ich wundere mich über ſeine Beziehungen zu der Frau des Hauſes — er iſt doch reactionär. Sie ſagt, er ſei es nicht; nur als der Prinz von Preußen Regent wurde und das liberale Miniſterium einſetzte, hat Boyen, der wohl wußte, daß das eigentlich „against the grain" war, ihm geſagt, er ſolle es ſich erſt wohl überlegen, denn zurück könne er nicht mehr, wenn es einmal geſchehen ſei.

Frau v. Kneſebeck, die immer glaubt, ihr reges politiſches Intereſſe entſchuldigen zu müſſen, erinnert daran, wie die Zeiten ſich geändert haben, wie jedermann jetzt den lebhafteſten Antheil an der Politik nimmt; erinnert an die „harmloſen Zeiten", wo eine Kunſtausſtellung in Berlin für lange Zeit das Haupt-Intereſſe der Geſellſchaft bildete. — Jetzt ſei eine Kunſtausſtellung in Berlin eröffnet und niemand kümmere ſich darum!

Ach ja! ich erinnere mich auch noch der Zeiten, wo die Phaſen der Hegel'ſchen Philoſophie die ganze gebildete Welt beſchäftigten, wenn gerade keine Kunſtausſtellung war. Und gehen wir noch ein wenig weiter zurück, ſo kommen wir auf die unſchuldigen Tage, in denen ein Maskenzug bei Hof, Lalla Rookh oder ſo etwas, Monate lang der Gegenſtand aller Geſpräche war.

Die Hausfrau macht mich aufmerkſam darauf, daß der Tiſch, an dem wir frühſtücken, aus dem berühmten Tabaks-Collegium Friedrich Wilhelms I. herſtammt. — Die Kneſebeck ſind aus Niederſachſen; ein Zweig der Familie war in Tilſen in der Altmark angeſiedelt ſeit dem 13. Jahrhundert — ein unbegüterter junger Mann aus dieſem Hauſe war Flügel-Adjutant Friedrich Wilhelms I. und Mitglied des Tabaks-Collegiums. Carwe gehörte ſeit langen Zeiten

Digitized by Google

der Familie Bredow — damals einer Erbin dieses Namens, die als wohlhabende, kinderlose Wittwe hier hauste. Der König sendete Knesebeck mit einem Brief zu ihr; nachdem die junge Wittwe das Schreiben gelesen, fragte sie den Ueberbringer, ob er den Inhalt kenne? — nein! — Da kam die Dame in die Verlegenheit ihm selber sagen zu müssen: Der König wolle, daß sie ihn heirathe. Knesebeck heirathete sie wirklich und wurde Großvater des Feldmarschalls.

Das jetzige Haus wurde damals gebaut. Friedrich Wilhelm I. schenkte das Bauholz dazu und Möbel: daher dieser Tisch.

Geschichts-philosophische Studien.

Nach Kunnersdorf zurückgekehrt — wo er bis Ende 1860 fast ununterbrochen verweilte — nahm Bernhardi seine gewohnte Thätigkeit wieder auf und widmete seine Zeit fast ausschließlich der Arbeit. Vor allem beschäftigten ihn seine geschichts-philosophischen Studien. Er las St. John Bolingbroke's „Letters on the study and use of history" — Montesquieu's „Geist der Gesetze" — Voltaire's „Historische Schriften" und Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" seiner Gewohnheit gemäß mit der Feder in der Hand. Des Herder'schen Werkes, das er vor 40 Jahren zum ersten Male gelesen hatte, erinnerte er sich noch so genau, daß ihm die Abweichungen der neueren Auflage von jener älteren auffielen, die ihm während seiner Heidelberger Studienzeit vorgelegen hatte.

Aus den bezüglichen eingehenden Erörterungen heben wir einige besonders bemerkenswerth erscheinende Abschnitte hervor.

Bolingbroke, ein Buch das immerhin sehr merkwürdig ist, wenn nicht an sich, doch als Zeichen seiner Zeit und wegen des sehr großen Einflusses, den es auf dieselbe geübt hat.

Die Polemik gegen den Unfug seiner eigenen Tage, gegen den steifkirchlichen, leblosen dogmatischen Glauben, die Unterordnung aller Forschung und geschichtlichen Kritik unter ein ganz willkürliches Gesetz, dem zu Folge sie zu einem im voraus gegebenen Gesetz führen müssen — gegen die schwerfällige, unfruchtbare, dem Leben fremde Gelehrsamkeit: diese keck und dreist geführte Polemik ist allerdings eine be-

Digitized by Google

rechtigte. Wenn er nur an die Stelle der mittelalterlichen Dunkelheit etwas besseres zu setzen hätte, als eine rohempirische, materialistische Philosophie, welche die triviale Selbstsucht als das allein berechtigte Prinzip an die Spitze der menschlichen Dinge stellt, — wenn er nur nicht mit dem Hohn des hartgesottenen Weltmannes auf alles Ideale — auf alle echte und wahre Bildung, gerade wie auf die pedantische Gelahrtheit seiner Zeit herabsähe.

Es ist ein unermeßliches Unheil, daß der Kampf gegen die alte Zeit, gegen die Leute von Bossuets Schlage von solchen Leuten wie Bolingbroke und mit solchen Waffen begonnen wurde!

Da er von dem Werth der Erkenntniß und echter umfassender Bildung an sich gar keinen Begriff hat, in der Bildung an sich keinen Zweck menschlichen Strebens zu sehen weiß, sieht er in dem Studium der Geschichte nur ein Mittel, sich zum politischen Intriganten auszubilden. Auch weiß er nur von einer Geschichte der Cabinets-Intriguen; daß es eine andere, namentlich eine Culturgeschichte geben könnte — die im weitesten Sinn gefaßt die eigentliche Geschichte wäre — davon hat er keine Ahnung.

Und selbst die Bildung seiner politischen Intriganten müßte nach seinen Vorschlägen eine sehr mangelhafte bleiben, da sie immer nur zu subalterner Beinstellerei befähigen würde. Ueber die Hauptsache, darüber, wie große weltgeschichtliche Revolutionen entstehen und werden, würden die armen Leute stets im Unklaren bleiben. Das scheint sie nicht viel angehen zu sollen.

Und welcher Mangel an Einsicht und Kritik, der aus Widerwillen gegen die christliche Religion, in den Büchern des alten Testaments nicht die einzige Geschichte uralter semitischer Blüthezeit erkennen will, die wir haben, sie als Märchen verwirft und dagegen Xenophons Cyropädie für Geschichte hält und den Guicciardi höher stellt als den Thucydides.

Montesquieu „Esprit des lois". — Das Buch ist ein sehr geistreiches — der esprit des Buches ist aber großentheils ein gemachter; die Pointen sind etwas mühselig zugefeilt und sehr sorgfältig polirt.

Seltsam, wie vollständig der Mann von der Vorstellung beherrscht ist, daß die gesellschaftlichen Zustände durch die Gesetze geschaffen

Digitized by Google

werden. — Es nimmt sich das fast lächerlich aus und doch war dieser seltsame Irrthum seiner Zeit ziemlich allgemein. Bildete man sich doch ein, das Geheimniß der englischen Verfassung liege in der kunstreichen Weise, in der die verschiedenen Elemente der souveränen Macht durch die Gesetze zwischen König, Oberhaus und Unterhaus vertheilt seien! — Auch der weise Sièyes und der vielgepriesene Lafayette lebten der Ueberzeugung, daß man gesellschaftliche Zustände nach abstrakten Grundsätzen beliebig machen kann — und es giebt auch wohl jetzt noch Leute, die in solchen naiven Anschauungen leben. Wo man glaubt, daß der gesellschaftliche Zustand durch die Gesetze gemacht wird, glaubt man auch, es könnten überall nach Belieben, eine Monarchie, eine aristokatische oder eine demokratische Republik eingeführt werden. Es käme nur darauf an, daß man die richtigen Rezepte befolgt. — Bei einem bon législateur denkt M. sich einen Virtuosen im Gesetzgeben, der die künstlichsten Dinge ganz abstrakt zu Stande zu bringen wisse.

„C'est dans cela que les législateurs se sont signalés" — „C'est ici que les législateurs se sont surpassés" sagt er gern, wenn er an die Probleme kommt, die er in diesem Sinn für die schwierigen hält.

Bei einem solchen Virtuosen kann man natürlich eine beliebige Staatsverfassung bestellen, wie Semmeln beim Bäcker. Der Irrthum war zu Montesquieu's Zeit weit verbreitet; er ging aus einem Mißverständniß des Alterthums — namentlich des Plutarch hervor, und Montesquieu selbst machte ihn allgemeiner. Niemand fand damals solche abenteuerliche Redensarten lächerlich — man bewunderte sie als Sprüche der Weisheit. Die assemblée constituante ging, Lafayette und solche Lichter an der Spitze, in naivem Glauben an ein gesetzgeberisches Virtuosenthum an ihr Werk — und die Polen bestellten sich geradezu eine Verfassung bei — J. J. Rousseau!

Sehr charakteristisch ist es auch wie und weßhalb der esprit des lois zu seiner freigeisternden Zeit angegriffen wurde. Sittenlose Pfaffen und beschränkte Parlamentsräthe fielen über das Buch her, weil die theologalen Tugenden, die Offenbarung und die maßgebende Lehre der katholischen Kirche darin ignorirt sind und

Digitized by Google

der Freigeist Montesquieu muß sich in seiner Vertheidigung entrüstet darüber stellen, daß man an seiner Orthodoxie zweifelt. Es ist beachtenswerth, wie er seine Angriffe auf die Kirche und die christliche Religion vorsichtig versteckt anzubringen weiß. So läßt er die Nothwendigkeit die Klöster aufzuheben in China hervortreten. So bespricht er, warum in Aegypten oder sonst wo erlaubt war seine Schwester zu heirathen — anders wo verboten — als verstehe sich von selbst, daß dabei nur bürgerliche Zweckmäßigkeit, kein Gesetz einer geoffenbarten Religion maßgebend sein könne. Wie spricht sich in dem Allen die Macht des Clerus aus, ein System, an das er selber nicht glaubt, durch polizeiliche Mittel aufrecht zu erhalten — die unvermittelten Gegensätze der Zeit, die Lügenhaftigkeit des ganzen Zustandes.

In dem Livre VII. zeigt sich ganz besonders grell, wie Montesquieu die Erscheinungen dieser Welt in umgekehrter Ordnung sieht. Augusst, erzählt er, wollte in Rom keine Luxusgesetze haben: „C'est qu'il fondait une monarchie et dissolvait une république.“ — „On sentit qu'il fallait d'autres moeurs.“ — Also nicht dadurch, daß die republikanischen Sitten seit vielen Menschenaltern untergegangen waren, ist die Alleinherrschaft mit Nothwendigkeit herbeigeführt worden — sondern: jetzt ist Monarchie — Gott weiß warum — da müssen andere Sitten eingeführt werden.

Wollte man im Gegentheil die Republik wieder herstellen, dann müßte ein anderes Rezept zur Anwendung kommen! —

Daß er immer den damaligen Zustand Frankreichs genau copirt, wenn er von monarchie im allgemeinen zu sprechen scheint, geschieht mit Absicht; um die Schwächen dieses Zustandes aufdecken zu können, thut er, als lasse sich bei monarchie gar kein anderer denken. —

Livre VIII. von der Corruption der drei verschiedenen Regierungssysteme; ich war sehr gespannt darauf, ob der Verfasser dieses Verderben auch werde von der Gesetzgebung ausgehen lassen? — Nein! — Im Widerspruch mit allem bisherigen wird hier gesagt, das Verderben gehe von der Corruption des öffentlichen Geistes aus.

Gleich darauf aber wird wieder erzählt: „comment les plus petits changements dans la constitution entraînent la ruine des principes.“ — Claudius (wohl der Volkstribun Clodius) beschränkte die

Digitized by Google

Censur — damit wird die Corruption in Rom mächtig. Was für Leute es waren, die damals das Censor-Amt übten — von welchem sittlichen Werth — und was für unsauberen Zwecken die Censur unter den damaligen Bedingungen dienen konnte — darüber hat er nicht nachgedacht.

So gehen gerade entgegengesetzte Vorstellungen unmittelbar bei ihm nebeneinander her, ohne daß er es gewahr würde. — Bei einer solchen Unklarheit ist der oft gerügte Mangel an Methode nicht zu verwundern.

Die geschichtliche Bedeutung des Buchs liegt aber nicht in dem, was darin sporadisch dem Grundirrthum widerspricht, sondern in dem herrschenden Grundirrthum selbst, den es mächtig weiter verbreitete: daß man gesellschaftliche Zustände nach Belieben schaffen kann.

Uebrigens sind die englische Weltmacht, die sich seither entfaltet hat, und die nordamerikanischen Freistaaten wie eigens geschaffen, alle seichten Theorien des guten Mannes zu widerlegen.

Im 14. Buch, „des lois dans les rapports qu'elles ont avec la nature du climat" kommt dann die eigentliche Weltanschauung des Menschen vollständig zum Vorschein; die Lehre der Encyclopädisten, zu denen er gehörte. Charakter und Schicksal des Menschen wird lediglich durch materielle Eindrücke bestimmt z. B. durch klimatische. Die Weltgeschichte wird dabei sehr nebensächlich und willkürlich behandelt. Was braucht der Mann die Weltgeschichte! Er hat eine gefrorene Schafszunge beobachtet, die hat ihn über alles aufgeklärt.

Materielle Bedingungen sind es — Klima, Natur des Bodens u. s. w. — die durchaus bestimmend auf den Menschen einwirken, durch ihre Beziehungen zu seiner Selbstsucht trivialster Art. Ideale Motive, die bestimmend auf ihn einwirken könnten, kommen nur als Verkehrtheit, als unberechtigter Unfug, als superstition vor.

Im 19. Buch, das von den Beziehungen der Gesetze zu den Prinzipien handelt, die Sitten und Gewohnheiten eines Volkes im allgemeinen bestimmen, da stehen wir wieder auf einem der Punkte, wo wir gewahr werden, daß Montesquieu die Dinge in höchst verkehrter Weise auf den Kopf gestellt hat; denn zeigt sich auch eine dämmernde Vorstellung von den Wechselbeziehungen, in denen das

Digitized by Google

Culturleben der Völker und ihre Institutionen zu einander stehen, so bleibt das Alles doch so unklar, daß M. aus seinem Irrsal nicht erwacht. Der Schüler einer Philosophen-Coterie, die behaupten konnte, wenn der Mensch Hufe hätte wie ein Pferd, würde er auch nicht mehr Intelligenz haben wie ein Pferd, und die nicht daran dachte, daß sie uns danach erklären müsse, warum der Affe mit seinen vier Händen nicht noch mehr Intelligenz habe als der Mensch — der konnte natürlich nicht zu der Einsicht gelangen, daß jedes Volk in seinem eingebornen Genius auch sein Geschick in sich trägt.

Welch' eine Ansicht dann auch von Kunst und Wissenschaft! Beides steht mit der Mode ungefähr auf gleicher Linie und geht aus der „vanité" hervor! Vanité ist das einzige, vernünftige, berechtigte — ideale Streben des Menschen.

Es ist immer, wie etwas unbegreifliches, daß dieses seicht-geistreiche Gewäsch für Philosophie gelten konnte.

Daß dieses wunderliche Buch in Frankreich noch immer in Bezug auf den Gegenstand, den es behandelt, als classisch und maßgebend betrachtet — als Autorität citirt wird, ist wohl eine abenteuerliche Erscheinung und beweist, wie vieles, namentlich bei den Franzosen, eine herkömmliche Geltung behält, bloß weil es einmal „reçu" ist.

Für die Kenntniß seiner eigenen Zeit ist es aber im höchsten Grade wichtig und belehrend. Welch' eine seltsame Anschauungsweise, die Shakespeare's Werke wunderlich fand und den esprit des lois nicht! So täuscht das, was uns ein Gewohntes ist, auch das geistige Auge über das Barocke und Lächerliche — gerade, wie man sich an die lächerlichsten Moden gewöhnen kann.

Voltaire. In meinem Studium der Philosophie der Geschichte bin ich nun bis auf Voltaire gekommen; kein Wunder, daß dies Buch und sein Verfasser einen gewaltigen Beifall fand bei seinen Zeitgenossen, die lüstern waren nach solchen Lehren! — Wie keck sind sie hingestellt, — und welche Eleganz und Präcision der Darstellung! — Der Unbefangene sieht freilich auf den ersten Blick, daß es Voltaire nicht um die Wahrheit zu thun ist — sondern darum, sein Publikum davon zu überzeugen, daß die Lehren des Christenthums und die Geschichte desselben nicht die Wahrheit seien. Gegen alle seine Gegner

Digitized by Google

konnte er in den Augen dieses Publikums sehr leicht Recht behalten; denn diese Gegner waren der allerelendsten Art — und dem Publikum genügte in seiner Leichtfertigkeit eine witzige Wendung: „L'on répondit, comme doit faire un homme du monde, en se moquant du pédant". — Wie befriedigend für die Leser, daß jeder hasenfüßige Weltmann sich ohne weiteres für einen „Weisen" halten darf — weil er kein Schulpedant ist — wenn er sich nur die leichte Mühe giebt jeden Ernst, jede gewissenhafte Strenge zu verlachen.

Welcher schneidende und geistreiche Hohn! — Und was Voltaire großen Vortheil giebt: er ist im Recht in seinen Angriffen auf die unfruchtbare pedantische Schulgelehrsamkeit und die unsittliche geistknechtende Kirchlichkeit seiner Zeit. — Wenn er nur nicht das elende Kunststück machte, jeden wissenschaftlichen Ernst als identisch mit lächerlicher Pedanterie — jeden religiösen Sinn, philosophischen Ernst als identisch mit Jesuiten-Kirchlichkeit hinzustellen. — Wenn er, der diesen Kampf beginnt, nur nicht selbst der Apostel der Nichtswürdigkeit wäre!

Welche Unwissenheit neben den erborgten Flittern einer Scheingelehrsamkeit! — Vieles konnte er damals freilich nicht besser wissen, von den Verwandtschaftsverhältnissen der Sprachen und Völker z. B. wußte er damals überhaupt nichts. Aber damit ist die freche Ignoranz nicht in allen ihren Theilen gerechtfertigt.

Besonders aber hat der niedrige Gesell von Werth und Würde des Menschen und der Menschheit, und von dem, was sie begründet, keinen Begriff — kein Verständniß dafür, was griechische Bildung in der Geschichte der Menschheit für eine Bedeutung hat. Er nennt den schmutzigen Hof Catharina's II. „plus éclairée que ne l'ont jamais été la Grèce et Rome".

Das Streben geht dahin darzuthun, daß der Inhalt der jüdischen und der christlichen Religion und selbst ihre Legenden aus anderen, älteren Religionen entlehnt sind — wodurch der Gedanke an eine Offenbarung beseitigt wird — und daß die Elemente aller früheren Religionen sich in der christlichen in schmählicher Entartung wiederfinden.

Digitized by Google

Wenn doch Voltaire wieder aufleben könnte, um zu sehen, daß gerade die vornehme Welt, für die er schrieb, sich jetzt vor ihm kreuzigt und segnet.

Kritik der Orphischen Gesänge ist bei solcher Tendenz natürlich nicht seine Sache — und da fällt seine Ansicht von den eleusinischen Mysterien ungemein günstig aus. — Seltsamer Weise stimmt Voltaire hier mit allen Mystagogen überein, von den Neuplatonikern, von Porphyrius de antro nympharum bis auf Creuzer. Was ihn bestimmt, ist natürlich nur das Verlangen, das Heidenthum der Griechen dem Judenthum und Christenthum so glänzend wie möglich in großer Ueberlegenheit gegenüberzustellen. —

Er hat entschieden die Absicht, Bossuet zu widerlegen — oder vielmehr dessen Lehre als eine durchaus absurde erscheinen zu lassen — und zu einem gerade entgegengesetzten Ergebniß zu gelangen. Da er mit den Thatsachen ebenso willkürlich umgeht wie sein Gegner, kann er natürlich so gut wie jener zu jedem beliebigen Ergebniß kommen.

Die Idee ist allen Encyklopädisten gemein, daß das Christenthum erst die Entartung der antiken Civilisation verschuldet habe. Von ihnen, unmittelbar von Montesquieu, hat sie dann Gibbon entlehnt. Sie sind sämmtlich so befangen in ihrer Feindschaft gegen die Kirche, daß sie darüber gar nicht gewahr werden, daß die Entartung schon vor dem Christenthum da war und das Christenthum mit verderbte.

In Voltaire's Capiteln über China zeigt sich die moralische Weltordnung, die er im Sinne hat, in beinahe cynischer Nacktheit. Die Grundlage ist eine unermeßliche Verachtung des eigentlichen Volks, du vulgaire. — Was dieser Pöbel für Dummheiten glaubt, das ist sehr einerlei —: aber die Vornehmen sollen sich, gleich den gebildeten Chinesen, von allen lästigen Vorurtheilen frei machen, die sollen den Verstand haben, den „Aberglauben" bloß als etwas zu betrachten, womit man die Masse in Ordnung hält. — Die Priester — das wird ausdrücklich verlangt — sollen sich nicht anstellen, als glaubten sie den Unsinn, den sie lehren. Sie sollten aufgeklärte gens du monde sein; — überhaupt soll aller Ernst, alle „Pedanterei" aus der Welt verschwinden — und alle Strenge.

Digitized by Google

Einmal geräth Voltaire freilich, was die Bildung der Massen anbetrifft, mit sich selbst in Widerspruch und meint, es sei doch nicht ganz gleichgiltig, was die glaubten. Die superstition des masses hat die Macht der Päpste und damit das Unglück der Welt gemacht; es sei ein Irrthum zu glauben, die Völker würden um so unterthäniger sein, je entschiedener sie durch die Fesseln des Aberglaubens gebunden seien. Nein! — sie zwingen dann ihre Herren, dasselbe Joch zu tragen; den forgerons et bûcherons de l'Allemagne zu Liebe habe Heinrich IV. zu Canossa Buße thun müssen.

Das ist sehr charakteristisch. Nicht um ihrer selbst wegen kann irgend etwas darauf ankommen, was die Leute glauben und denken —: nur wegen ihrer Beziehungen zu der feinen Welt. — Uebrigens tritt auch hier wieder die seichte Ignoranz hervor; Voltaire weiß nicht einmal, daß gerade die deutschen forgerons und bûcherons treu zu ihrem Kaiser standen — und unter anderem von der Ehelosigkeit der Priester nichts wissen wollten.

Welch ein Mangel an Verständniß! — von Gregor VII. sagt er: „les sages l'ont mis au nombre des fous!" — saubere sages das!

Im Grunde war aber die sogenannte gute Gesellschaft für Voltaire wirklich le monde — kein Wunder, daß er nie einen Begriff von wahrer Kunst und Poesie haben konnte; der Gedanke, daß es dergleichen nur im engsten Zusammenhang mit dem Leben des Volkes geben kann, ist für ihn gar nicht denkbar. Kunst und Poesie sind ihm etwas, wie die feine Kochkunst und gleich dieser nur für die feine Welt vorhanden. Die Freude an Kunst und Poesie hat eine entschiedene Aehnlichkeit mit der an les femmes, Trüffeln und Champagner.

Bei den vier Blütheperioden der Kunst, die er annimmt (den Zeiten Alexanders, Augusts, der Medicäer und Ludwigs XIV.) bleibt denn auch alles wahrhaft Große und Schöne verworfen, was die Menschheit hervorgebracht hat. Homer, Sophokles und Aristoteles, Dante und Shakespeare bleiben ausgeschlossen.

Ich brach in tiefer Einsamkeit in lautes Gelächter aus, als ich

Digitized by Google

die Aeußerung las, eine in Europa bekannt gewordene Tragödie der Chinesen, die Voltaire übrigens mit einer gewissen Ostentation bewundert, sei freilich nichts besonderes — sie möge wohl mit den Versuchen des Aeschylus ungefähr auf gleicher Stufe stehen.

Das willkürliche Umspringen mit den Thatsachen ist ungemein naiv. Pythagoras hat den nach ihm benannten Lehrsatz nicht entdeckt; er hat die Eigenschaften des rechtwinkligen Dreiecks wahrscheinlich durch die Gymnosophisten in Indien kennen gelernt; denn in China wußte man damit Bescheid: „ce qui était si connu à la Chine, pouvait aisément l'être dans l'Inde!“ — Auf diese Art läßt sich auch beweisen, daß Pythagoras in Indien die Gewohnheit angenommen hat, Thee zu trinken. Une boisson si connue à la Chine pouvait aisément l'être dans l'Inde. Das ist sehr einleuchtend.

Die Skizzirung der Weltgeschichte ist seicht und ohne jedes Verständniß — ohne Kritik. Gewisse Dinge werden angefeindet, ganz nach subjectivem Belieben, andere in derselben Weise sehr günstig dargestellt. Nirgends eine Spur von ernstem Denken über die Genesis und den inneren Zusammenhang der Erscheinungen.

„Les croisades épuisèrent l'Europe d'hommes et d'argent et ne la civilisèrent pas“ — ein sehr schöner Ausspruch! — Warum Philipp der Schöne den Sitz des Papstthums nach Frankreich verlegte, davon hat V. keine Ahnung; ebensowenig davon, was dies für Folgen hatte, wie unheilbar dadurch das Ansehen des Papstthums erschüttert wurde. Daß der Kreuzzug gegen Constantinopel ein Kampf wurde, den Genua und Venedig um den Welthandel führten, davon weiß er nichts — ebensowenig von Occam und der Lehre der Minoriten, — ebensowenig, daß Huß für den Kelch im Abendmahl stritt u. s. w. — Er sieht überhaupt keinen Zusammenhang in der Weltgeschichte; alles ist einfach absurde — sauvage — barbare — ridicule. —

Vom Tridentiner Concilium spricht er, als sei da blos in der albernsten Weise über ganz kindische Dummheiten verhandelt worden. Daß die katholische Kirche, die der Kaiser zusammenberufen hatte, um eine Ausgleichung mit der protestantischen zu bewirken, sich viel-

Digitized by Google

mehr sofort als Richter über jene constituirte — und überhaupt ihre Weltherrschaft auf neuer Grundlage, auf das System allgemeinster geistiger Unfreiheit gegründet, wiederherzustellen unternahm, und daß es diesem Beginnen an Größe gewiß nicht fehlt — davon hat er ebensowenig begriffen, als von irgend einem Andern weltgeschichtlichen Ereigniß. Pater Lainez stellt er hin als einen armseligen Idioten: den Mann, der Charakter, Pläne und weltumfassende Bedeutung des Jesuitenordens festgestellt hat.

Freilich war zur Zeit, als er schrieb, die Behandlung der Geschichte in einem traurigen Zustande und das entschuldigt ihn zum Theil. Es entschuldigt den gewöhnlichen Menschen sogar vollständig, wenn der etwa nichts von der Sache begriffen hätte — nicht aber den Genius, der Anderen die Lampe anzünden will. — Als Goethe seinen Götz und Egmont schrieb und den geschichtlichen Gehalt ihrer Zeiten errieth, hatte er keine besseren Quellen als Voltaire.

„Ziska, ce que veut dire le borgne" — Sziszka heißt zufällig ein Tannzapfen. — Das könnte hingehen, daß er dergleichen nicht weiß, aber Ezzelin d'Aromano sollte doch Niemand schreiben der vorgiebt, italienisch zu wissen. —

Die Art, wie der schmutzige Gesell von Jeanne d'Arc spricht, ist empörend. — Man hat Mühe sich hineinzudenken in diese Verachtung alles Großen und Wahren in der Kunst und Poesie, alles dessen, was mit echter Begeisterung aus dem wirklichen Leben der Nationen hervorgeht; in diese Vergötterung alles Künstlichen, Conventionellen und mühselig für die loisirs müßiger und verderbter vornehmer Leute Berechneten! — Der verständlichste Aufschluß über diese Verirrung liegt in dem Urtheil über den Ariost, dem besonders eine connaissance approfondie du coeur humain, verbunden mit feiner Satire nachgerühmt wird; — die ganze Anschauungsweise hat ihren Grund darin, daß Grundsatzlosigkeit vornehm-gebildeter Kreise in Voltaire's Augen der normale Zustand der Menschheit ist — und daß ihm jeder Glaube an eine ernste Bestimmung des Idealen fehlt. — Das lag nicht blos in seiner Zeit, sondern großentheils in seiner unedlen Persönlichkeit. Er lernte in

Digitized by Google

der Jugend schon England kennen, wo andere Ansichten verbunden mit Protestantismus und politischer Freiheit herrschten — er war also von den Umständen ganz anders begünstigt als Lessing und Herder — aber er war nicht der Mann dazu sich zu ihrer Höhe zu erheben und alles Wahre und Echte, Kunst und Poesie wie Geschichte sind ihm durchaus fremd geblieben.

Die gänzliche Unfähigkeit, etwas von dem Gang der Weltgeschichte zu begreifen, zeigt sich namentlich in dem wahrhaft kindischen Urtheil über die Reformation: „Les disputes de religion qui agitèrent les esprits en Allemagne, dans le Nord, en France et en Angleterre, retardèrent les progrès de la raison au lieu de les hâter.“ —

Die Reformation ist ihm zufolge nicht das nothwendige Ergebniß der vorangegangenen geistigen Bewegung, nicht die unerläßliche Bedingung aller folgenden — sondern eine ganz unmotivirte verdrießliche Dummheit, — nur eine der absurden Ausgeburten des alten Unfugs, der bekämpft werden muß. — Er bewundert Italien dafür, daß es an diesen Dummheiten keinen Antheil genommen hat — und es fällt ihm dabei entfernt nicht ein nachzufragen, was denn weiter aus Italien geworden ist. Dann freilich geräth er mit sich selbst in Widerspruch, wenn er doch wieder die Reformation „cette grande révolution dans l'esprit humain“ nennt.

Der Essai sur les moeurs et l'esprit des nations zusammt den später geschriebenen remarques ist ein wunderliches Buch, das zuletzt, wie das bei dem Werke eines eigentlich blos seicht und lässig spielenden Geistes geschehen mußte, auf gar nichts hinausläuft. — In dem résumé ist eigentlich gar nicht resumirt — oder wenigstens ist die Lehre, daß man nicht alles glauben soll was in den Büchern steht, ein ungemein dürftiges Resultat — und es bezieht sich eben nur auf die Literatur der Weltgeschichte, nicht auf die Weltgeschichte selbst.

In den remarques nimmt Voltaire dann allerdings wieder, — wie in der introduction, eine Art von philosophischem Anlauf. Die opinion macht alles in dieser Welt, darum soll man vor allen Dingen die Geschichte der opinion als den eigentlichen Kern der Weltgeschichte

Digitized by Google

schreiben — er bildet sich also wohl ein, das gethan zu haben — wo die opinion aber eigentlich herkommt, warum sie zu einer gegebenen Zeit so und nicht anders gestaltet war — das bleibt ganz unerklärt.

Dabei die seltsame Vorstellung, daß nicht in dem Wogen und Kämpfen der religiösen Meinungen das Ringen des menschlichen Geistes nach Freiheit und erweitertem Verständniß liegt — sondern daß diese Kämpfe nichts weiter waren als unnütze dumme Zänkereien, die nebenher gingen, neben der eigentlichen Bildungsgeschichte der Menschheit und nur immer störend und hemmend eingriffen. Es ist kaum möglich weniger von der Weltgeschichte zu begreifen.

Sehr auffallend waren mir in der XIme remarque, des moines, die Schlußsätze: „Tout le monde convient qu'au lieu de ces retraites monastiques, où l'on fait serment à Dieu de vivre au dépens d'autrui et d'être inutile, il faut des asiles à la vieillesse qui ne peut plus travailler. Tout le monde voit que chaque profession a ses vieillards, ses invalides, que le nom d'hôpital effraie et qui finiraient leurs jours sans rougir dans des communautés instituées sous un autre nom."

Da ist die Socialisten-Theorie von den invalides du travail fertig.

Herder. Im Verfolg meiner geschichts-philosophischen Studien Herders „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte" angefangen. — Ich bin sehr gespannt auf das Buch; denn ich habe es einst als etwa fünfzehnjähriger Knabe gelesen, und erinnere mich wohl des Eindrucks, den es mir damals machte. Es war mir damals nicht recht, daß Herder die Allmacht Gottes nach meiner Ansicht nicht gehörig anerkannte — sich bemühte nachzuweisen, wie überall in der Schöpfung die Mittel dem Zweck entsprechen. Mir schien, die Allmacht bestehe eben darin, daß sie jedes Mittel, wie es auch beschaffen sei, jedem Zweck dienstbar machen könne; die Mittel entsprechen jetzt dem, was als ihr Zweck erscheint, weil die Allmacht es so gewollt hat und würden in derselben Weise jedem anderen Zweck entsprechen, wenn die Allmacht es gewollt hätte.

Was mir jetzt zunächst entgegentritt, ist die Willkürlichkeit der

Digitized by Google

Vorstellungen und Folgerungen, die aller Philosophie vor Kant eigen ist. — Inwiefern mag Herder sich des Materialismus bewußt gewesen sein? Jedenfalls tritt uns hier ein ganz anderer Adel des Geistes entgegen als bei Voltaire; — eine ganz andere Tiefe des Denkens; — eine viel größere Weite des Horizonts und der Studien. —

Voltaire's Philosophie ist eigentlich Naseweisheit. —

Es ist freilich nicht zu verkennen, daß die französischen sogenannten Philosophen des 18. Jahrhunderts, Helvetius u. s. w. einen gewissen Einfluß auf Herder geübt haben — aber was er von ihnen entlehnt hat, erscheint in gar sehr veredelter und erweiterter Gestalt — idealisirt.

Kant dagegen übt gar keinen Einfluß auf Herder; ja diesem widerstrebt die strenge Methode des Königsberger Weisen, die er entschieden ablehnen und ignoriren mußte, wenn er nicht seine eignen Betrachtungen, die sich mit bequemer Willkürlichkeit in der Art der älteren Philosophen bewegen, und die gewonnenen Ergebnisse über Bord werfen wollte, um ganz von vorn anzufangen.

Doch enthält das Buch sehr vieles Geistreiche. — Namentlich ist sehr schön gesagt, daß die Vorstellung, welche unser Geist sich von den Gegenständen macht, ein anderes Ding ist als das Bild, was die Sinne ihm zuführen. — Eine Erfahrung, die allerdings geeignet ist weit zu führen.

Uebrigens mußte das Werk bei seiner Erscheinung um so größeren Eindruck machen, da ihm selbst die krankhaften Elemente nicht fehlen, die im Geist seiner Zeit lagen.

Diese sentimentalen Neigungen stehen mit dem sonstigen Gedankengang Herders, z. B. mit dem fundamentalen Satz, daß der Mensch nicht mit Vernunft, sondern nur mit der Fähigkeit zur Vernunft geboren wird — und daß die Entwickelung zur Vernunft und „Humanität" seine Bestimmung hienieden ist — und mit dem, was daraus unbedingt gefolgert werden müßte, in einem unvermittelten Widerspruch.

Damit schlägt die Vorstellung plötzlich in eine sehr inconsequente Rousseau-Georg Forster'sche Gefühlsschwärmerei für Naturmenschen und Naturzustände um. Nachdem uns früher gesagt worden ist, die

Digitized by Google

Selbst-Erziehung zur Humanität sei die Bestimmung des Menschen und nur wenige erreichten das Ziel, erfahren wir nun, die bewußtlose Humanität sei die echte und wahre, und die komme in jedem Zustand der menschlichen Gesellschaft in gleichem Grade zum Vorschein. — Das bischen Menschenfressen, das man den Naturmenschen zum Vorwurf macht, wird dabei mit leichter Hand sehr schonend behandelt.

Auch Lebensglück sei in allen möglichen Zuständen der Gesellschaft für den Menschen, nach seinem eignen jedesmaligen individuellen Maßstab, der hier allein gelten könne, in gleichem Grade erreichbar, folglich habe man kein Recht, ihnen die europäische Cultur aufzuzwingen.

Das, was früher als Zweck des menschlichen Daseins bezeichnet wurde, ist damit verleugnet; es ist damit unvermerkt und unausgesprochen ein ganz anderer Lebenszweck, Glück oder Wohlbehagen in dem gegenwärtigen Zustand, an die Stelle getreten, und Herder wird das Abspringen von einem Prinzip auf das andere gar nicht gewahr. Das geschieht und kann nur geschehen, weil er sich die Frage, worin denn eigentlich Humanität bestehe, weder vorlegt noch beantwortet. Hätte er sich gesagt: ihr Wesen liegt in dem Bewußtsein der moralischen Würde des Menschen, so mußte das Urtheil über gegebene menschliche Zustände wohl etwas anders ausfallen.

Freilich wird später das System vollständiger entwickelt und manches, was anfangs im Widerspruch mit einander zu stehen scheint, wird erklärt und ausgeglichen — aber es bleibt doch gar mancher innere Widerspruch ungelöst.

Humanität ist der Zweck des Daseins — aber ohne daß die Vorsehung die Absicht hätte den Menschen planmäßig dazu zu erziehen; sie hat ihn mit der Fähigkeit dazu ausgestattet und es ihm selbst überlassen, wie er sie entwickeln will. Sie hat sein Schicksal in seine eigene Hand gelegt. — Er kann irren und falsche Wege einschlagen. — Schön! — aber: da der Mensch nicht blos für seine Person irren kann, sondern für das Ganze — da es in seiner Macht liegt, die gesellschaftlichen Zustände entweder im Sinne der Humanität auszubilden, oder irrend zur Entartung zu führen — entstehen offenbar

Digitized by Google

die gesellschaftlichen Zustände nicht mit der unbedingten Naturnothwendigkeit, die früher behauptet wurde.

Herder leugnet, daß Fortschritt der Inhalt der Weltgeschichte sei und der Zweck des Daseins der Menschheit; — daß Zeit auf Zeit wirkt. „Die ganze Geschichte der Völker wird uns in diesem Betracht eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde" — aber darauf ist die Schöpfung nicht angelegt; es geschieht seltsamer Weise ganz unabhängig von dem Plan der Schöpfung, wie zufällig nebenher.

Herder leugnet den progressus in infinitum des Menschengeschlechts, sagt, jedes Geschlecht sei um seiner selbst willen da — es sei eine Art von Frevel zu glauben, daß alle früheren Geschlechter überhaupt nur um des letzten willen da wären. — Ein seltsames Mißverständniß! — Das wird durch jene Lehre vom Fortschritt keineswegs vorausgesetzt; hatte doch schon Lessing ausgesprochen, daß Ringen — Streben — der Fortschritt an sich, die Bestimmung des Menschen hienieden sei —: nicht das Erreichen irgend eines bestimmten Ziels.

Von Planen der Vorsehung im Gang der Weltgeschichte, also von einem logos in der Geschichte will er nichts wissen. Er nennt sie „Plane, die man der Vorsehung unterlegt".

Da die verschiedenen gesellschaftlichen Zustände, als klimatisch geordnet gleichzeitig und gleichberechtigt gedacht werden — und als ein Unrecht gebrandmarkt wird, wenn man den Wilden ihre eigenthümlichen Zustände rauben will, um sie zu europäischer oder irgend einer anderen Cultur zu erziehen — so scheint es, als wären die gesellschaftlichen Zustände von Rechtswegen unwandelbar; es wäre dann ein Unfug, daß es überhaupt eine Geschichte giebt —: denn eben die Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände ist Geschichte.

Bis zu Sätzen, deren nothwendiger Schluß diese kühne, alle Geschichte perhorrescirende Behauptung wäre, kommt der Weltweise, der es unternimmt, uns den Gang der Weltgeschichte philosophisch zu deuten. Ist denn aber etwa kein Zusammenhang in der Weltgeschichte? — reißt sie etwa bei jedem Geschlecht ab, um bei dem nächsten wieder von vorne anzufangen? — Das gerade Gegentheil hat Herder selbst

Digitized by Google

gesagt — und es ist unbedingtes Gesetz, daß die Lebensäußerungen jeder Generation fortwirken in die Zukunft — daß jede Generation weiter webt am sausenden Webstuhl der Zeit — daß fort und fort jede neue Generation sich eben dadurch in eine andere Welt versetzt findet als die früheren; — sind die lebenden Geschlechter verantwortlich für die Bedingungen des Daseins, die sie den Nachkommen hinterlassen? — dann sind sie nicht blos ihrer selbst, sondern auch um der folgenden Geschlechter willen da.

Herder leugnet auch, daß der Mensch für den Staat erschaffen sei. Von dem Staat, der als ethischer Organismus ein Leben für sich hat, weiß er nichts. Er betrachtet ihn gewissermaßen als das Hinderniß, das der Humanität mannichfachen Eintrag thut; der Edle hält sich fern davon und wirkt als Philister im Stillen für Humanität.

Herder erwartet dabei eine immer weiter ausgebreitete, immer entschiedenere Herrschaft der Humanität; es scheint sogar eine unbedingte Herrschaft der „Vernunft und Billigkeit" und ein ewiger Friede in Aussicht zu stehen —: aber ohne daß Alles das in dem Schöpfungsplan läge; eigentlich nur als zufälliges Ergebniß des Ganges der Dinge.

Sehr charakteristisch für die ganze Weltansicht Herders ist es, in welcher Weise er die schließliche Bewältigung der störenden, bösen Prinzipien — der Naturen, die ein dämonisches Eroberer- und Kriegshelden-Wesen in sich tragen — erwartet. Er erwartet sie nicht dadurch herbeigeführt zu sehen, daß etwa das Menschengeschlecht im Allgemeinen erstarkte und, im Bewußtsein der eignen selbständigen Würde, den übergreifenden Ansprüchen solcher dämonischen Naturen heldenhaft entgegen zu treten wisse; — sondern im Gegentheil davon, daß eine allgemeine sentimentale Abschwächung des Menschengeschlechts den Heroismus ganz beseitige, auch jene dämonischen Naturen ergreife und abschwäche, so daß sie ohne Mühe zu bewältigen seien.

Es steht im engsten Zusammenhang damit, daß Herder Alexander den Großen, der den Sieg europäischer Gesittung über Asien und den Geist, der in seinen despotischen Cultur-Staaten herrschte, abschließend feststellte — mit Attila und Dschingis-Khan, den gewaltigen Gegnern europäischer, freiathmender Cultur in eine Reihe stellt.

In diesem colossalen Mißverständniß, wie in der Hoffnung auf

das allgemeine Zahmwerden der Menschheit, spricht sich der jammervolle Zustand Deutschlands zu Herders Zeit aus und der Einfluß, den dieser Zustand auf die Geister, natürlich auch auf Herder, übte. Die Leute hatten, in der Zerfallenheit Deutschlands, kein Vaterland; sie hatten so wenig einen Begriff von einem National-Dasein und dessen Werth, daß sie sich etwas darauf zu gute thun, Kosmopoliten zu sein; — sie sind dem geschichtlichen Leben der Völker in dem Grade entfremdet, daß sie sich bei Kriegen gar nichts anderes zu denken wissen, als unnütze Raufereien unter den Fürsten, welche die Völker nichts angehen, unter denen die Völker nur leiden.

Klinger war in größere Lebensverhältnisse geführt worden, darum sieht er auch anders. Es ist lehrreich ihn neben Herder und Wieland zu stellen.

In Allem, was Herder über das Mittelalter sagt, zeigt sich eine leidenschaftliche Stimmung gegen den Adel, — und eine leidenschaftliche Stimmung führt den Historiker nicht immer sicher die richtigen Wege. Der Wunsch, dem neuentstandenen Mittelstande die gesammte neue europäische Cultur als sein alleiniges Werk zuzuschreiben, läßt ihn auch die Bedeutung der Kreuzzüge verkennen. Er weiß nicht, was es bedeutet, wenn die Geister im Allgemeinen durch große, den Horizont erweiternde Begebenheiten und Erlebnisse angeregt sind — und meint „unter einem friedlichen Stadtregiment“ hätte dies und jenes noch viel besser gedeihen können —: man glaubt Nicolai reden zu hören! — Ein „friedliches“ Stadtregiment pflegt jämmerlich zu verkommen; aus dem Reichsmarktflecken Kuhschnappel ist noch nie etwas Großes hervorgegangen — und die Städte des Mittelalters hätten gewiß auch nur wenig zu Tage gefördert, wenn sie „friedliche“ gewesen wären, wenn die Zeit den Bürger nicht auch zum tapferen Krieger und erfahrenen Staatsmann erzogen hätte.

Es ist in Herders Sinn ganz consequent, daß der Einfluß der Hansa um so viel zu hoch angeschlagen wird als der der Kreuzzüge zu niedrig.

Auffallender als alles übrige aber ist, daß Herder — (der Theologe) — die geistige Bewegung, die sich seit den Kreuzzügen innerhalb

Digitized by Google

der Scholastik kundgab, und den Einfluß den sie übte, nicht zu würdigen weiß. Abälard und Occam stehen mit Erigena und der ganzen Sippschaft auf einer Linie als gehörten sie ohne Einschränkung zu ihnen — den Meistern der alten Richtung. Der Einfluß Occams und der Minoriten auf Wiklef und Huß — der geistigen Bewegung auf das Sektenwesen im südlichen Frankreich — ist Herdern entgangen. — Ebenso erwähnt er wohl, daß Frankreich zuerst sich dem Papst widersetzte — weiß aber nichts weiter darüber zu sagen, als daß dies mit Grazie geschah — und übersieht den entscheidenden Umstand, daß die Rathgeber Philipps des Schönen, Nogaret und Pierre Flotte aus dem Waldensischen Süden her waren.

Während ihm so der wirkliche Faden des Zusammenhangs entgeht, träumt er mit wunderbarer Zuversicht gar oft einen Zusammenhang, wo keiner ist: einen Einfluß des Christenthums auf den Buddhismus und einen Zusammenhang der Albigenser mit den Manichäern des Orients.

Politische Aufzeichnungen aus dem Herbst 1860.

Neben den Aufzeichnungen litterarischen Inhalts, deren im vorigen Capitel eingehend Erwähnung geschehen ist, enthalten die Tagebücher aus dem Herbst 1860 auch eine Reihe Notizen mehr politischer Natur, welche zeigen, daß einerseits Bernhardi — wie sehr er auch von seinen Studien in Anspruch genommen sein mochte — doch den Zusammenhang mit der Entwickelung des öffentlichen Lebens niemals verlor, und welche andrerseits für die damaligen innerpolitischen Zustände Preußens vielfach charakteristisch sind. Einmal, Anfang November, wurde die Landeinsamkeit auch durch eine kurze Reise unterbrochen. Bernhardi folgte der Einladung des Freiherrn von Richthofen, der einige politische Freunde auf sein Gut Brechtelshof eingeladen hatte.

15. September. Sardinien im offenen Krieg mit dem Papst! Natürlich genug! Cavour kann nicht Alles dem Garibaldi überlassen, der sich Roms wegen mit Mazzini eingelassen hat. Aber die Ereignisse rücken auch uns näher.

Digitized by Google

21. September. Die Zeitungen bringen die Nachricht, daß Lamoricière geschlagen ist. Daß es so kommen werde, war mir nie einen Augenblick zweifelhaft.

7. Oktober. — Treffe mit dem Obersten Heydebrand und seinem Sohn (Lieutenant bei der Garde-Artillerie) zusammen. — Der Oberst sagt mir, was ich nicht gerne höre: daß Anstalten gemacht werden, abermals 8 neue Cavallerie-Regimenter zu errichten. Es würden als Vorbereitung bei mehreren Regimentern schon wieder 5. Schwadronen errichtet! —

11. Oktober. — Lange Briefe geschrieben an Usedom und an Max Duncker. Den letzteren mache ich darauf aufmerksam, daß es in Rußland neben dem Ministerium eine einflußreiche Camarilla giebt, und daß in dieser Anhänger gewinnen, wohl das beste Mittel wäre, Gortschakoffs Intriguen zu durchkreuzen. Die Camarilla besteht aus den Herren, die als Altersgenossen mit dem jetzigen Kaiser zusammen erzogen sind. Da Barätinsky abwesend ist, Adlerberg und Patkul vollkommen unbedeutend sind, kommt es hauptsächlich auf die beiden Baranoffs an — und die wären wohl zu gewinnen; Andrä Rosen sagt mir, daß sie, in Beziehung auf innere Angelegenheiten wenigstens, für Geld nicht unzugänglich sind. —

24. Oktober. Zeitungen: Große Nachrichten aus Oesterreich: Verfassungen in der Mehrzahl und ein Reichsrath! Goluchowski und die Ungarn haben ihr nächstes Ziel erreicht. Wird das nun helfen den Staat retten?!

11. November. Brechtelshof. — Ich sollte womöglich gestern Abend kommen, und wenn das nicht ging, heute ein paar Stunden vor dem Diner. Wie ich eintrat, wurde mir auch klar, warum. Röpell ist da seit gestern Abend, und es sollten umfangreiche, orientirende politische Gespräche geführt werden (die wahrscheinlich zu nichts geholfen hätten).

Gesellschaft: Richthofen von Barzdorf, der älteste der Brüder, der mich sehr freundschaftlichst begrüßt, mit seiner Frau, Tochter des berühmten Generals Grolman, und deren Schwester — die Mutter v. Richthofen, die hier in Brechtelshof den anderen Flügel des ge-

Digitized by Google

räumigen Hauses bewohnt, mit einer unverheiratheten Tochter — dann der zweite in der Reihe der Brüder, Karl v. Richthofen, auf Donnsdorf, bis vor kurzem Professor der Rechte an der Universität Berlin — obgleich der sehr wohlhabende Besitzer vier schöner Rittergüter. — Seine zweite Frau, die ich als Fräulein Louise v. Frankenberg in Hirschberg gesehen habe, begrüßte mich sehr freundlich. — Aus Jauer waren da Koltitz und der Hauptmann Lewinski.

Bei Tisch lebhafte Conversation, unsere neueren Historiker wurden durchgemustert, für Ranke waren die Herren sehr günstig gestimmt — an Schlosser hatten sie viel auszusetzen — der schwache Gervinus wurde zu meiner Verwunderung theilweise in Schutz genommen — L. Häusser dagegen als bloßer Compilator gänzlich verworfen und Leo wurde perhorrescirt, obgleich Röpell als sein Schüler sich seiner annahm.

Das Gespräch ging dann, und für den ganzen Abend, auf die politische Lage des Augenblicks und namentlich auf die Militär-Vorlagen über — und ich gewahrte zu meiner sehr peinlichen Ueberraschung, daß die Leute in dieser Beziehung noch heute vollkommen ebenso verblendet, ebenso unvernünftig, ebenso leidenschaftlich sind, wie im vergangenen Winter. Bincke-Hagen macht mit ihnen, was er will, und bringt sie ohne Mühe zu jedem Unsinn. — Richthofen von Brechtelshof muß ich ausnehmen, der ist besonnen — der Barzdorfer will nicht von Vorurtheilen für die Landwehr lassen, aber man kann mit ihm doch reden.

Am leidenschaftlichsten sind Röpell und Karl Richthofen vernarrt in willkürlichen doctrinären Vorstellungen; sie hören nicht und sehen nicht —: wollen nicht sehen und nicht hören. — Die traurigen Erfahrungen, die man 1848 und 49 mit der Landwehr gemacht hat, die Reißaus nahm — die erklären sie für einzelne Fälle, die nichts beweisen — ohne zu erklären, warum sie denn nichts beweisen.

Lewinski will erzählen, — erzählt, was er selbst mit der Landwehr erlebt hat, z. B. in dem Gefecht bei Xiouz. Röpell und Karl Richthofen wollen nicht hören und rufen einmal über das andere: „Das sind einzelne Fälle, die nichts beweisen!"

Digitized by Google

Außerdem steht im Geist das Gespenst eines bleibenden Deficits vor ihnen, eines finanziellen Ruins, wie ihn Oesterreich erlebt — und namentlich sagt dann auch K. Richthofen zu mir: Noch dazu werden wohl alle diese Opfer ganz umsonst sein; die Regierung werde sich doch nicht zu einer consequenten Politik erheben — *man werde doch die Armee gar nicht verwenden!*

So sehe ich mich auf's Neue bestätigt in der Ueberzeugung, daß unsere Regierung nur durch eine entschiedene Politik (auswärtige), nur durch große Ereignisse, die sie herbeiführt, oder denen sie doch entschlossen auf halben Wegen entgegen geht — die definitive Zustimmung der Abgeordneten zu der Neubildung der Armee erlangen wird. — Sie muß active Politik treiben, das ist das einzige Mittel, aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen. *Für den Augenblick ist nichts zu thun, als die Sache in der Schwebe zu erhalten.*

Von Vincke-Hagen haben die Leute in ganz unbegreiflicher Weise eine ungeheuere Vorstellung, die etwas sehr wunderliches hat, wenn man diesen unpraktischen Herrn sieht, wie er wirklich ist. *Was sind doch Doctrinairs für unbrauchbare Leute!* Und zumal deutsche Doctrinairs! Nebenher fragt mich Röpell, wir mir die neue Breslauer Zeitung gefällt? — Er ist bei der Redaction betheiligt und hat mir das Programm zugesendet. Da kann ich ihm natürlich nicht sagen, daß ich mich nicht weiter darum bekümmert und kein Blatt davon gelesen habe. — Ich gebe die ausweichende Antwort, daß ich mit der Tendenz, wie sie schon aus dem Programm hervorging, im allgemeinen einverstanden sei. — *Nun, dann solle ich das Blatt auch unterstützen!* — Womit denn? — Nun, mit einem gelegentlichen Artikel, einem Brief u. s. w. — Dann meint Röpell, sie möchten gar gerne Winke haben, was man denn eigentlich haben wolle — wohin sie eigentlich steuern sollen. Ich solle doch einmal nach Breslau kommen, um Alles zu besprechen.

Ich: Zu Weihnachten gehe ich auf ein paar Tage nach Berlin, vielleicht komme ich von dort nach Breslau — wenn ich erst selber wieder orientirt bin. —

Bei Tisch war auch von der Begünstigung des Adels in der Armee die Rede — Röpells Erfahrungen in Beziehung auf seinen

Sohn gaben die Veranlassung dazu. — Lewinski giebt zu, daß solche Begünstigungen allerdings stattfinden, daß die Obersten junge Leute bürgerlichen Standes, die sich zum Dienst melden, wenn sie irgend können, zurückweisen, und junge Edelleute vorziehen — obgleich ganz vor kurzem wieder eine sehr bestimmte Kabinetts-Ordre an sie ergangen ist, daß keinerlei Begünstigung des Adels stattzufinden habe.

12. November. Brechtelshof. Besuch bei der Mutter Richthofen in ihrem Theil des Hauses. Dann kommen wir alle am Theetisch der jungen Frau v. R. zusammen.

Richthofen-Barzdorf tadelt unsere Breslauer Freunde wegen ihrer ewig wiederkehrenden Neigung, sich mit den Demokraten einzulassen und zu befreunden. Auch zur Herausgabe der verjüngten Breslauer Zeitung haben sie sich mit den Demokraten verbündet. Sie haben zweifache Prospecte im Lande herumgeschickt, der eine war von Röpell, Molinari u. s. w., der andere von Demokraten unterzeichnet. In dieser Zeitung schreibt nun auch der von der National-Versammlung her nur zu sehr bekannte Stein.

Richthofen-Brechtelshof ist auch beunruhigt durch das, was er in den letzten Tagen gesehen und gehört hat. Der Verkehr der Liberalen mit den Demokraten gefällt ihm durchaus nicht. — Besonders aber macht es ihn besorgt, daß die Herren von unserer Partei so ganz und gar befangen und verblendet sind in Bezug auf die Umbildung der Armee.

Röpell hat geäußert: Der Minister Patow müsse, was diese Angelegenheit anbetrifft, mit einem peccavi vor das Haus der Abgeordneten treten; das sei der einzige Ausweg!! — Vincke-Hagen hat nichts geringeres im Sinn, als das Ministerium zu der förmlichen Erklärung aufzufordern: die ganze gegenwärtige Formation der Armee sei nur provisorisch, und es solle damit der definitiven Formation in keiner Weise präjudicirt werden. (NB. Wie ich die Leute kenne, sind sie wahrscheinlich im Stande, ihn auch in diesem Unsinn zu unterstützen.)

Das sind schlimme Aspecten! — Es ist für Richthofen-Brechtelshof ein Trost, daß ich ihm sagen kann, das Ministerium wolle sich darauf beschränken, für jetzt nur zu verlangen, was nöthig ist, die Armee auf

Digitized by Google

dem gegenwärtigen Fuße fortzuerhalten — die Angelegenheit aber im Uebrigen in der Schwebe erhalten.

Ich sage, daß ich selbst wegen der Wahlen im nächsten Herbst nicht ohne Sorgen bin; wie die Sachen jetzt stehen, könnten wohl theils Junker, theils Demokraten den Unsrigen über den Kopf wachsen. — Richthofen befürchtet das auch; das Terrain sei für uns theils durch die Fehler der Regierung, theils durch die unserer eignen Partei gar sehr verdorben.

19. November. Wieder in Kunnersdorf. Einen langen Brief an Max Duncker geschrieben: daß man nicht daran denken darf, jetzt eine definitive Zustimmung der Abgeordneten zu der neuen Organisation der Armee zu erhalten; — denn die Leute kehren in demselben Wahn, in derselben Vorliebe für Landwehr zurück, die sie in der letzten Sitzung zur Schau trugen; — sie haben eine ungeheuere Vorstellung von Vincke-Hagen, der sie zu jedem beliebigen Unsinn verleiten kann. — Man muß sich darauf beschränken, für jetzt zu verlangen, was nöthig ist um die Armee in ihrem gegenwärtigen Zustand eine gegebene Zeit lang zu erhalten.

Mehr zu erlangen, ist auch deshalb unmöglich, weil die Leute nicht glauben, daß man die Armee wirklich in Folge einer entschlossenen Politik brauchen werde. Sie meinen es werde doch bei einer schwankenden charakterlosen Politik bleiben und der Aufwand für die Armee vergebens gemacht sein.

Die endgültige Sanctionirung der neuen Organisation kann die Regierung nur durch eine energische auswärtige Politik erlangen, in welcher sie entschlossen die Initiative ergreift —: „da liegt die Lösung und nirgends sonst."

29. November. Erhalte meine neue Broschüre gedruckt zur Revision. Max Dunckers Randglossen machen mir einen peinlichen Eindruck und setzen mich in Verlegenheit; sie geben der Schrift den Charakter einer offiziösen und manches wird dadurch zu sehr abgeschwächt. — Unangenehm!

In seinem Briefe sagt er: der Schwarck-Stiebersche Prozeß habe großen Eindruck gemacht (wohl auf den Regenten) — und es wäre jetzt Aussicht, einige der reactionären Beamten los zu werden.

Digitized by Google

Stimmt dem bei, daß nur die äußere Politik auch die Lösung der inneren Fragen bringen kann — „und hoffentlich wird". — Einen so zuversichtlichen Nachsatz hat er noch nie hinzugefügt; das hat etwas zu bedeuten.

Was die Sache angeht, so steht soviel fest: „die Regierung behält das Gesetz von 1814 bei und mit demselben das ganze bisherige Landwehrsystem. Sie beantragt eine Novelle zu diesem Gesetz auf die Ausdehnung der Reservezeit bis zum 28. Jahre, unter völliger rechtlicher Gleichstellung des Reserve- und Landwehrverhältnisses. Die Kavallerie bleibt wie sie jetzt ist, 48 Regimenter Linie. Daneben werden in vier Provinzen 12 Landwehr-Kavallerie-Regimenter beibehalten. — Die Landwehr-Infanterie ist Reserve-Feldarmee und Garnisontruppe."

Nachmittags in Hirschberg. Dr. Fliegel erzählt mir mit freudestrahlendem Antlitz: daß wir gegründete Aussicht haben, unsern Herrn Landrath los zu werden; er hat sich in einen Handel verwickelt, der nicht anders als sehr schlimm für ihn enden kann. — Durch die gesetzwidrige, willkürliche Verhaftung und Gefangenhaltung eines ganz unbescholtenen Mannes in Herichsdorf, gegen den gar keine Klage vorlag. — Der Mann lebt nämlich in „wilder Ehe" mit einer Weibsperson; empört in seinem tugendhaften Gemüth durch ein solches Verhältniß will der Landrath den Mann zwingen, sich mit der Person trauen zu lassen. Da der Mann nicht will, verhaftet er ihn — und zwar läßt er ihn durch Gensdarmen bei Nacht in seinem Hause überfallen und aus seinem Hause, aus seinem Bett abholen. — (NB. Wahrscheinlich war die Absicht des nächtlichen Ueberfalls, ihn mit der Person zu betreffen, und man muß sie auch wohl wenigstens in demselben Zimmer betroffen haben, sonst wäre das Folgende ganz undenkbar.)

Um den Mann für sein Vergehen gegen die Sittlichkeit zu strafen, hält ihn der Landrath acht Tage mit verurtheilten Sträflingen zusammen im Stockhaus in Hirschberg gefangen und läßt ihn mit den verurtheilten Sträflingen zusammen die Gassen kehren! —

Und dieser Mann hat nicht gewagt zu klagen! — So ist die

Digitized by Google

Bevölkerung eingeschüchtert durch das Gebahren der Behörden unter dem Minister Westphalen; so vollständig ist das ehemals felsenfeste Vertrauen der Bevölkerung in die Gerechtigkeit der Regierung, durch die Reaction, vernichtet worden.

Die Sache ist ganz zufällig, im Laufe einer anderen Untersuchung, an das Licht gekommen, da die Leute aus Herichsdorf ihrer beiläufig erwähnten; der Staatsanwalt wurde aufmerksam, zog die nöthigen Erkundigungen ein und hat nun die Sache ernsthaft in die Hand genommen. (NB. O des belebenden, erweckenden Einflusses, den die Stieberſche Geschichte auch in den Provinzen übt!)

Der Regierungs-Präsident in Liegnitz wird natürlich alles Mögliche thun, seinen Liebling zu retten; er wird den Competenz-Conflikt erheben und suchen, die Sache als Disciplinar-Sache vor sein eigenes Forum zu ziehen, um den Vortrefflichen den unvermeidlichen Folgen eines gerichtlichen Verfahrens zu entziehen. Da würde der Landrath natürlich auf das glänzendste gerechtfertigt aus dem Handel hervorgehen. —

Auf den Kavalier-Berg; da ist Concert und viel Hirschberger monde. Zedlitz aus Erdmannsdorf, Fliegel und der kleine Kießling. Diesen beiden sagte ich, daß eine Execution gegen Dänemark in Aussicht stehe. — Das befremdete sie gar sehr und mißfiel diesen Liberalen außerordentlich; was? — meinten sie: in dieser ohnehin so bedenklichen Zeit! wozu sollte das?

Kießling meinte, die letzte Parlamentssitzung sei sehr schlecht gewesen, die diesmalige werde wohl nicht besser ausfallen, „unsere Partei discreditirt sich im Lande!“ — er wurde leidenschaftlich, „wir hätten sollen auf Vincke-Hagen hören und der Regierung ganz oppositionell zu Leibe gehen;“ — vergöttert Vincke — schimpft auf die Neubildung der Armee — und da ich von der Nothwendigkeit dazwischen spreche, eine tüchtige Armee zu haben — rief er buchstäblich aus: „Wir brauchen keine Armee!“ — mit unserer Energie und unseren Landwehren haben wir Napoleon I. geschlagen. Wie viel Unvernunft wird in dieser Sitzung wieder zu Tage kommen! Gott sei es geklagt! — Sehr verstimmt! —

Digitized by Google

Tod Friedrich Wilhelms IV.
Die politische Lage im Januar 1861.

Ende Dezember reiste Bernhardi nach Berlin, wohin seine Familie sich bereits früher begeben hatte und wo er mit Rücksicht auf die Gymnasialstudien seiner Söhne einige Zeit dauernden Aufenthalt zu nehmen gedachte.

27. Dezember. Im Dunkeln in Berlin eingetroffen. Um 12 Uhr kommt Paul Rennenkampff (von der russischen Gesandtschaft). — Meine Damen hatten gestern — wo die Kinder an den Masern erkrankten, zu ihm geschickt, und ihn herbeschieden — in dem Bedürfniß, einen theilnehmenden Menschen zu sehen.

Er spricht von vielerlei. Rußland; dort ist man sehr gespannt auf den Neujahrstag a. St., an dem ein Ukas nun endlich die neuen Verhältnisse der Bauern regeln soll.

Der Finanzminister Kniäschewitsch, der nicht mehr vorwärts weiß, hat dem Kaiser Vorstellungen gemacht, hervorgehoben, daß das kaiserliche Haus und die Armee zusammen drei Viertheile der Staats-Einnahmen verschlingen; — der Hof kostet je nach den verschiedenen Jahren, von dreißig bis zu fünfzig Millionen Rubel Silber im Jahr. — Kniäschewitsch hat die Nothwendigkeit vorgestellt, ein regelmäßiges Budget zu entwerfen und namentlich eine bestimmte Summe auch für das kaiserliche Haus festzusetzen, wenn es auch das Maximum der bisherigen Ausgaben, mit fünfzig Millionen wäre.

Der Kaiser ist über diese Zumuthung sehr böse geworden und hat den Minister gefragt: „Willst Du mich unter Vormundschaft stellen?" — und wenn er auch später wieder eingelenkt hat, ist es doch zu dem gewünschten Beschluß nicht gekommen. — Kniäschewitsch war von dem einzigen Sachverständigen in seinem Ministerium, dem Geheimrath von Hagemeister, zu seinem Schritt veranlaßt. Wie wunderlich sich die Leute in Rußland betrügen lassen. Für das kaiserliche Haus ist gar kein état festgesetzt; man entnimmt dafür aus dem Reichsschatz die Summe, die man verbraucht, ohne eine bestimmte Grenze. Dennoch präsentirt Schuwalow, Minister des kaiserlichen

Digitized by Google

Hauses, am Schluß eines jeden Jahres einen „Ueberschuß" von 400 bis 500,000 Rubel Silber — die er „erspart" hat — um sich die Hälfte davon schenken zu lassen! — Ein Ueberschuß, erspart auf eine ganz unbestimmte Summe! —

Von der hiesigen Kammersitzung prophezeit Paul Rennenkampff, daß sie sehr unerfreulich ausfallen werde: die katholische Fraktion, Reichensperger an der Spitze, will Lärm darüber schlagen, daß der preußische Gesandte aus Turin nicht des Papstes wegen abberufen worden ist; — die Liberalen wollen Lärm machen wegen der Sendung der „Lorelei" nach Messina — alle mit einander wollen neue Händel anfangen der Militärfrage wegen — und alle mit einander werden desgleichen bemüht sein, neue scandala im Stile der Schwarck-Stieberschen Geschichte zu Tage zu fördern.

29. Dezember. Abends Besuch bei Droysen. Politik: Droysen liest mir einen Brief aus Paris vor; es ist der Brief eines Deutschen, der in Belgien lebt und öfter von dort nach Paris geht, wo er gut orientirt ist. Inhalt: Die Concessionen, die Napoleon III. gemacht hat, in Beziehung auf freiere Discussion in der Tagespresse und im Corps législatif sind durch die Umstände erzwungen. Die compacte Opposition aller Gebildeten in Frankreich fing an, ihm bedenklich zu werden; er sagte sich, daß sie ihm über den Kopf wachsen könnte und gewährte diese Einrichtungen, um „einen Keil in diese compacte Opposition zu treiben" — d. h. in der Hoffnung, die eine oder die andere der gegen ihn vereinigten Parteien zu beschwichtigen und zu gewinnen.

Das wird ihm aber nicht gelingen; die Opposition, aus Legitimisten, Orleanisten und Republikanern zusammengesetzt, wird für's Erste noch compact bleiben, um mit vereinten Kräften Freiheit der Rede und Freiheit der Presse zu erkämpfen.

Sehr schlimm für Napoleon III. ist, daß sein Gebahren die Nothwendigkeit herbeigeführt hat, das Staats-Einkommen bedeutend zu steigern, obgleich die Abgaben in Frankreich, wo Niemand gerne zahlt, ohnehin schon sehr hoch sind. — Es steht namentlich eine Tabaksteuer in Aussicht, die sehr unpopulär ist; der Handelsstand ist sehr übel zu sprechen auf den Handelsvertrag mit England. So regt sich Unzufriedenheit überall, auch in der Armee. Zwar Unter-

Digitized by Google

offiziere und Soldaten sind mit Leib und Seele Bonapartisten — nicht aber die höheren Offiziere. Unter diesen zeigt sich — auch unter den Generalen — eine Opposition, an deren Spitze sich der Marschall Pelissier stellt. Aus allen diesen Schwierigkeiten und Verlegenheiten muß und wird Napoleon III. in einen neuen Krieg flüchten.

Die bevorstehenden Kämpfe denkt man sich in Paris nicht allzu schwierig; unmittelbar nach der Zusammenkunft in Baden glaubte man freilich einen Augenblick qu'il faudrait compter avec la Prusse, das dortige Auftreten hatte imponirt — aber dieser Eindruck ist längst wieder verwischt und man hat jetzt eine geringe Meinung von Preußens Entschlossenheit und Energie.

„Oesterreich muß vernichtet werden" sagt man in Paris, „ce sera bientôt fait!" — Dann enthält der Brief noch einige sehr verkehrte Dinge über Englands, d. h. Palmerstons Politik. Die wirkliche Politik Lord Palmerstons ist in einem vortrefflichen Artikel der Preußischen Jahrbücher, ich glaube von Max Duncker, sehr gut auseinandergesetzt. Sie geht im wesentlichen dahin, Napoleon III. in Italien oder sonst wo zu beschäftigen, und alle seine Unternehmungen gut zu heißen und zu unterstützen — auf daß er dem Orient fern bleibe; dem einzigen Gebiet, auf dem nach Lord Palmerstons Meinung seine und Englands Interessen collidiren könnten! — Ein seltsamer Wahn. Als ob England den Mann, wenn erst Deutschland zertrümmert ist, allein hindern könnte, im Bunde mit Rußland im Orient zu machen, was er will!

Drohsen schmäht leidenschaftlich auf Lord Palmerston, leider mit Recht! — Palmerston tyrannisirt die Königin von England in schmachvoller Weise und zwingt sie, unwürdige Dinge zu thun, um seine geliebte französische Allianz aufrecht zu erhalten. — Er hat sie gezwungen nach Cherbourg zu gehen und den elenden Abenteurer Napoleon III. zu umarmen, zu küssen sogar. — Er hat ihr diesen Herbst nicht gestattet, nach Berlin zu kommen und ihre Tochter zu besuchen! — Er läßt nun in allen Zeitungen über Preußen schimpfen.

Die Königin und ihr Gemahl bieten Alles auf, um

Digitized by Google

eine neue parlamentarische Partei zu bilden, mit der sich ohne Lord Palmerston regieren ließe; sie haben zu dem Ende schon manche Schritte gethan, — aber vergebens! — es gelingt nicht; bei dem allgemeinen Mangel an staatsmännischen Talenten findet sich das Material zu einer solchen Partei nicht.

Die Dinge sind in England besonders dadurch hoffnungslos verfahren, daß Lord Derby sich unmöglich gemacht hat. Er erklärte im April 1859 gegen den losschlagen zu wollen, der zuerst den europäischen Frieden störe. Diese Worte waren gegen Frankreich gerichtet, denn niemand ließ sich einfallen, daß Oesterreich so thöricht sein könne, zum Angriff überzugehen. Es geschah dennoch, und Lord Derby sah sich rettungslos compromittirt, da er unmöglich sein Wort wahr machen und Englands Waffen gegen Oesterreich wenden konnte.

Die hiesige Lage nennt Droysen eine ganz erbärmliche. — Das Ministerium ist schwach, hat seine eigene Stellung verdorben und handelt gar seltsam. Schwerin namentlich obstinirt sich geradezu den höchst reactionären Polizei-Präsidenten von Berlin, Zedlitz, trotz aller Beschwerden, die sich gegen ihn erhoben, zu schützen und zu halten. Im Parlament hat das Ministerium eigentlich gar keine Partei mehr.

Ich werfe die Bemerkung dazwischen, daß auch die liberale Partei im Parlament hinreichend unvernünftig ist, leider, zumal in Beziehung auf die Militär-Vorlagen. Das giebt Droysen zu, sagt sogar: „unsere Partei ist eine erbärmliche Partei" — fügt aber hinzu, daß auch die Militär-Partei den Sieg, den sie in Beziehung auf die Organisation der Armee davon getragen hat, in sehr thörichter Weise mißbraucht. Sie wünscht sich nicht etwa Glück dazu, dem Vaterlande einen Dienst geleistet, ein nützliches Werk zu Stande gebracht zu haben — sondern sie verhöhnt vor allen Dingen die liberale Partei und ruft ihr zu: da sitzt ihr nun mit langen Nasen!

Dem Regenten erzählen die Militärs beständig: das Land sei demokratisch unterwühlt. Waldecks Wahl in das Haus der Abgeordneten wird dazu Veranlassung geben. — (NB. Sie ist auch mir sehr unerwünscht, namentlich als parlamentarische Taktlosigkeit.) —

Am übelsten ist Droysen auf die auswärtige Politik zu sprechen

Digitized by Google

— und da tritt in ihm sogar der leidenschaftliche Schleswig-Holsteiner hervor. — Schleinitz ist schwach; man hat aus Mangel an Energie die schleswig-holsteinische Angelegenheit am Bunde wieder fallen lassen — so viele Mühe man sich auch gegeben hat, die Regierung zu energischen Schritten zu drängen. — Droysen sagt „wir" haben alles aufgeboten — weiß aber nicht, wie weit er in seinen Mittheilungen gehen darf ohne Indiscretion, Max Duncker werde mir wohl sagen was nöthig ist.

Die alten Geheimräthe im Ministerium wenden immer ein, so wie von energischen Maßregeln die Rede ist: „unser Handel kann einen Bruch mit Dänemark nicht vertragen!" — (NB. Als ob wir dem Krieg in irgend einer Weise entgehen könnten, und als ob ein Krieg denkbar wäre, der den Handel nicht genirte.)

Gegen jeden entschiedenen Schritt, der vorgeschlagen wird, rufen Gruner und die Geheimräthe erschreckt aus: „das bringt uns aber den allgemeinen Krieg!" — als ob das nicht gerade das Ziel wäre, auf das man hinarbeiten muß! — Droysen hat schon geantwortet: „Wollt ihr denn einen besonderen Krieg?" (d. h. einen Krieg, in dem Preußen dem Feinde isolirt gegenüber stände.)

Ich: Die Schwäche in der holsteinischen Sache ist vor allem zu bedauern, denn es ist ganz und gar nicht gleichgültig, auf welche Weise, auf welche Veranlassung hin wir in den jedenfalls unvermeidlichen Krieg hineingezogen werden. Am günstigsten wäre es, wenn der Bruch der Herzogthümer wegen stattfände. — Ein Bruch Venetiens wegen wäre der allerungünstigste Fall und bringt uns wieder in die verkehrte Lage, in die widersinnige Nothwendigkeit, Dinge mit zu vertheidigen, die uns feindlich gegenüberstehen.

Droysen: Natürlich! — eben darum müßte man den Engländern in Beziehung auf Italien ganz freie Hand lassen, ihnen da einräumen, was sie wollen, damit man über die Herzogthümer mit ihnen pactisiren könne. — Der Herzogthümer wegen muß man den Bruch herbeiführen; hilft man dadurch nebenher Oesterreich — desto besser! — aber die Vertheidigung Venetiens darf nicht die eigentliche Aufgabe sein, die man sich stellt.

Digitized by Google

Ich: Man muß überhaupt die Frage viel höher faſſen und vor Allem fragen: iſt Oeſterreich überhaupt zu retten?

Droyſen: Gewiß; wer retten will, muß zuſehen, daß er nicht ſelbſt mit in den Concurs verwickelt wird.

Uebrigens könnten die Umtriebe in Polen zu einer Coalition Rußlands, Oeſterreichs und Preußens gegen Frankreich führen.

Ich: Auch das wäre kein günſtiger Fall, denn dann kommen wir in das Schlepptau anſtatt an der Spitze der Bewegung zu ſtehen und dienen Zwecken anderer, die nicht die unſrigen ſein können.

Droyſen verweiſt zum Troſt auf den Prinzen Friedrich Wilhelm — „der macht große Fortſchritte! O! der wächſt! — Sie werden ihn weit vorgeſchritten finden!“ —

1. Januar 1861. Auf dem Wege begegnet mir der Buchhändler Schneider. — „Wiſſen Sie das nicht? Der König liegt im Sterben!“ — Man hat ihn in der vergangenen Nacht ſchon vier Stunden lang für todt gehalten, ſo daß die Nachricht von ſeinem Ableben heute beim Frühgottesdienſt bereits amtlich von den Kanzeln herab verkündet worden iſt. Auch war bereits Befehl ertheilt, die Truppen den Eid dem neuen König leiſten zu laſſen — da kam Friedrich Wilhelm IV. ganz unerwarteter Weiſe wieder zu ſich — glücklicher Weiſe noch ehe dieſe Befehle ausgeführt waren, die wieder zurückgenommen werden konnten. — Indeſſen erwartet man den Tod des Königs in dieſen Tagen.

Baron Ungern-Sternberg, ruſſiſcher Geſandter beim Bundestage in Frankfurt, früher in Kopenhagen, begrüßt mich auf das allerherzlichſte, wie einen alten guten Freund, den man ſich freut, nach Jahren wieder zu ſehen; er ſpricht vor mir offen und vertrauensvoll jusqu'à l'indiscrétion.

Ich wünſche Glück zu ſeiner neuen Stellung — er geſteht, daß ſie ihm in jeder Beziehung ſehr angenehm iſt — die einzige, die er unter den gegenwärtigen Umſtänden in Deutſchland angenommen hätte. Die Geſandtſchaft an einem der beiden großen Höfe hätte er abgelehnt, wenn ſie ihm wäre angeboten worden.

Wir ſtehen jetzt in einer Kriſis, in der man ſich auf einem der

Digitized by Google

großen Gesandtschafts-Posten leicht die Finger verbrennen könnte. Unter dem Kaiser Nikolaus — von dem man jetzt sehr viel Schlechtes sage — habe man zum Mindesten gewußt, woran man sei. Dem sei jetzt ganz und gar nicht mehr so; man könne im Gegentheil nie wissen, was die Leute in Petersburg eigentlich wollen.

Um etwas mehr zu hören sage ich: nach allem, was ich aus Petersburg höre, scheine man da allerdings vielfach zu schwanken, theils seien es Gortschakoff und der Großfürst Constantin, theils die Baranoffs, die Einfluß übten.

Ungern-Sternberg bestätigt das Alles durch Mienen und Blicke. Er meint, die Lage sei überhaupt eine andere geworden als unter Nikolaus, avec le prestige de l'armée russe qui existait alors — (NB. Geständniß, daß dies prestige jetzt verloren ist) — klagt über die Zeit, über die allgemein herrschende Verwirrung der Begriffe; man sehe nicht etwa blos schief, sondern geradezu verkehrt, — sehe die Dinge in umgekehrter Ordnung. Die Revolution werde überall, wo sie angriffsweise vorgehe, angesehen, als sei sie in ihrem Recht; die Könige, die legitimen Mächte dagegen, die sich vertheidigen, werden als Usurpatoren betrachtet. — So nenne man den König Franz II. von Neapel — den Kronprätendenten!

Selbst die russischen Zeitungen sprächen in diesem Sinne; was sie über Nationalitäten sagen, c'est à n'en pas croire ses yeux.

Ich: Das hat mich auch schon oft gewundert, da die Anwendung sehr nahe liegt. Ich habe in Süddeutschland Freunde, durch welche ich über Oesterreich-Ungarn genau orientirt bin. Durch sie weiß ich, daß Ungarn vollständig organisirt ist zum Aufstand, und auf das engste verbündet mit Galizien, von wo die Verbindungen in das russische Polen und selbst nach Posen gehen. Da ich als Privatmann das weiß, wie kommt es, daß man es in Petersburg nicht weiß?

Ungern-Sternberg giebt zu verstehen, daß man es bei alledem auch dort recht gut weiß.

2. Januar. Gymnasial-Director Kübler besucht mich; erzählt, daß Friedrich Wilhelm IV. in der vergangenen Nacht gestorben ist. — Kübler zeigt sich in seinem conservativen Herzen

Digitized by Google

sehr besorgt — sucht sich aber zu trösten und sich Muth zu machen —: man erwarte unter der neuen Regierung große Veränderungen — die Entlassung vieler conservativer Beamten — aber daran sei wohl nichts. Man sehe es ja, wie ehrenvoll der Justizminister Simons entlassen worden ist — das sei also „leeres Gerede" und nichts der Art zu befürchten. (NB. Leider werden ihn seine Hoffnungen nicht täuschen.)

Seltsam; Friedrich Wilhelms IV. Tod ist überraschend. Gerade weil er seit so langer Zeit erwartet werden mußte, und doch in so manchem drohenden Augenblick nicht eintrat, hat man sich nach und nach daran gewöhnt, gar nicht mehr daran zu glauben.

5. Januar. Max Duncker aufgesucht im Staatsministerium. Gebe mein Manuskript ab, das sogleich nach Leipzig abgefertigt wird. —

Ich spreche meine Besorgnisse aus, indem ich auf meine schriftliche Aeußerung zurückkomme, daß nur ein entschiedenes Auftreten in der auswärtigen Politik uns über die Schwierigkeiten im Innern hinweghelfen kann: wir stehen am Vorabend der Eröffnung der Kammern, und es ist nichts geschehen; ohne ein namhaftes Ereigniß aber, ohne eine That, die den Abgeordneten imponirt, kommen wir nicht vorwärts; und müssen einer sehr unerquicklichen Sitzung entgegen sehen, denn wenn auf der einen Seite die Minister nicht Alles thun, was man wünschen könnte, so sind auf der anderen unsere Abgeordneten so unvernünftig als irgend möglich. Es wird eine allgemeine und vollständige Zerfahrenheit zu Tage kommen, denn eine ministerielle Partei giebt es gar nicht mehr; die Regierung wird es diesmal mit lauter Oppositionen zu thun haben, die zwar unter sich sehr verschiedenartig, aber alle mit einander Opposition sind, und die Absicht haben, der Regierung so viele Schwierigkeiten wie möglich zu bereiten.

Max Duncker: Und die Polen wollen auch wieder Lärm machen.

Ich: Die sollen uns willkommen sein, das giebt vielleicht Gelegenheit, gründlich mit ihnen fertig zu werden.

Max Duncker: Im Inneren verdirbt besonders Schwerin die Situation, indem er nicht thun will, was die anderen Minister wollen.

Digitized by Google

Die anderen Minister verlangen, daß vor allem der Polizei-Präsident Zedlitz entfernt werde; Schwerin obstinirt sich, den zu schützen, wie überhaupt alle reactionären Beamten. „Das sind Ehrenmänner" sagt er, „die ihre Schuldigkeit thun." — Was Zedlitz insbesondere betrifft, rühmt sich Schwerin: „der Prinz hält ihn ja nicht! — ich halte ihn."

Die Lage ist aber nicht zu ändern; ein anderes Ministerium, ein Ministerium Arnim-Boitzenburg ist in der gegenwärtigen Lage ganz unmöglich, — und die Kammer nach Hause zu schicken ebenso unmöglich, denn bei neuen Wahlen kämen wir in diesem Augenblick noch weiter links.

Ich: Ohne Zweifel.

Max Duncker: Die eigentliche Schwäche liegt aber doch immer in der auswärtigen Politik. Man hatte Schleinitz mit vieler Mühe dahin gebracht, daß in Beziehung auf Schleswig-Holstein am Bundestage energische Schritte geschehen sollten. — Aber Usedom ist noch immer der Ansicht, daß man Hand in Hand mit Napoleon gehen müsse; anstatt seine Instruction ohne Weiteres zu befolgen hat er Denkschriften über Denkschriften eingesendet, um vor solchen Schritten zu warnen, und die Gefahren eines Bruchs mit Frankreich auszumalen. Dadurch gerieth Schleinitz wieder ins Schwanken, und vierzehn Tage blieb alles in der Schwebe. Gestern Abend ist nun aber endlich im Ministerrath der Beschluß gefaßt worden, Usedoms Vorstellungen nicht zu beachten, und Usedom hat von Neuem die Instruction erhalten, energisch vorwärts zu gehen. — Aber es sind doch wieder vierzehn Tage versäumt.

Ich: Gott sei Dank, daß man diesen Entschluß gefaßt hat; denn der Krieg ist unvermeidlich, es ist aber doch nicht ganz einerlei, auf welche Veranlassung er herbeigeführt wird. Wenn es um Oesterreichs Willen zum Bruch käme, das gäbe eine sehr ungünstige politische Stellung.

Max Duncker: Wenn wir für Oesterreich losschlagen wollten, dazu gäben uns die Kammern gar nicht das Geld. — Max Duncker fährt fort: man muß die Kammer in

Digitized by Google

einer Sache faſſen, in der ſie ſich ſchon avancirt hat; von der ſie ſich nicht mehr losſagen kann. —

Ich: Man ſpricht ſo viel von der Nothwendigkeit, das öſterreichiſche Feſtungs-Viereck in Italien zu behaupten; meiner Meinung nach muß man die Frage viel umfaſſender auffaſſen, und ſich vor allen Dingen fragen, ob Oeſterreich zu retten iſt? — Schmerlings Programm wird es wenigſtens ganz gewiß nicht retten, denn es genügt grade, um die Ungarn zu offenem Aufſtand zu treiben, nicht aber —

Max Duncker fällt beiſtimmend ein: Nicht aber, um die anderen dahin zu bringen, daß ſie ſich vereinigen, den Ungarn entgegen zu treten. Das einzige vernünftige wäre geweſen, den Ungarn ganz einfach ihre alte Verfaſſung wiederzugeben; man hätte verſuchen müſſen, ob man auf dieſe Weiſe Geld und Soldaten von ihnen bekommt. Auf dieſe Weiſe hätte man ſie noch am erſten von ihnen bekommen.

Ich: Was die Behauptung der italieniſchen Feſtungen betrifft, ſo muß man die augenblickliche Frage ganz von der allgemeinen trennen, was in der Regel nicht geſchieht. Für den Augenblick muß freilich den imperialiſtiſchen Uebergriffen überall, folglich auch da gewehrt werden. Ob Deutſchland ſich für immer die Aufgabe ſtellen ſoll, die Feſtungen zu behaupten, das iſt eine andere Frage. Da muß man vor allem erwägen, ob Deutſchland ſich daran nicht verbluten könnte.

Max Duncker zuſtimmend: Die momentane Frage muß von der allgemeinen getrennt werden. Was dieſe betrifft, ſo bedarf Piemont zu ſeiner Sicherheit nur Mantua und Peschiera — und für die Oeſterreicher wäre die Etſch eine ſehr gute Linie; Verona allein beherrſcht das ganze venetianiſche Gebiet und den Zugang zum Innern der öſterreichiſchen Monarchie.

Für den Augenblick gehen die imperialiſtiſchen Pläne ſehr weit; Napoleon III. ſieht natürlich in Italien einen Vaſallenſtaat Frankreichs — und es iſt auch gar nicht daran zu denken, daß es etwas anderes werden könnte, ſo lange dieſer Napoleon lebt. — Der Preis, für den er den Italienern in dem Kampfe um Venetien beiſtehen will, iſt bereits genannt; er heißt Dalmatien! — Napoleon III. will Herr von Dalmatien ſein um beliebig im Orient eingreifen zu

Digitized by Google

können. Italien, inclusive Venetiens, soll ihm als Brücke nach Dalmatien, nach dem Orient dienen — und man faßt Triest in das Auge, damit diese Brücke eine ununterbrochene sei. (NB. O Palmerston und Weisheit!)

Ich: Das Festungs-Viereck genügt aber in der gegenwärtigen Lage Europas nicht; es bedürfte jetzt einer Ergänzung durch die Befestigung von Padua, und da keine Zeit mehr ist, Padua zu befestigen, bedarf es, wenn die Welt nicht sehr getäuscht werden soll in ihren Erwartungen von dem berühmten Festungs-Viereck — künftigen Sommer einer Ergänzung durch eine englische Flotte im adriatischen Meer. Wird die erscheinen?

Max Duncker: I! die Engländer denken nicht daran!

Napoleon III. hat natürlich bei seinen Plänen den Blick auf Preußen geheftet. Dem Stieber-Schwarck-Prozeß ist er mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, und mit sichtlichem Vergnügen. Er hat geäußert: die preußische Regierung müsse doch eine sehr schwache sein, da sie ein solches Gerede dulde.

Ich: Er hat eben keinen Maßstab dafür, was solche Dinge bei uns bedeuten.

Max Duncker: Dafür hat er keinen Maßstab. Am Neujahrstag hat er sich sehr friedlich geäußert — mit Berechnung! — Er hat erwogen, daß unsere Abgeordneten wohl der Militär-Organisation keine Schwierigkeiten weiter in den Weg legen würden, wenn er drohende Worte spräche. Es liegt ihm aber daran, daß die Abgeordneten neuen Streit über die Armee anfangen, und daß dadurch möglicherweise die Rüstungen Preußens gelähmt, und Zerwürfnisse zwischen Regierung und Parlament herbeigeführt würden; darum hat er so ungemein friedlich gesprochen.

Uebrigens kommen dieses Jahr gar keine Militär-Vorlagen vor das Haus; es ist Alles unter den ordinären Etat gebracht.

Ich: Vincke-Hagen hat aber nichts geringeres im Sinn als von dem Ministerium die förmliche Erklärung zu fordern, daß die ganze jetzige Organisation der Armee nur eine provisorische sei, und nichts präjudicire. —

Max Duncker: Die wird er nicht erhalten.

Digitized by Google

Daß der Demokrat Waldeck in die Kammer gewählt worden, ist in anderen Beziehungen sehr unangenehm, aber es hat das Gute, daß Vincke-Hagen mehr nach rechts gedrängt wird, wenn einige solche Leute hinter ihm stehen.

Sehr unglücklich ist es, daß Wentzel in der Fraction fehlte — daß Simson als Präsident auftreten mußte u. s. w.: nun war in der ganzen Gesellschaft keiner der „tanti" gewesen wäre, Waldeck die Waage zu halten. — Da ist es nun sehr gut, daß Beseler gewählt worden ist: der ist der Mann dazu ihm Grenzen zu setzen; Simson muß auch nicht wieder Präsident werden; er muß in der Fraction bleiben.

Ich erzähle von Vincke-Olbendorfs Krankheit.

Max Duncker fährt auf: „Ach das ist schlimm! grade da Sie mit seiner Bekehrung fertig sind, muß er krank werden! — er ist jetzt sehr entschieden für die neue Organisation."

Beiläufig wird erwähnt: Albert Pourtalès hat eine große Furcht vor Frankreich, und ist deshalb nicht für einen Bruch. — Usedom wollte herkommen zu der Beerdigung des Königs — natürlich um hier zu wühlen in seinem Sinn, man hat ihm aber bedeutet, auf seinem Posten zu bleiben.

Ich frage nach dem Schicksal meiner beiden Denkschriften. — Welchen Eindruck sie auf den Regenten (König Wilhelm) gemacht haben, weiß Max Duncker nicht unmittelbar, denn sie sind ihm nach Baden nachgesendet worden. — Dem Fürsten Hohenzollern hat sie Max Duncker selbst vorgelesen — „*der hat sie mit dem größten Interesse angehört, und mit dem größten Eifer an den König abgesendet.*"

6. Januar. Abend bei Max Duncker, der selber nicht zu Hause ist und erst nach 11 Uhr kommt. Einstweilen allein mit seiner Frau und einem Hessen-Darmstädtischen Hauptmann König.

Der ist mir merkwürdig, er ist ein vielseitig und gründlich gebildeter, dabei sehr gescheidter Mann — und doch in einem Alter von fast fünfzig Jahren eben nur Hauptmann in einem Infanterie-Regiment. — Gewiß haben sie in der hessischen Armee nicht all' zu viele seines Gleichen. Aber das gehört auch zum Unheil der Kleinstaaterei,

Digitized by Google

daß es da keine Möglichkeit giebt einen solchen Mann hervorzuziehen und zu befördern.

Frau Duncker erzählt, wie der Prinz Karl, dem die politische Richtung des Königs Wilhelm höchlich widerstrebt, diesen für die Zwecke der Reaction zu beeinflussen sucht; er nennt ihn stets Égalité und stellt sich, als hielte er ihn für einen ausgemachten Demokraten. Er hofft wahrscheinlich, ihn auf diese Weise dahin zu treiben, daß er sich verpflichtet hält den Beweis vom Gegentheil zu liefern. Der muß unsern König schlecht kennen, der von solchen Mitteln einen Erfolg erwartet.

9. Januar. In der Behrenstraße steigt ein Mann in Civil aus einer Fiaker-Droschke und kommt auf mich zu mit: „Guten Tag, lieber Bernhardi; Sie kennen mich gar nicht?" — Es ist der Herzog von Coburg; ich sage ihm, was mich hergeführt hat, und daß ich mich wegen der Krankheit meiner Kinder (Masern) bei Hof nicht melden — und nirgends zeigen kann. — Einige Bemerkungen, daß die öffentlichen Angelegenheiten schlecht gehen. — Ich frage, ob wir hoffen dürfen, daß er während der Sitzung des Parlaments hier sei? — Herzog: Ja, ich komme!

Ich: Das ist sehr glücklich! Es ist wirklich sehr nöthig, daß E. H. herkommen; die Unvernunft ist sehr groß!

Herzog: Ja, sie ist sehr groß! „des deux côtés!"

Ich spreche ihm von Vincke-Hagens thörichten Projecten — der Herzog nennt Vincke-Hagen einen „unsinnigen Kerl" — und meint: „das hilft jetzt Alles nichts; es muß vorwärts gehen!"

In der Leipziger Straße Morier (Secretär der englischen Gesandtschaft) begegnet — rede ihn an.

Morier schimpft gewaltig über die gegenwärtige Lage und Verwirrung — über die ganz unnütze Verstimmung zwischen England und Preußen, die sehr zu ungelegener Stunde durch die Macdonald-Geschichte, oder vielmehr „by the brutality of the english press" und die Arroganz der preußischen Bureaukratie hervorgerufen ist.*) Er hätte mir viel zu sagen.

*) Die Verhaftung eines mit einem preußischen Eisenbahn-Schaffner in Conflikt gerathenen englischen Reisenden Macdonald war in der Londoner Presse mit außerordentlicher Erregung erörtert und dadurch zum Gegenstande einer heftigen Polemik gemacht worden.

Digitized by Google

Ich: „Well, let us have a talk!“ — Wo können wir uns treffen? — Darauf ladet er mich zu morgen zum Frühstück ein.

10. Januar. Um 11 Uhr Frühstück bei Morier, allein mit ihm. Zuerst das gestrige Thema aufgenommen, die Macdonald-Geschichte; indem er von Neuem über die maßlose Brutalität der englischen Presse schimpfte — schonte er auch die preußische Bureaukratie nicht — nach seiner Beschreibung wäre Macdonald in der abscheulichsten Weise mißhandelt worden.

(NB. Daß die Sache nicht ganz richtig, Macdonald nicht ganz im Unrecht war, sagte mir auch Max Duncker; aber durch die Maßlosigkeit der englischen Presse sah man sich genöthigt, die preußischen Beamten zu halten, als ob sie durchaus im Recht seien. Hätte man sich in dieser Sache durch das Geschrei der Engländer bestimmen lassen, so glaubten sie gewiß, Preußen alles bieten zu können.)

Ich sage einiges zu Gunsten unserer Beamten, er widerlegt. — Ich: „Well, at any rate it is a case that ought not to stand between two nations.“

Morier stimmt mir lebhaft bei und äußert sich von neuem sehr energisch über die Brutalität der englischen Presse, die so ganz am unrechten Orte sei.

Ich frage: ob denn nicht Lord Palmerston hinter diesem Zeitungs-Lärm stecke, und ihn mit Absicht und Berechnung veranstaltet habe?

Morier (da er sieht, daß ich unterrichtet bin): „Of course, it is Palmerston versus Lord John and Prince Albert.“

(NB. Ich ergänze im Stillen, was die englische Verfassung nicht auszusprechen gestattet; der Fall ist: „Palmerston versus Lord John and the Queen!“ — Der ganze Lärm ist ein Manöver Palmerstons, bestimmt Weiterungen, ein feindseliges Gefühl zwischen England und Preußen hervorzurufen, um die persönliche Politik der Königin unmöglich zu machen, die auf ein Bündniß mit Preußen und Krieg mit Frankreich gerichtet ist.)

Ich: „I dont know how far he has succeeded in creating in England an irritation against Prussia — but I am sorry to say, he has succeeded in creating in Prussia a strong feeling against England.“

Morier vertheidigt Palmerstons Politik im Großen und Ganzen,

Digitized by Google

besonders seine Politik in Italien, welche die einzig richtige, großartig und freisinnig sei; rühmt, Palmerston sei es, der Garibaldi's Expedition, die der französischen Regierung gar nicht erwünscht kam, unterstützt und ihren Erfolg gesichert habe.

Ich: Doch glaube ich zu wissen, daß Garibaldi von Paris aus in Bewegung gesetzt und unterstützt worden ist, von Napoleon III. seine Vollmacht und seine Verhaltungsbefehle erhalten habe.

Morier gab zu, daß dem ursprünglich so gewesen sein könne; aber Napoleons III. Politik in Italien sei nicht frei von Schwankungen geblieben. Als Garibaldi Herr von Sicilien war, mit Ausnahme der Citadelle von Messina, und nach dem Festlande von Neapel hinüber zu kommen suchte, da wurde dem französischen Kaiser die Sache bedenklich, und er hätte sie gerne aufgehalten — aber er wollte das Odium nicht auf sich nehmen, dies unmittelbar und allein zu thun. Da erging von seiner Seite an England die Frage: ob es nicht zweckmäßig wäre, wenn Garibaldi's Landung an der Küste von Neapel durch die vereinigte Flotte Englands und Frankreichs verboten, und nöthigenfalls verhindert werde? — England lehnte jede Theilnahme an einem solchen Beginnen entschieden ab — und machte das Prinzip der non-intervention in aller Schärfe und Bestimmtheit geltend. — Natürlich ließ darauf auch Napoleon die Sache fallen — und niemand hinderte Garibaldi's Landung. — Durch solche Halbheiten und Schwankungen werde Napoleon seine Angelegenheiten in Italien verderben, und seinen Einfluß dort verlieren. — In Folge seiner konsequent freisinnigen und Italien günstigen Politik werde England dort den maßgebenden Einfluß üben.

(NB. Palmerstons Politik ist mir nun klar; er hofft, indem England Napoleon überbietet, in seinen Sympathien noch viel entschiedener auftritt, in seinen Forderungen für Italien noch viel weiter geht als er, werde England schließlich ernten, was Frankreich gesäet hat. Italien werde in England seinen wahren Freund erkennen, und sich unter dessen Vormundschaft stellen. — Das sind doch etwas lustige Phantasien. — Als ob England 200,000 Mann hinzuschicken hätte, und die Alpenpässe in Händen hielte!)

Digitized by Google

Morier spricht weiter von dem Gang der Ereignisse.

Ich stimme manchem bei, „it was a master-stroke of Cavour's", daß er zur rechten Zeit die sardinische Armee in den Kirchenstaat einrücken ließ und sich zum Herrn der ganzen Situation machte.

Morier: „It was a master-stroke," hier aber wird er in allerarmseligster Weise beurtheilt, mit dem kleinlichsten Maßstab des positiven formellen Rechts gemessen — und in der kleinlichsten Weise verdammt.

Ich: „Pooh! Philisters!" — Diese Bezeichnung leuchtet Morier so sehr ein, daß er sich wiederholt des Ausdrucks: the Philisters bedient; als solcher meint Gruner: Cavour hätte wenigstens eine Kriegserklärung voranschicken müssen, ehe er seine Truppen in das neapolitanische Gebiet einrücken ließ, dann wäre die Sache eher zu vertheidigen.

Morier: Preußen müßte sich dem Aufstreben Italiens nicht widersetzen; seine beste Politik wäre vielmehr, die Sache der Italiener im Verein mit England zu fördern. Es seien nur ganz unnütze dynastische Interessen, die davon abhalten könnten; „say what you will the government is not a liberal one," man halte im Gegentheil eigentlich an dem Prinzip „von Gottes Gnaden" fest, und lasse sich dadurch irre führen.

Ich: Was Italien anbetrifft, die Behauptung des Venetianischen und der Festungen am Mincio, so muß nach meiner Meinung die allgemeine Frage von der augenblicklichen getrennt werden; eine veränderte allgemeine Lage kann sie zu einer anderen machen.

Morier: „Take away Napoleon and the question will be another!"

Ich: So ist es; für den Augenblick sind sowohl die Interessen Oesterreichs als die Italiens secundär; es kommt für jetzt darauf an, der wachsenden Macht und den wachsenden Ansprüchen des französischen Imperialismus hemmend in den Weg zu treten, gleichviel wo sie auftreten und in welcher Form. Um so mehr da Napoleons Pläne sehr weit reichen. Ich habe Grund zu glauben, daß er bereits Dalmatien genannt hat als Preis des Beistandes, den er Italien erneuert leisten wird; er will eine Brücke nach dem Orient haben.

Digitized by Google

Morier will an Napoleons Absichten auf Dalmatien nicht glauben, und sucht die Vorliebe, mit der Lord Palmerston und andere englische Staatsmänner ihn und seine Politik zu fördern suchen, auch von der gemüthlichen Seite zu rechtfertigen. Engländer sind im Allgemeinen unzugänglich, um so herzlicher aber gegen diejenigen, denen sie einmal den Zutritt in ihre Kreise gestattet haben. Louis Napoleon hat als Privatmann in einer gewissen Intimität mit den jetzigen Ministern gelebt, hat sie auf ihren Landsitzen besucht, „he has stood with them before the chimney with the skirts of his coat under his arms" — es ist natürlich, daß auch diese persönlichen Beziehungen nachwirken.

(NB. Seltsam! Wenn ruchbar würde, daß die persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen der Königin zu anderen Dynastien irgend welchen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten üben —: wie würde ganz England aufschreien! — Die persönlichen Beziehungen des Souverains dürfen keinen solchen Einfluß üben, wird beständig als politisches Axiom wiederholt — daß die persönlichen Beziehungen der Minister in den öffentlichen Angelegenheiten eine große Rolle spielen, findet man ganz natürlich! — So bleibt der Mensch unter allen Bedingungen absurd!)

Ich: Wir haben auch in Preußen Staatsmänner, die da meinen, man könne und müsse wenigstens eine Zeit lang mit Napoleon gehen.

Morier: Usedom und Pourtalès.

Ich halte das nicht für möglich, weil ich Ursache habe, an Frankreichs umfassende Pläne sehr bestimmt zu glauben. Ich halte den Krieg mit Frankreich unter allen Bedingungen für unvermeidlich — dabei aber würde ich es nicht gerade für eine glückliche Einleitung halten, wenn der jedenfalls nothwendige Bruch für Oesterreich und seiner Ansprüche in Italien wegen stattfinden müßte, denn dann müßte Preußen jedenfalls vielerlei sehr bedenkliche Dinge mit vertreten.

Morier: Außerdem ist es sehr zweifelhaft geworden, ob Oesterreich überhaupt zu retten ist. Frage: Könnten Sie wohl in unserem Abgeordneten-Hause so entschieden und energisch Sympathien für Italien aussprechen, daß ein Krieg zu Gunsten Oesterreichs dadurch unmöglich würde? —

Digitized by Google

(NB. Das ist es, was er vor allen Dingen wissen möchte, er wartet mit dem Ausdruck der höchsten Spannung auf meine Antwort.)

Ich: Nein! ganz gewiß nicht! — Es können wohl solche Sympathien zum Vorschein kommen, aber nur vereinzelt und ohne alles Gewicht. — Im Gegentheil, die Sache wird in der allerungeschicktesten Weise von der Welt vor das Haus gebracht werden. Die Katholiken wollen Lärm darüber machen, daß der preußische Gesandte nicht des Papstes wegen aus Turin abgerufen worden ist.

Morier: „That would be against it!" — klagt, daß man in England über die in Deutschland herrschenden Stimmungen sehr schlecht unterrichtet sei, durch die Gesandten an den kleinen Höfen. Die sehen niemanden, als die kleinen Fürsten und die Salons der Aristokratie; die Fürsten seien alle sworn enemies to Italy, und in den Salons der Aristokratie wird nur wiederholt, was der Fürst sagt. Man müsse sich auch in anderen Kreisen umsehen.

Ich: Die wenigen guten Berichte, welche die Minister aus Deutschland erhalten, werden wohl in England gar nicht verstanden; „Englishmen have in general but very dimm notions about continental affairs."

Morier: „Very dimm notions!"

Ich komme auf das, was mir am Herzen liegt, da er fortwährend von friedlichem Verhalten spricht: Der Krieg ist nicht zu vermeiden, da ist es am vortheilhaftesten, nicht zu warten, bis Napoleon Zeit und Gelegenheit dazu günstig findet, sondern ihn sobald als möglich herbeizuführen — aber nicht ausdrücklich um Italiens Willen — sondern um eine andere Frage von unmittelbar nationalem Interesse, namentlich Holsteins wegen, wo man ohnehin das Treiben der Dänen nicht länger dulden kann und darf.

Morier: Meine Meinung sei also, daß Preußen eine Kriegspolitik befolgen müsse; die könne allerdings ganz zweckmäßig sein, nur müsse man sie dann auch mit ganzer Energie durchführen. Das werde aber ganz gewiß nicht geschehen; man werde auch die Sache Holsteins nicht ganz aufnehmen, mit irgend einer Halbheit vorgehen, und Alles verderben. — Wie er persönlich die holsteinische Sache betrachte, das wisse ich; er wisse wohl, daß das Recht auf Deutschlands

Digitized by Google

Seite sei — er habe ja für Schleswig-Holstein geschrieben. — Aber, England will den europäischen Frieden erhalten so lange als möglich, und wer ihn stört, wird die öffentliche Meinung der ganzen civilisirten Welt gegen sich haben.

(NB. D. h. Lord Palmerston will den europäischen Frieden erhalten wissen, so lange es auf Kosten anderer Staaten und Völker, nicht Englands, geschehen kann. —

Uebrigens ist das: „Wehe dem, der den europäischen Frieden stört!" auch nicht so schrecklich; bei der Zerfahrenheit, welcher die Politik Englands verfallen ist, heißt diese Drohung auf der Welt nichts weiter als: „Wehe dem, der den europäischen Frieden stört! Ihn wird der Fluch der Times und der Morning Post treffen!" Wofür wir aber zunächst zu sorgen haben ist, daß sich im Hause der Abgeordneten keine irgend namhaften Sympathien für Italien zeigen. — Lord Palmerstons Politik auch in Beziehung auf uns ist mir nun klar: sie strebt dahin, Preußen in einer vollkommen passiven Haltung zu erhalten.)

Am Ende sagt Morier: es gäbe ein Mittel uns zu verständigen, auch wenn Preußen zu einer activen Politik gegen Dänemark schreiten will; man braucht nur zu sagen: Preußen wird im Orient mit England gehen, dann läßt man uns in Schleswig-Holstein walten!

Es ist dann auch von anderen Dingen die Rede; der Herzog von Coburg ist den Palmerston'schen Diplomaten ein Dorn im Auge; Morier meint: „He is as full of projects as ever!" —

Die Krankheit der Kaiserin Eugenie war nicht fingirt; sie ist von einem bedenklichen Frauen-Uebel bedroht, und hat einen berühmten Arzt in Edinburg consultirt.

Morier redet mir zu, mich mehr mit dem diplomatischen Corps bekannt zu machen; spricht aber mit großer Geringschätzung von seinem eigenen Gesandten, Lord Augustus Loftus. —

Um 2 Uhr verabredeter Weise mit Ungern-Sternberg unter den Linden zusammengetroffen. — Vielerlei besprochen.

Er sagt: Die Feindschaft gegen alles Deutsche tritt in Rußland so entschieden hervor, daß sie nun auch schon gegen die regierende Dynastie, als eine deutsche gewendet wird.

Digitized by Google

Ich: Das ist nicht von heute und gestern, die altrussische Partei hat es seit lange so gehalten. — Sehr schlimm ist, daß kein Mensch eine Ahnung davon hat, welche Rolle Rußland in der herannahenden Krisis spielen wird.

Ungern-Sternberg zuckt die Achseln; ich hoffte etwas zu erfahren, aber er ist discret malgré lui; er weiß eben auch nicht was man zu Petersburg denkt und will.

Prinz Friedrich von Hessen, ci-devant Thronerbe in Dänemark, redet ihn an und spricht eine Weile mit ihm.

Nach Tisch Leopold Ranke besucht. Das nöthige besprochen wegen der Kriegswissenschaft und Antwort an Sybel.

Leopold Ranke ermangelte nicht, sich als Mann der Vergangenheit, als Freund Manteuffels und Gegner des jetzigen Systems zu beurkunden. So tadelte er, daß man sich Schleswig-Holsteins annehmen wolle; indem man dort das Prinzip der Nationalität anerkenne und vertrete, öffne man ihm z. B. in Posen Thür und Thor; es sei ein Fehler. — Er vergaß, daß wir gegen Dänemark nicht direkt das Prinzip der Nationalität als unseren Rechtstitel geltend machen, sondern das verbriefte Recht, wie es aus den bestehenden Verträgen hervorgeht; das Recht im juristischen Sinne des Worts.

Da er als laudator temporis acti auftreten wollte, sagte ich ihm, er, als Bewohner der Hauptstadt, sei wahrscheinlich ganz unbekannt mit der Art und Weise, wie die Beamten des Herrn v. Westphalen in den Provinzen eigentlich regierten, und erzählte ihm eine Anzahl Maßregeleien der Landräthe. — Er ist ganz verwundert, und gesteht: es sei der größte Fehler Manteuffels gewesen, daß er sich mit Westphalen eingelassen. —

Sybel hat dem König von Bayern natürlich die Namen derjenigen vorgelegt, die, nach den Vorschlägen der Akademie der Wissenschaften, aufgefordert werden sollten, die Geschichte der einzelnen Wissenschaften zu behandeln. Der König bestätigte sofort alle — nur in Beziehung auf die Kriegswissenschaft, wo ich genannt war, sagte er, er behalte sich seine Entscheidung vor — d. h. wie L. Ranke meint, er wolle sein militärisches Orakel v. d. Tann befragen. —

Digitized by Google

Erst nach etwa acht Tagen erklärte er, daß er mit der getroffenen Wahl einverstanden sei.

Zu Max Duncker, der noch spät nach dem Staats-Ministerium gehen muß, wandle mit ihm durch den beschneiten Thiergarten, und theile ihm eilig mit, was in meinem Gespräch mit Morier wichtiges vorgekommen war, was Morier in Beziehung auf Holstein und den Orient sagt u. s. w.

Max Duncker ruft ärgerlich aus: „Daß wir im Orient mit ihnen gehen wollen, wenn sie uns in Holstein gewähren lassen, hat man ihnen schon oft gesagt und wieder gesagt, aber wenn Lord Palmerston immer wieder aufhebt, was Lord John gesagt hat — da ist mit den Leuten nicht vorwärts zu kommen."

Ich sage, die Politik Englands ist mir klar geworden; sie möchte uns gern in vollkommener Passivität erhalten — und hofft dadurch, daß sie in ihren Sympathien und Forderungen für Italien noch weiter geht als Louis Napoleon, schließlich zu ernten, was Frankreich gesäet hat.

Max Duncker: Ja wohl! ihre Politik ist den Befreier Italiens zu überbefreien.

Ich: Unsere nächste Sorge muß sein, daß sich im Hause der Abgeordneten ja keine Sympathien für Italien kundgeben.

Max Duncker: Das darf allerdings nicht geschehen, „sonst geben sie uns nichts dafür!" (d. h. im Fall sich solche Sympathien mit einer gewissen Macht zeigen, giebt uns England nichts dafür, daß wir uns seiner Politik in Italien nicht widersetzen).

Max Duncker ist sehr aufgeregt, sagt, es gehe auch im Innern schlecht. — Wir stehen vor der Eröffnung des Parlaments und der König will nichts thun; er will weder von einer Amnestie noch von einem Verantwortlichkeits-Gesetz (in Beziehung auf die Minister) etwas hören. —

Ich halte die Amnestie unbedingt für das Wichtigere; sie hat Realität; das andere ist nichts weiter als ein Kabinetsstück der Doktrin. Max Duncker stimmt mir bei; die Minister-Verantwortlichkeit habe nur nach dem Grundsatze mundus vult decipi eine Bedeutung.

11. Januar. Aus meinem Gespräch mit Morier ist mir nach-

Digitized by Google

träglich merkwürdig geworden, daß er in Beziehung auf Schleswig-Holstein vor jeder Halbheit warnte, und meinte, wenn Preußen die Sache überhaupt wieder aufnehmen wolle, müsse es die ganze Frage in ihrem alten Umfang sein, d. h. Lord Palmerston wünscht, daß wir uns ganz ruhig und passiv verhalten; wenn wir uns Holsteins dennoch annehmen, dann sollen wir uns nicht auf die bestehenden Verträge, nicht auf das positive Recht berufen — sondern das Prinzip der Nationalität geltend machen. — Natürlich! damit wir nichts dagegen einwenden können, wenn es in Italien auch auf Welsch-Tirol angewendet wird.

Max Duncker machte mich in unserm letzten Gespräch darauf aufmerksam, daß manches von dem, was ich in meinen Denkschriften an den König vorgeschlagen habe, wirklich geschehen ist. Namentlich ist die Errichtung weiterer neuer Cavallerie-Regimenter aufgegeben worden.

Winter-Aufenthalt in Kunnersdorf 1861.

Nach glücklich erfolgter Wiederherstellung seiner Kinder kehrte Bernhardi behufs ungestörter Fortsetzung seiner Arbeiten auf einige Zeit nach Kunnersdorf zurück.

Die Tagebücher dieses Zeitraums enthalten verhältnißmäßig wenige Aufzeichnungen von allgemeinem Interesse.

21. Januar. Einen sehr langen Brief an H. (Dr. R. Haym?) geschrieben, um ihn zu orientiren, da er glaubt, unser Einschreiten gegen Dänemark werde einen Krieg mit Frankreich und England zur Folge haben, und werde uns eine Katastrophe, wie die von Jena zuziehen. (Die Times sagt ja, man dürfe Dänemark nicht untergehen lassen.) Der große Eifer Oesterreichs und des Herrn v. Beust, uns die Führerschaft in dieser Angelegenheit zuzuwenden, sei verdächtig, offenbar wolle man uns in einen Krieg mit Frankreich, in eine Niederlage, in einen Frieden, wie den von Villafranca mit Verlust des Rheins verwickeln, um Oesterreich zu retten. Das wäre wohl die Art, Oesterreich zu retten! Solche monstra von Vorstellungen sind es, von

Digitized by Google

denen deutsche Publicisten ausgehen! aber sie sind charakteristisch, in welchen Ruf sich Oesterreich bei den Liberalen Deutschlands gesetzt hat. Daß es zum Bruch zwischen England und Preußen kommen könnte, ist ausgeschlossen. Oesterreich wünscht allerdings, uns in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, aber um unsers Beistandes gewiß zu sein, nicht um uns in Niederlagen zu verwickeln, in denen man vielmehr z. B. in Wien den unmittelbaren gewissen eigenen Untergang sehen würde.

Ich besorge, die dänische Frage wird gar nicht zu einem Bruch mit Frankreich führen. Louis Napoleon fürchtet notorisch eine Coalition; es ist möglich, daß er Dänemark fallen läßt, um nicht Preußen, Deutschland und Oesterreich vereint gegen sich zu haben.

27. Januar. Zeitungen; mit Erstaunen sehe ich, Bincke-Hagen will in der Adresse des Abgeordneten-Hauses der preußischen Krone sagen: die Consolidirung Italiens sei eine europäische Nothwendigkeit. —

Man muß dahin wirken, daß dergleichen nicht in der Debatte vorkommt.

Nach einigem Besinnen schreibe ich an Röpell; theile ihm Napoleons III. Anschläge auf Dalmatien mit, er soll sie in der Breslauer Zeitung bekannt machen. — Spreche, als wüßte ich nichts von Bincke's unsinnigem Antrag. Erzähle meinen Verkehr mit fremden Diplomaten, ohne Morier zu nennen; wie ich dabei die Entdeckung gemacht, daß Napoleon III. sehnlichst Aeußerungen entschiedener Sympathien für Italien in unserem Hause der Abgeordneten wünsche, — daß ihm natürlich am liebsten wäre, wenn diese Aeußerungen so entschieden hervorträten, daß dadurch jedes Einschreiten Preußens unmöglich gemacht würde. — Das Alles habe mich bisher nicht beunruhigt, weil es mir unmöglich geschienen habe, daß irgend jemand in unserem Parlament so einfältig sein könnte, solchen Hoffnungen zu entsprechen. Jetzt, da die Adreß-Debatte vor der Thür ist, werde mir plötzlich bange, denn ich müsse mir gestehen, daß es unter unseren politischen Freunden wohl einige giebt, die in abstracter Doctrin dermaßen verrannt sind, und von der Wirklichkeit so gar nichts wissen, daß sie wohl im Stande wären selbst eine solche Thorheit zu begehen.

Digitized by Google

Röpell möge sofort an die Abgeordneten schreiben, denen er näher steht als ich, z. B. Milde und Richthofen, sie warnen, und ihnen das Nöthige darüber sagen, warum jetzt keine Sympathien für Italien vorkommen dürfen, da sie nur dienen könnten, die europäische Stellung unserer Regierung zu schwächen. —

8. Februar. Schlimm sind die Zeitungen! — Die Adreß-Debatte! — Da hat Vincke-Hagen wirklich einen Passus von Sympathien für Italien in die Adresse eingeflickt, und es hat sich im Hause der Abgeordneten wirklich eine Majorität dafür gefunden, wenn auch nur eine geringe, und selbst die nur mit Hülfe der Polen. — Welch' ein Beweis von politischer Unmündigkeit. Das Vincke-Hagen'sche Amendement betr. die Militärreform macht mich sehr unglücklich. Nicht, daß die Regierung sich etwa in ihrer auswärtigen Politik daran zu kehren brauchte, ach nein! — die Fessel ist eine federleichte! — In der Beziehung hat die Sache weiter nichts zu bedeuten, als daß die preußische Regierung in den Augen von ganz Europa als eine sehr schwache dasteht.

Das aber ist das erste Unglück: Preußen muß darauf gefaßt sein von allen Mächten in Europa mit Nichtachtung behandelt zu werden.

Das zweite und hauptsächlichste Unglück aber liegt eben darin, daß dieses Votum der Kammer so gar nichts zu bedeuten hat — so federleicht wiegt; die liberale Partei ist durch ihr thörichtes Gebahren schon so weit herunter gekommen, daß es sehr wenig bedeutet, was sie sagt oder nicht sagt! — Vincke und sein kurzsichtiger Anhang glauben für die liberale Partei zu wirken — und sie arbeiten an dem Bankrott der eigenen Partei und der Zukunft der Demokraten.

Sie sind wie eine Heerde Hammel, deren Leithammel toll geworden ist. An R. Haym geschrieben; meine Mißbilligung des Gebahrens der Fraction Vincke sehr scharf ausgesprochen; mein Aufsatz darf nicht ohne den Schlußsatz erscheinen, in welchem ein solches Votum als der sehnlichste Wunsch Louis Napoleons bezeichnet, und zum Voraus mißbilligt ist. Sollte R. Haym diese Sätze streichen wollen, „so will ich hiermit meinen Aufsatz zurückgezogen haben" und erwarte das Manuskript umgehend zurück.

Digitized by Google

10. Februar. Zeitungen: die liberale Partei richtet sich zu Grunde, ohne Rettung! — Die Budget-Commission beginnt wieder, sich in Beziehung auf die Organisation der Armee sehr feindlich gegen die Regierung zu verhalten. Daß sie mit dieser Opposition nicht das Allermindeste ausrichten werden, das kann jedes Kind einsehen — so kann denn auch dieses thörichte Beginnen nur dazu dienen, die liberale Partei zu ruiniren.

11. Februar. Zeitung: Carlowitz, die beiden Bethmann-Hollweg und noch 11 andere Abgeordnete haben eine Erklärung abgegeben, vermöge deren sie ihr Votum zu Gunsten des Vincke'schen Amendements eigentlich wieder aufheben. Offenbar sind die Leute erschrocken über ihre eigene That, sowie sie den Eindruck bemerkt haben, den das unerwartete Ergebniß machte.

12. Februar. Brief von R. Haym, dem Herausgeber der Preußischen Jahrbücher; mein Aufsatz ist schon gedruckt, und zwar mit dem warnenden Schlußsatz, der nun als „Kritik der begangenen Uebereilung des Abgeordneten-Hauses" stehen bleibt; R. Haym war zwei Tage in Berlin und hat dort in allen Keisen, namentlich in den Regierungskreisen, Klarheit und Entschiedenheit vermißt. — (Das glaube ich!)

Auch in der dänischen Angelegenheit wird nicht nach einem festen Plane mit sicherer Hand operirt. „Auch (Max) Duncker hatte nichts als eine schwache Hoffnung, daß möglicherweise durch dänische Dummheiten der Conflikt sich erweitern und günstige Chancen für uns schaffen könne." (Es wird kaum geschehen; denn Louis Napoleon läßt Dänemark fallen, und da erheben sich die Dänen nicht zu Dummheiten.)

R. Haym hofft, Beselers Einfluß werde sich in der Fraction Vincke „langsam aber sicher geltend machen".

„Uebrigens wurde mir erzählt, daß der französische Gesandte allerdings sogleich nach dem Beschluß über Vincke's Amendement gegen Schleinitz geäußert: unter solchen Umständen werde es der französischen Regierung doppelt schwer sein, die Italiener von Venetien zurückzuhalten. Natürlich blos Vorwand, aber doch ein gegebener Vorwand." — Dergleichen werden wir wohl noch mehr erleben.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

15. Februar. Gaeta hat capitulirt! — Die Belagerungsarbeiten waren noch nicht so weit, daß dadurch die Uebergabe herbeigeführt sein konnte. Es liegt also hier wieder einer der Fälle vor, wo das zufällige Auffliegen eines Pulvermagazins den Fall einer Festung herbeigeführt hat. — Ein Wink für unsere Ingenieure, wie wichtig bombenfreie Räume sind. —

27. Februar. Ich habe jetzt Henry Hallam gelesen — View of the state of Europe during the middle ages — als in die Reihe der wenigstens nach englischem Maßstab philosophischen Behandlungen der Geschichte gehörig. Bis jetzt hatte ich das Buch, das sich eines „europäischen Rufs" erfreut, nur zum Theil gelesen. Wie gering ich diese Theile auch geachtet hatte, so schwach hatte ich mir das Ganze nicht gedacht. So ein Mann will Geschichte schreiben! Die Untersuchungen „on the feudal system" müßten nach der ganzen Anlage des Werkes die Hauptsache sein — die Erzählung gleichsam nur der Faden, der sie aneinander reiht — aber wie überaus dürftig ist diese Abhandlung; die gesammte Ministerialität hält der Mann für ein spät erfundenes Beiwerk der Lehnsverfassung. Er hat rein gar nichts von der Sache begriffen; er hat keine Ahnung davon, daß der Begriff des Adels im Sinne der alten Deutschen nur den hohen Adel umfaßt, daß es dem niederen Adel, der Ritterschaft, erst sehr spät gelungen ist, sich als besonderer geschlossener Stand von den Gemeinfreien abzusondern, und zwar indem man darauf drang, daß nur Söhne von Rittern zum Ritterschlag und zur Erwerbung von Ritterlehen zugelassen werden sollten, wie das in den lombardischen libris feudorum verlangt wird. Nach Hallams Ansicht ist vielmehr auch der kleine Adel von Haus aus da. Daß nur Ritterbürtige Ritterlehen erhalten können, ist der ursprüngliche Grundsatz; nur später entstanden Mißbräuche, und gegen diese sind die libri feudorum gerichtet. Solche Enormitäten bringt der Mann ganz unbefangen vor. Seine Geschichte Italiens ist ein Auszug aus Sismondi und Muratori, und daher von den gröbsten Schnitzern frei. Nur von Dante hat er ebenso wenig begriffen, wie der erste beste italienische Philister. Daß der eine philosophische und auch eine politische Weltordnung vorträgt, davon hat Hallam keine Ahnung. Ebenso wenig

Digitized by Google

begreift er etwas von der „constitutional history of England“. Er sieht nicht, daß die alte Verfassung von England eine ständische war und erst durch die Revolution unter Carl I. eine parlamentarische, d. h. etwas gerade entgegengesetztes geworden ist — ja er nimmt es sogar Hume übel, daß der das begriffen hat!

Sehr charakteristisch ist, daß er die steigende Bewegung der Geister, die vom 11. Jahrhundert an sichtbar wird — von der Zunahme der Wollfabriken in Flandern herschreibt. Die Ansicht, die das Verlangen nach Comfort als die Macht ansieht, die den Menschen treibt, sich über das Thier zu erheben, ist ihm die richtige.

Die Wissenschaft ist in England vielfach banausisch geworden; es ist als ob in dem Maße, wie die Cotton-Lords als die bedeutendsten Individuen an die Stelle der Landlords treten, auch die Wissenschaften nach den Ansichten der Cotton-Lords eingerichtet werden müßten, und im Sinne ihrer Sonderinteressen; so daß diese letzteren — zu denen der Menschheit gestempelt — ganz obenan gestellt werden.

Ricardo hat die Staatswissenschaftslehre in diesem Sinne umgearbeitet. Hallam ist schon seit 1818 auf dem Wege, die Geschichte auf dieselbe Weise zu behandeln. Doch steckt ihm auch ein stupider Advocat im Leibe.

Wie erst die Wollmanufacturen im Gange sind, kommt nach seiner Darstellung Alles in Flor; die Erscheinungen kommen nun alle nacheinander zum Vorschein — Abälard — Dante — Petrarca — Chaucer: aber Alle wie vom blauen Himmel herunter. Von einem inneren geistigen Zusammenhang hat er keinen Begriff.

Politische Schwankungen bis zum Schluß der Kammern im Juni 1861.

Anfang März nach Berlin zurückgekehrt, behielt Bernhardi daselbst bis zum Einbruch des Sommers seinen Wohnsitz. — Seinen während der Frühjahrsmonate geführten Tagebüchern fühlt man nach, daß sie unter dem herabstimmenden Eindruck von Verhältnissen geschrieben sind, deren

Digitized by Google

Unhaltbarkeit von allen Betheiligten empfunden wurde und aus denen dennoch Niemand einen Ausweg finden zu können glaubte.

Die in Sachen der Militärreform begangenen Fehler der liberalen Partei und die Schwäche des nach Innen und Außen rathlos gewordenen Ministeriums Hohenzollern-Auerswald ließen einen Systemwechsel als bloße Frage der Zeit erscheinen. Darüber, daß der Einfluß der altkonservativen Partei in der Zunahme begriffen sei, bestand unter Sachkundigen kaum mehr Verschiedenheit der Meinungen. Schwerins Weigerung, auch nur die offenkundigst regierungsfeindlichen Beamten aus ihren Aemtern zu entlassen, — Schleinitz' Haltungslosigkeit gegenüber dem herausfordernden Trotz des Kurfürsten von Hessen und der in Holstein rücksichtslos waltenden dänischen Regierung — die Zerfahrenheit der preußischen Diplomatie, deren Vertreter zum einen Theil mit Frankreich gehen, zum andern Theil Sicherung gegen die Pläne Napoleons bei den deutschen Fürsten suchen wollten, hatten das Ansehen der Regierung so tief herabgedrückt, daß durchaus begreiflich erschien, wenn die reaktionäre Partei aus der Hoffnung auf Wiederherstellung ihrer früheren dominirenden Position kein Hehl mehr machte. Fürst Hohenzollern, dem das schwierige Amt der Vermittelung zwischen dem Könige und den Ministern zugefallen war, sprach wiederholt den Wunsch aus, in die Armee zurückzutreten und Bernhardi's Freund Duncker dachte an die Annahme einer Professur in Bonn; der Kriegsminister von Roon rückte von seinen Collegen immer nach rechts weiter ab und Schleinitz' Verbleiben im Amte wurde lediglich auf die Unmöglichkeit zurückgeführt, einen Nachfolger für ihn zu finden. Charakteristisch für die Allgemeinheit des Unsicherheitsgefühls und die Kleinlichkeit der Gesichtspunkte, nach denen die Lage beurtheilt wurde, war das Gewicht, das man untergeordneten Zwischenfällen beilegte. Dinge, wie der Prozeß des Polizei-Obersten Patzke, dem Unregelmäßigkeiten der Geschäftsführung und finanziellen Gebahrung zur Last gelegt wurden und der Exzeß, den die Lieutenants Putzki und Sobbe gegen einen Hausknecht begangen hatten, erschienen als wichtige politische Aktionen, von deren richtiger Behandlung die Zukunft des Ministeriums und der Ausgang des zwischen Conservativen und Liberalen geführten Kampfes abhängig sein sollten. Gleiche symptomatische Bedeutung schrieb man dem Verbleiben des unpopulären Polizei-Präsidenten v. Zedlitz im Amte und der Weigerung Schwerins zu, die Entlassung dieses Beamten zu beantragen.

Verschärft wurde die Unerquicklichkeit dieser Verhältnisse durch die Bedrohlichkeit der Zustände in den Nachbarländern. Russisch-Polen

Digitized by Google

stand am Vorabende eines Aufstandes, den die durch die Wirkungen der Leibeigenschafts-Aufhebung (Febr. 1861) und die Unzufriedenheit des Adels in Anspruch genommene St. Petersburger Regierung herankommen sah, ohne auf energische Repression Bedacht zu nehmen — aus Frankreich verlautete immer wieder, daß der seit der italienischen Umwälzung (im Februar war Gaëta gefallen) unaufhaltsam gewordene Ansturm der liberalen Partei den dritten Napoleon vor die Alternative eines auswärtigen Krieges oder eines Systemwechsels stellen werde, — in Wien schien die Verwirrung eine hoffnungslose geworden zu sein, seit sich absehen ließ, daß die Rechnungen auf die Nachgiebigkeit Ungarns ohne den Wirth gemacht worden seien. — Aus der großen Zahl über die Tagesfragen geführter Unterredungen heben wir die nachstehenden, als besonders bemerkenswerth, hervor:

12. März. Max Duncker erwartet mich im Staatsministerium langes Gespräch.

Ich: Wie stehen denn nun die Sachen hier? — Ich muß Ihnen sagen, in der Provinz rechnen sowohl die Junker als die Demokraten mit großer Bestimmtheit auf den Sturz des Ministeriums und freuen sich darauf.

Max Duncker: „Ja, so ist es auch! Das Ministerium ist nun so weit fertig! —

Es ist in sich uneinig und hat keine Energie; am schlimmsten aber ist der Mißmuth des Königs; der König betrachtet den Versuch mit einem liberalen Ministerium als mißlungen; — besonders, da dieses Ministerium gar nichts ausgerichtet, nichts zu Stande gebracht hat. — Daß die Demokraten sich wieder zu regen beginnen, quält ihn auf das Aeußerste und macht ihm Sorgen. — Besonders aber haben die Ereignisse in Warschau einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht: er hält Aehnliches — Barrikaden und dergleichen — auch in Berlin nicht für unmöglich. — Dazu kommt sein augenblicklich auch physisch krankhafter Zustand, der durch Sorge und moralisches Leiden noch gesteigert wird.

Die Adreß-Debatte hat ihn auf das Tiefste verletzt." — Daher seine barsche Antwort auf dieselbe, in der sich seine Stimmung ausspricht.

Die Kammer ist eigentlich gut; sie hat diese barsche Antwort nicht

Digitized by Google

übel genommen; der Umstand, daß der König mit den zwei reactionären Abgeordneten in der Deputation, welche ihm die Adresse überbrachte, nicht gesprochen hat — wohl aber mit den anderen, hat den unangenehmen Eindruck, den sie machen konnte, wieder ganz verwischt. Die Minister haben den großen Fehler begangen, bei ihrem Eintritt in das Amt nicht mit einem bestimmten Programm aufzutreten und bestimmte Grenzen zu ziehen, wie weit sie gehen wollen. Nun betrachtet der König jede Forderung des liberalen Ministeriums als eine neue „Concession", die von ihm verlangt wird und widerstrebt in dem Gedanken, daß das in infinitum so fort gehen soll. So ist man denn auch jetzt wieder auf einen Punkt gekommen, wo nach Max Dunckers und Hohenzollerns Meinung geradezu eine Krisis herbeigeführt werden müßte — aber Auerswald und auch ein Paar andere von den Herren wollen einlenken, wollen es dazu nicht kommen lassen. — Ein Ministerium Arnim-Boitzenburg wäre eigentlich am meisten nach dem Herzen des Königs.

Wenn die Junker so klug wären, „sich dadurch möglich zu machen, daß sie die Grundsteuer annehmen", könnten sie ganz gut in den Besitz der Macht gelangen.

Bei alledem ist es doch eigentlich Schleinitz, der die Schwierigkeiten macht; denn eine active, energische auswärtige Politik würde über alle Schwierigkeiten auch im Innern hinausführen — aber Schleinitz hat keinen Muth, er weiß jeden Entschluß, der gefaßt wird, immer wieder in das Ohnmächtige zu beugen, — und hat einen unglücklichen Scharfsinn darin, Schwierigkeiten und Gefahren in Allem zu entdecken was geschehen soll.

Sonst könnten die Dinge doch noch gehen, so arg auch Alles verdorben und verfahren ist. — Mit dem Herrenhaus wäre wohl fertig zu werden. Der König braucht nur den Präsidenten, Fürsten Hohenlohe, zu sich zu bescheiden, und ernsthaft zu erklären: die Grundsteuer müsse angenommen werden; er lasse den Herren die Wahl, ob sie das Gesetz annehmen, oder vierzig neue Mitglieder für das Herrenhaus haben wollen.

Das Abgeordnetenhaus vollends ist gut; — „Vincke sucht offenbar ein Mittel einzulenken, seitdem er glücklicher Weise

Digitized by Google

mit den Demokraten aneinander gekommen ist," — und zeigt sich selbst in der Militär-Frage gefügig und lenksam.

Was die Sache hält, ist, daß der König in Beziehung auf die Grundsteuerfrage persönlich fest steht und darin nicht nachgeben kann.

14. März. Gefficken, der sehr preußisch gesinnt ist und hier und da mitspricht, hat geäußert, Preußen müsse sich vom Bundestag ein Mandat gegen Dänemark geben lassen, um dann energisch einzuschreiten. Schleinitz schrie auf bei dem Gedanken —: „Was? — den Teufel werden wir das thun, — wir werden einen Unteroffizier und sechs Mann zur Execution schicken" u. s. w. — Der Bund soll fortwährend die Sache leiten und die Verantwortung für jeden Schritt unmittelbar behalten — (das Ganze also wieder auf eine sehr lahme und nichtige Demonstration hinauslaufen).

Gefficken erzählt: Max Duncker hat gestern Abend eine lange Conversation mit der Königin gehabt, die ihm erklärte, es handle sich nicht blos darum, das Ministerium zwei Monate zu halten — bis zum Schluß der Sitzung —: es müsse überhaupt bleiben und dürfe sich nicht zurückziehen.

Sie äußerte im Allgemeinen sehr verständige Ansichten, bog aber doch gleich wieder um, so wie Max Duncker darauf bestand, daß Schleinitz entfernt werden müsse, und wendete ein: das würde in Frankreich einen sehr ungünstigen Eindruck machen! —

15. März. Abends rout bei Bethmann-Hollweg. Wir kommen auf die größere Politik zu sprechen; Bethmann-Hollweg klagt über die Schwierigkeiten der Situation, mit einer gewissen Muthlosigkeit.

Ich: Die Schwierigkeiten der Lage lassen sich in wenig Worten zusammenfassen: Sie, meine Herren, können nicht mehr vorwärts und jedes andere Ministerium ist unmöglich!

Bethmann-Hollweg (zustimmend): ist unmöglich!

Ich: Da das Ministerium fortbestehen muß, scheint mir kein anderer Ausweg, als daß es wenigstens diejenigen Schwierigkeiten beseitigt, die aus seiner eigenen Zusammensetzung hervorgehen: sich von einigen hemmenden Individuen befreit und durch das Hinzutreten einiger entschiedener Charaktere neue Kräfte gewinnt.

Digitized by Google

Bethmann-Hollweg zeigt sich sehr entrüstet über Schwerin und die sonderbare Rolle, die der übernommen hat.

Den Schleinitz nimmt Bethmann-Hollweg in Schutz; wenn einmal die Zeit zu großen energischen Entschlüssen gekommen sei — dazu sei Schleinitz allerdings nicht der Mann, und das wisse er auch selbst recht gut — aber für die gegenwärtige Zeit, wo der Moment zum Handeln nicht sei, wo es auf ein allgemeines Hinhalten ankommt, da sei Schleinitz gerade der rechte Mann. —

Es ergiebt sich, daß Bethmann-Hollweg in Beziehung auf die allgemeinen großen Angelegenheiten zu der Partei der Kleinmüthigen gehört.

17. März. Simson klagt über den eigenthümlich doctrinären Geist der Kreisrichter, deren nicht weniger als 72 im Hause sind. Die „wollen Politik nach den Paragraphen des Landrechts machen" — und wollen um Alles nicht ministeriell sein; wer mit der Regierung in Verbindung steht, ist ihnen als zweideutige Persönlichkeit verdächtig, wer und wie die Regierung auch sein mag, denn sie sind nach ihrer Meinung vom Lande eigens hergeschickt, um die Minister zu controlliren — das ist ihr Begriff von parlamentarischer Regierung — und da halten sie es für ihre Pflicht Opposition quand même zu machen. Sie können nicht ruhig zu Bett gehen, ohne das Bewußtsein, den Ministern im Laufe des Tages gehörig zugesetzt zu haben. — Simson und Droysen ergehen sich in Klagen über diesen seltsamen Geist, mit dem jede Regierung unmöglich wird.

Ich: Das Uebel ist älter und umfassender; ich habe es entstehen sehen; es schreibt sich aus den Zeiten nach den Karlsbader Beschlüssen her, aus der Zeit jenes allgemeinen Sieges der Reaction in ganz Europa. Von der Zeit an setzte sich, nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien — in ganz Europa — der unselige Gedanke fest, daß Opposition an und für sich etwas verdienstliches sei.

Simson: „Das ist es!"

18. März. Besuch beim Präsidenten Camphausen. Eine telegraphische Depesche hat aus Petersburg die Nach-

Digitized by Google

richt gebracht, daß gestern die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland promulgirt worden ist. Sie ist etwas unklar gefaßt, doch geht daraus hervor, daß man im Ganzen dem ursprünglichen, nach meiner Meinung ziemlich verkehrten Plan treu geblieben ist. Die Verbesserungen, die angenommen worden sind, werden unwirksam bleiben, weil die Ausführung den Edelleuten selbst und russischen Beamten anvertraut werden muß.

Während ich da bin, kommt eine telegraphische Depesche aus Warschau: eine beabsichtigte Demonstration ist untersagt worden (endlich) — die Polen, die immer geniale Einfälle haben, beabsichtigten eine Frauen-Prozession, in der Voraussetzung, daß man Frauen nichts thun wird, wie freventlich sie sich auch geberden mögen.

20. März. Besuch bei Saucken-Julienfelde. Die Polen werden in Folge der Warschauer Ereignisse auch in unserer Kammer immer anmaßender. Ihr Antrag, dem zu Folge Preußen nicht allein Posen, sondern auch Westpreußen aufgeben müßte, grenzt an das Unglaubliche. Vincke-Hagen will ihn durch die Vorfrage beseitigt wissen. Wie das ganze Treiben mit der polnischen Emigration in Paris und mit Warschauer Zettelungen zusammenhängt, das ist handgreiflich. So ist vor wenigen Tagen Graf B. aus Paris, wo er für gewöhnlich lebt, hier eingetroffen, — und Graf C. ist nach Warschau gereist.

Ueber Schwerin ist natürlich auch Saucken empört. Morgen wird er eine Audienz beim König haben, um die er lange nachgesucht hatte und von der seit längerer Zeit die Rede war. R. Auerswald will aber vorher, heute Abend noch, ein Gespräch mit ihm haben, wahrscheinlich um ihn aufzufordern, daß er den König in seiner gegenwärtigen Reizbarkeit schont. Saucken weiß auch um den eigentlichen Zustand des Königs und wird sich darauf beschränken darauf zu dringen, daß der Polizei-Präsident Zedlitz entfernt werde. Er will dabei Politik und Parteistellung des Mannes ganz aus dem Spiel lassen und nur geltend zu machen suchen, daß seine amtliche Stellung unhaltbar geworden ist, weil er es mit dem Magistrat, mit der Stadt und mit seinen eigenen Untergebenen

Digitized by Google

durchaus verdorben hat. Saucken schmeichelt sich, daß er Zedlitz nicht mehr im Amte finden wird, wenn er nach den Osterferien wieder herkommt. Ich glaube, er wird sich in dieser Hoffnung getäuscht finden.

22. März. Ludwig Häusser, der wieder hier ist, ist wenig erbaut von den hiesigen Zuständen; klagt über Fehler, die man hier in Beziehung auf das südliche Deutschland macht. — Baden sei der einzige Punkt, wo Preußen einen günstigen Boden finden könne für moralische Eroberungen — und grade in Beziehung auf Baden werde viel Verkehrtes gethan.

In Baden sei man glücklich dahin gelangt, das Concordat abzuschütteln, was vor Allem für Preußen ein großer Gewinn ist und ihm die Wege bahnt; — man bemüht sich dort auch, alle übermäßig kirchlichen Protestanten los zu werden — Bethmann-Hollweg kann es aber nicht lassen, diese seine alten frömmelnden Gesinnungsgenossen zu protegiren. Sowie in Baden einer von den Frömmlern beseitigt ist, wird er nach Preußen berufen, oder er erhält einen preußischen Orden. Das irritirt in Baden allgemein gegen Preußen.

23. März. Zu Paul Rennenkampff. Ereignisse in Rußland und in Warschau. Die werden immer ärger; der Kaiser Alexander läßt sich die Regierung des Landes durch die Polen vollständig aus der Hand nehmen.

Ich: Eine Folge dieser Ereignisse ist, daß Rußland in der europäischen Politik zu vollkommenster Nullität herabsinkt. Das Ansehen Rußlands war ohnehin durch den Krimkrieg schon sehr tief gesunken, weniger durch den schlechten Erfolg selbst, wohl aber dadurch, daß der ganze Hergang die innere Zerrüttung und Schwäche des Staats offenkundig machte; so etwas fehlte nur noch um Rußland vollständig moralisch zu Grunde zu richten.

Paul Rennenkampff: In Rußland selbst sympathisiren eine Menge Menschen mit der polnischen Bewegung; Petersburger Studenten reisen nach Warschau, um sich dabei zu betheiligen; sehr viele Stimmen in Rußland erheben sich dafür, daß man Polen ganz müsse fahren lassen.

Paul Rennenkampff meint: Kaiser Nikolaus dreht sich im Grabe um über dieses Wesen. Das mag sein, und doch ist grade der

Digitized by Google

Kaiser Nikolaus Schuld daran, denn er hat durch seine Mißregierung, dadurch, daß er das Reich finanziell und intellectuell zu Grunde gerichtet, den Zustand der Schwäche herbeigeführt, in welchem man sich selber nichts zutraut und auch solche Demüthigungen über sich ergehen läßt. — Nachmittags Besuch bei Mathis.

Mathis erzählt mir einen Wortwechsel, zu dem es am Theetisch der Königin zwischen dem König und ihm selbst gekommen ist.

Mathis und seine Freunde hielten es für Pflicht, in ihrer Zeitung einen Leitartikel erscheinen zu lassen (im Politischen Wochenblatt nämlich), in dem auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, einige reactionäre höhere Beamte zu entfernen, namentlich den Polizei-Präsidenten Zedlitz.

Das nahm der König sehr übel und fragte Mathis, ob der Artikel von ihm sei; Mathis erwiderte, die Theilnehmer am Politischen Wochenblatt hätten sich das Wort gegeben, den Verfasser keines einzelnen Artikels zu nennen, „Majestät werden wohl nicht verlangen, daß man ein gegebenes Wort breche."

Der König fragte darauf den anwesenden Gruner, ob er auch mit dem Artikel einverstanden sei? — Gruner hätte gern eine ausweichende Antwort gegeben, konnte sich aber doch schließlich nicht von seinen politischen Freunden lossagen. Der König fuhr zürnend fort: „Man verlangt von mir, daß ich mich von allen alten Dienern trennen soll, die meinem Bruder treu gedient haben" u. s. f. und schloß, indem er sich erhob mit den Worten: „dann kommt es zu einem Bruch!" Die Königin drang dann in einem unbemerkten Nebengespräch darauf, daß Mathis eine Privat-Audienz verlange, um die nöthigen Erklärungen zu geben.

Mathis hat denn auch am folgenden Tage ein 1½ Stunden langes Gespräch mit dem König gehabt, der nun ruhig anhörte, was sich gegen Zedlitz sagen läßt, aber ohne, daß das zu irgend etwas geführt hätte. — Doch hat es ihn peinlich berührt, als Mathis an die Schillerfeier erinnerte, an den Unfug auf dem Gensdarmenmarkt und fragte: „Wo war denn da der Polizei-Präsident, war er auf dem Platz?" — „Nein, er saß zu Hause in seinem Großvater-Stuhl!"

Digitized by Google

Ueberhaupt sprach Mathis nicht von Zedlitz' politischer Richtung.

25. März. Den Abend kommt Lette zu mir; mit ihm durch den Thiergarten spazieren. Der ist auch vollständig bekehrt in Beziehung auf die Armee-Reform! Er erzählt mir viel von den Wühlereien im Posenschen. Man schreibt ihm von dorther, daß sich dort zu Lande, plötzlich wie vom Himmel geschneit, eine große Menge Leierkasten-Männer, Puppenspieler und dergl. Leute eingefunden haben — die sämmtlich ganz untadelige Pässe besitzen — von Ort zu Ort ziehen — und ohne Ausnahme, ganz gegen die Gewohnheit solches Gesindels, sehr reichlich mit Gelde versehen sind.

Es ist auch dort und in den angrenzenden Districten von Schlesien sehr viel französisches Gold im Umlauf.

28. März. Der alte Legationsrath Küpfer bei mir, Tagesläufe besprochen, besonders Warschau. Er sagt, es seien dort einige junge russische Offiziere zu den Polen übergegangen, und ein paar Regiments-Commandeurs haben dem Fürsten Gortschakoff erklärt: sie könnten — (wenn das etwa verlangt werde) — nicht auf ein unbewaffnetes Volk schießen lassen! — Gortschakoff hat das hingenommen.

2. April. Usedom erzählt: Der König ist sehr übler Stimmung; gequält und leidend. Er hat das Vertrauen zu dem constitutionellen Wesen, in Folge der Opposition, die man den Militär-Vorlagen machte, verloren, und hat zwischen dem liberalen Ministerium auf einer Seite, und dem reactionären Hof auf der anderen eine schwierige Aufgabe. — Die Minister verlangen von ihm, daß er thun soll, was die natürliche Folge des angenommenen Prinzips ist — und seine militärische Umgebung spricht ihm von der Sache als seien es gefährliche Concessionen; sie sprechen immer als ob der Wagen schon am Rande des Abgrunds schwebe und jeden Augenblick umzukippen drohe; als ob nur noch eine Kleinigkeit dazu gehöre den Umsturz herbeizuführen — und wenn von einer neuen „Concession" die Rede ist, schlagen die Herren die Hände zusammen: „Auch das noch! — ja dann freilich!" — Es ist nicht leicht unter solchen Verhältnissen den richtigen Weg ohne Schwanken zu gehen.

Digitized by Google

3. April. Der belgische Gesandte Nothomb berichtet: Napoleons III. Lage ist im Innern Frankreichs eine sehr schwierige geworden, und zwar zum Theil unerwarteter Weise; die Schwierigkeiten liegen in drei Punkten: 1) der finanziellen Lage des französischen Reichs — 2) der sogenannten Römischen Frage — und 3) dem Parlamentarismus, den man abgestorben glaubte und der so plötzlich, wie ihm halbweg die Gelegenheit gegeben war, mit seinen alten Ansprüchen hervortritt.

Die finanziellen Schwierigkeiten, aus der verschwenderischen Wirthschaft des Kaiserreichs hervorgegangen, sind diesmal in den Sitzungen des Senats und des corps législatif noch glücklich masquirt worden, ohne daß man es zu einem wahren Lärmen darüber hätte kommen lassen. Ob das immer gelingen wird bleibt die Frage.

Viel schlimmer für den Augenblick ist die römische Frage, die sich so gestaltet hat, daß man nicht mit ihr fertig zu werden weiß. Napoleon III. hat das energische Auftreten des französischen Clerus in der Weise nicht erwartet. Die clericale Partei verlangt natürlich, daß der Papst und seine weltliche Macht gegen die Ansprüche der italienischen Nation geschützt werden — die demokratische Partei verlangt grade entgegengesetzt, man soll den Papst zu Grunde gehen lassen und die italienische Nationalangelegenheit fördern, ohne Rücksicht auf ihn. — Auf die Seite der Clericalen stellt sich sehr entschieden die Kaiserin Eugenie — auf die Seite der Umsturz-Partei Prinz Plon-Plon. — Napoleon III. schwankt etwas rathlos zwischen beiden Parteien.

Daß der Parlamentarismus mit solcher Energie erwachen, die alten Parteien mit solcher Energie „auf einander platzen" würden, sobald ihnen nur eine schmale Thür geöffnet war, hatte Napoleon III. durchaus nicht erwartet und er ist dadurch vollkommen überrascht.

Als die sogenannte Reform, die Gestaltung einer etwas freieren Debatte im Senat und corps législatif zuerst besprochen wurde, warnte Lord Cowley und meinte: „le gouvernement personnel," wie in Frankreich herrschend „deviendra impossible." — Napoleon III. antwortete: „Mais non! pourquoi? — la discussion m'éclairera sur l'opinion du pays, et je ferai pourtant ce que je veux."

Digitized by Google

Der Ausweg aus diesem Labyrinth von Schwierigkeiten, deren Druck man sehr empfindet, ist natürlich eine Unternehmung nach Außen, die alle Gemüther beschäftigt und durch die alle inneren Fragen in das Unbestimmte hinein vertagt werden. — Deutschland — meint Nothomb — will man für jetzt unberührt lassen (NB. d. h. so lange Oesterreich nicht in sich zusammen gefallen ist) — Interesse und Thätigkeit wenden sich daher auf den Orient, wo vielerlei vorbereitet wird.

Wie es scheint hat sich Nothomb angelegen sein lassen, den Leuten in Paris die höchste Vorstellung von dem Geist des Widerstandes einzuflößen, auf den französische Ansprüche in Deutschland treffen würden. Er hat zu Napoleon III. gesagt: Wenn Preußen in Deutschland Sardiniens Rolle spielen wollte, würde es weit weniger Widerstand finden als Sardinien in Italien gefunden hat. — Napoleon III. antwortete: „Ah! pour cela! je ne suis pas d'accord avec vous.“ —

Ebenso suchte Nothomb Walewski und Thiers darauf aufmerksam zu machen, daß die öffentliche Stimmung in Deutschland jetzt eine andere sei als zur Zeit, da Napoleon I. seine Pläne jenseits des Rheines ausführte.

Walewski erwiderte: „Mais nous ne touchons pas à l'Allemagne.“

Thiers ging mehr auf die Sache ein. Nothomb führte seinen Satz weiter aus und sagte: „il peut encore y avoir une bataille de Jéna, mais il n'y aura plus de paix de Tilsit.“ — Thiers antwortete: „Je le crois“ — und fügte im Laufe des Gesprächs hinzu: „une bataille perdue pourrait devenir fatale à l'armée française“ — für eine deutsche Armee nicht in demselben Grade: „j'admets pour l'armée autrichienne la possibilité de continuer la guerre après la bataille de Solferino.“ Ich: Allerdings könnte eine verlorene Schlacht fatale werden für die französische Armee; es kommt da vielerlei zusammen — der National-Charakter, der keine Ausdauer im Unglück hat; — die politische Lage, — und endlich selbst die taktischen Gewohnheiten, die sich in der französischen Armee gebildet haben. Bei dieser Art Alles,

Digitized by Google

ſelbſt das letzte Bataillon einzuſetzen, um den Erfolg zu erzwingen, muß eine Schlacht, wenn ſie dennoch verloren geht, eine vollſtändige Niederlage werden — und zu welchen Umwälzungen eine ſolche führen kann, iſt nicht zu berechnen. —

Geſpräch mit Geſſcken. Ich erwähne Uſedoms und ſeiner politiſchen Anſchauungen.

Geffcken: Uſedom hat dabei eine arrière-pensée; er meint, man könne ſich mit Napoleon III. abfinden, vermöge geringer Abtretungen auf dem linken Rheinufer und gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen. (NB. Daß Preußen ſich durch eine ſolche Transaction moraliſch vollſtändig und für immer zu Grunde richten würde, ſieht er alſo nicht; — und welch' ein Wahn, zu glauben, daß Napoleon III. je zur Kräftigung und Einigung Deutſchlands die Hand bieten werde. — Vor zwei Jahren hatte Uſedom dergleichen Ideen, die ſeine Frau ſo laut als möglich colportirte: hat er denn in der Zwiſchenzeit gar nichts gelernt?)

In Paris glaubt man die Zertrümmerung des öſterreichiſchen Staates unvermeidlich und nahe. Man ſagt: um ſich zu erhalten, müßte Oeſterreich ſich zu einem magyariſch-ſlawiſchen Staat umgeſtalten, und die Hauptſtadt des Reichs nach Budapeſt verlegen — das aber würden die deutſchen Provinzen ſich nicht gefallen laſſen und ſo ginge denn ſelbſt in dieſem Falle das Reich in Trümmer.

Zu Rudolf Auerswald. Politik beſprochen. Je mehr ich mir die Dinge überlege, deſto mehr bin ich erzürnt über die liberale Partei; ſie hat durch ihre Unvernunft zum großen — zum ſehr großen — Theil die gegenwärtige Lage verſchuldet. Ja ſie trägt ſogar die Hauptſchuld.

Ohne die alberne Oppoſition, die ſie voriges Jahr in der Militär-Frage machte, — indem ſie der Regierung eine unhaltbare Heeres-Organiſation octroyiren wollte — wären wir jetzt durchaus Herren der Situation, hätten den König auf unſerer Seite und könnten, eben weil der König vertrauensvoll mit uns ginge, mit Leichtigkeit alle nöthigen Reformen im Innern durchſetzen. — Anſtatt deſſen haben wir uns nun dieſe unſelige Situation bereitet; und

Digitized by Google

was mich am meisten erzürnt: es war nicht schwer vorherzusehen, daß es so kommen müsse und werde; es ist den Leuten auch vorher gesagt worden —: aber Doctrinärs hören nicht und sehen nicht. —

Sie hören und sehen so wenig, daß die liberale Partei im schönsten Zuge ist, den Fehler des vergangenen Jahres, gleichsam in verjüngtem Maßstab zu wiederholen. Sie will von neuem durch kleinliche Opposition in Bezug auf einige Geldposten, die für die Armee verlangt werden, durch kleinliche Häkeleien und Zänkereien, den König beleidigen und reizen, statt ihn zu gewinnen.

Rudolf Auerswald: Ja wohl! — Das damalige Treiben habe nur dazu dienen können, die Regierung nach oben und unten zu schwächen. Eine Regierung müsse wohl schwach sein, „wenn sie gar nichts mehr hinter sich habe."

Ich spreche davon, wie viele Leute, die sonst die Nothwendigkeit der neuen Formationen anerkennen, die Kosten für unerschwinglich halten. Ich habe darauf immer geantwortet, daß ich diese Bedenken in gewissem Sinne theile; nämlich, indem ich dabei etwas weiter aushole: die Armee können wir bezahlen —: aber wo soll das Geld herkommen für eine Flotte, die wir nicht entbehren können? — zur Verzinsung neuer Schulden, die uns der Krieg bringen wird?

Das Bedenken ist gegründet, aber was will man daraus folgern? — Da Preußen unmöglich für sich selbst und für Deutschland abdiciren kann, ist doch nur das daraus zu folgern, daß Preußen für sein staatliches Dasein einer breiteren Basis bedarf, die uns Deutschland früher oder später gewähren muß.

Rudolf Auerswald spricht schwankend von Möglichkeiten — auf die aber doch nicht zu rechnen sei — (in solcher Weise, daß man sieht, unsere Minister haben gar kein irgend bestimmtes Bild von der Zukunft — den nahenden Möglichkeiten; gar keinen bestimmten umfassenden Plan; ils vivent d'expédients au jour le jour, möchte ich sagen.)

Dagegen geben die Ereignisse in Polen und Oesterreich und der Unverstand unseres Herrenhauses ihm Veranlassung, zu äußern: Der Konstitutionalismus sei in unseren Tagen eine allgemeine Nothwendigkeit, der man sich nicht entziehen

Digitized by Google

könne. — Er knüpft daran die Vermuthung, Alexander II. werde auf die Länge nicht umhin können, den Polen ihre Verfaſſung wiederzugeben.

Ich: Mir ſcheint das kaum möglich; wie ſollten die Bojaren in Petersburg, ſie, die Häupter des ſiegenden, erobernden Volks, es ertragen, wenn das beſiegte Volk ſo viel vor ihnen voraus hätte, an Rechten und Macht? Uebrigens würde ich den Konſtitutionalismus im ſlawiſchen Oſten für ein großes Unglück halten; und zwar für ein Unglück für dieſe Länder ſelbſt. Die Slawen haben gar das Zeug nicht dazu. Es fehlt den höheren Ständen durchaus die nöthige ſittliche Würde, vor Allem aber fehlt dieſen Ländern die weſentlichſte aller Vorausſetzungen einer parlamentariſchen Regierung: ein tüchtiger und gebildeter Mittelſtand. — Die ſlawiſchen Länder könnten über das Experiment leicht in bodenloſe Zerrüttung verfallen. — Ein ſlawiſcher kann nichts anders ſein als ein polniſcher Reichstag.

Rudolf Auerswald giebt das theilweiſe zu — weiß aber nicht recht, ob er auch die Folgerungen einräumen ſoll; glaubt, daß Polen ſich von Rußland trennen könnte — und es kommt eine ganz gewaltige Furcht vor einem wiedererwachenden Polen zum Vorſchein.

Ich: Die Bewegung in Polen kann und wird für den Augenblick allerdings ſehr ſchlimme Verwickelungen herbeiführen. — Aber vorausgeſetzt ſelbſt daß ſie ihr Ziel erreicht, iſt doch die Frage, ob ſie uns nicht auf die Länge zum Vortheil gereicht. — Ob wir uns eines vereinigten Rußlands und Polens immer würden erwehren können, das könnte zweifelhaft ſein —: daß wir einem polniſchen Reich immer gewachſen ſein und bleiben werden, iſt wohl nicht die Frage.

R. Auerswald: Man müſſe allerdings den Gedanken gar nicht aufkommen laſſen, daß es je zweifelhaft ſein könne — in der That aber ſei zu bedenken, daß Polen nicht allein ſtehen, ſondern mit Frankreich verbündet ſein würde.

Die Stimmung des Königs ſoll ſich bedeutend gebeſſert haben.

4. April. Unter den hieſigen Ruſſen herrſcht große Entrüſtung und Verwunderung über die Ereigniſſe in Warſchau und die Schwäche der ruſſiſchen Regierung.

Digitized by Google

Frau v. Kotzebue meint: man habe ein Leichenbegängniß unnützer Weise gestört — das sei allerdings nicht zu rechtfertigen — dann aber habe der Lärm doch eigentlich damit angefangen, daß das Volk zwei Kosaken todt schlug; nun werde immerfort von den fünf Opfern gesprochen, die auf Seiten des Volks gefallen seien: der zwei Kosaken gedenke niemand. (NB. Es ist allerdings ein sehr gutes taktisches Kunststück, in solchen Fällen sich sofort der guten Namen zu bemächtigen: „Partei der Patrioten" oder so; schon dadurch hat man Viel voraus — und dann bemächtigt man sich der Presse, der Tagesblätter und läßt nur das bekannt werden, was Nutzen bringen kann.)

13. April. Abend bei dem Kriegsminister en famille: nur ein bejahrter Hofrath (Arzt) aus Liegnitz ist da — und ein Herr v. Werner mit seiner Frau.

Roon mag sich, wenn auch nicht dem Ministerium, doch der ministeriellen Partei einigermaßen genähert haben: so parlamentarisch ist er keineswegs gesinnt, wie mich Brünneck veranlaßte zu vermuthen.

Er meint, wenn die Vorschläge der Militär-Commission im Hause der Abgeordneten durchgehen sollten, verwickele man sich in der Ausführung in Unmöglichkeiten. — Die „ministerielle" (liberale) Partei habe im vergangenen Jahre Fehler begangen, die besonders von ihrem eigenen Standpunkt aus, und wenn man erwäge, welche Zwecke sie zu erreichen strebe, unverzeihlich seien. Sie hätte bedenken sollen, daß sie durch ihre Opposition in der Armee-Angelegenheit das Vertrauen des Königs verlor und daß dies nicht der Weg war, ihre Zwecke zu erreichen.

„Wenn es keine Ferien- und Badereisen gäbe", wäre auch im vergangenen Jahre die definitive Organisation der Armee nicht zu Stande gekommen. Aber er, Roon, habe „heiße Stunden" deshalb verlebt, als man von den Ferien- und Badereisen zurückkehrte.

Aber auch während der „sogenannten" zehnjährigen Mißregierung seien große Fehler begangen worden; er verkehre viel mit den Herren von der damals herrschenden Partei und habe es ihnen oft vorgehalten; sie können das auch nicht leugnen.

Digitized by Google

Die Aufgabe der damaligen Machthaber wäre es gewesen, unsere Verfassung durch zweckmäßige Veränderung „lebensfähig zu machen". — Sie hätten vor allen Dingen für ein vernünftiges Wahlgesetz sorgen müssen: warum haben sie das nicht gethan? — Ganz unpassend sei es, daß die Soldaten im activen Dienst bei den Wahlen mitstimmten (NB. darin konnte ich nur beistimmen).

Roon meint, bei den Wahlen in diesem Herbst könne den Soldaten die Betheiligung daran ganz einfach durch einen Armee-Befehl des Kriegsherrn untersagt werden. — Es scheint seine Absicht, einen solchen Befehl hervorzurufen.

Auch wissenschaftliche Gespräche über Clausewitz und Willisen kamen an die Reihe. Roon beherrscht wirklich einen weiten Umfang von Kenntnissen.

Roon deutet an, daß das gegenwärtige Ministerium (dem er doch selber angehört) nicht werde bestehen können. — Ich erwiderte mit der Frage, was denn werden solle, wenn es zurücktritt? — Dann stehen wir zwischen zwei unmöglichen Parteien.

Roon: Das Ministerium muß allerdings aus der Mittelpartei hervorgehen, die jetzt am Ruder ist; aber es müßten nicht dieselben Individuen sein. — (NB. Wenn ich nur die anderen Individuen wüßte, die an ihre Stelle treten könnten. Roon denkt wohl an seinen Freund Bismarck-Schönhausen.)

18. April. Hier in Berlin haben sich die Unterhandlungen über die Bundes-Kriegsverfassung (mit Oesterreich) gänzlich zerschlagen; der österreichische Bevollmächtigte ist bereits gestern Abend abgereist.

Man ging österreichischerseits von dem Satze aus: die Einheit der deutschen Bundes-Armee dürfe nicht aufgehoben werden. Aber allerdings könne man nicht einen Bundesfeldherrn ernennen, denn die Macht, die damit in Eine Hand gelegt würde, wäre zu groß. Es müßte also, den Bundeskrieg zu leiten, ein Comité von drei Personen ernannt werden: ein Bevollmächtigter Preußens, einer Oesterreichs und einer der kleinen Staaten müsse es bilden. — Natürlich ist man darauf unsrerseits nicht eingegangen.

Digitized by Google

(NB. Eine saubere Kriegführung würde das werden, unter der Führung eines dreieinigen Feldherrn! — Der Bevollmächtigte der Kleinstaaten — ein Bayer ohne Zweifel — würde natürlich immer mit Oesterreich stimmen. Der ganze Plan ist also darauf angelegt, der preußischen Armee für Oesterreichs Sonderzwecke Herr zu werden.)

A. Pourtalès erzählt eine Anekdote, die vor kurzem in dem „Club de la rue Poitiers“ (Vereinigungspunkt der Größen des parlamentarischen régime und des diplomatischen Corps) vorgekommen ist. Es war davon die Rede, wie der gegenwärtige Zustand in Frankreich entstanden ist. Der neapolitanische Gesandte erklärte da: „C'est que les Français n'ont pas le courage civil“ und diese Bemerkung verletzte die Franzosen — vielleicht um so mehr, weil sie sich getroffen fühlten. Als der Neapolitaner sie, durch eine Wendung des Gesprächs veranlaßt, wiederholte, antwortete ihm Thiers; „Monsieur le Marquis, quand on est Napolitain on ne parle d'aucune espèce de courage.“ Der Neapolitaner schwieg.

23. April. Zeitungen; merkwürdiger Umschlag in den französischen Blättern. Frankreichs, oder vielmehr Louis Napoleons Politik wird darin natürlich stets und sogar mehr wie jemals als eine durchaus friedliche dargestellt — dagegen mehren sich die angeblichen Correspondenz-Nachrichten, die von Rüstungen, von feindseliger Stimmung gegen Frankreich aus allen Theilen Deutschlands sprechen. Frankreich wird als bedroht dargestellt; offenbar um die Leute an den Gedanken eines nahen unvermeidlichen Bruchs zu gewöhnen.

Preußen wird zur Zeit in den französischen Zeitungen geschont. Ein längerer Artikel in der Revue contemporaine setzt sogar sehr ausführlich auseinander, daß in dem Streit mit Dänemark das Recht ganz entschieden auf Seiten Deutschlands ist. Seltsamer Weise ist das für Schleinitz und Gruner ein neuer Grund, einen Bruch mit Dänemark um jeden Preis zu vermeiden! Diese Herren sagen: „offenbar will Louis Napoleon uns in einen Handel mit Dänemark verwickeln, der einen Bruch mit England herbei führen muß. In diese Falle dürfen wir nicht gehen.“

Digitized by Google

Besuch bei Max Duncker. Dieser meint auch, daß Schleinitzs Rechnung eine ganz falsche sei.

Ich mache darauf aufmerksam, wie schwierig alle Verhältnisse dadurch werden, daß die Cotton-Lords, die Manchester men, denen eigentlich jedes politische Verständniß fehlt, jetzt im englischen Parlament die Hauptrolle spielen.

Max Duncker: Schon wir in Preußen fühlen das Gewicht, mit dem die Industriellen sich lähmend an die Politik der Regierung hängen. In England steht es noch viel schlimmer; England ist geradezu gelähmt durch die Industriellen. —

Wir sprachen heute bei Knesebeck von dem Polizei-Präsidenten Zedlitz, und waren alle überzeugt, daß der Arbeiter-Auflauf, der vor 2 Jahren organisirt worden war, nur durch Connivenz dieses Polizei-Präsidenten stattfinden konnte.

Knesebeck erzählte: Den Unfug auf dem Gensdarmen-Markt, bei dem Schillerfest, hat ganz gewiß Zedlitz veranstaltet; er saß während des Lärmens auf dem Casino und spielte dort seine Partie Whist — auf die Meldungen von dem Unfug, die bei ihm einliefen, antwortete er stets lächelnd, es sei ihm sehr angenehm, dergleichen zu vernehmen; hoffentlich werde das noch viel ärger werden. —

Knesebeck war gegenwärtig und hat das mit angehört.

28. April. Gefficken liest mir einen Brief aus Paris vor; die Brochüre des Herzogs d'Aumale hat in ganz Frankreich in allen Kreisen, und namentlich auch in der Armee, eine ungeheuere Sensation gemacht, die der Dynastie Louis Napoleons gefährlich werden könnte. Man sagt allgemein Plon-Plon müsse sich mit d'Aumale schlagen, namentlich sagt das die Armee. „Mais il n'en fera rien; on le connaît! il a fait ses preuves. Il bat les gens quand il le peut, mais il ne se bat pas avec eux.“ —

Plon-Plon war in württembergischen Diensten; beleidigte seinen Obersten; dieser verlangte seinen Abschied, da er weder von dem Neffen seines Königs Genugthuung verlangen, noch als öffentlich beleidigter Offizier weiter dienen könne. — Der König, der unterdessen seinen Anfangs sehr protegirten Neffen satt bekommen hatte, verweigerte den Abschied, und sagte dem Obersten: die Genugthuung, die er ihm ge-

Digitized by Google

währen könne, bestehe darin, daß er ihn autorisire, seinen Neffen zu fordern. Das that der Oberst und die Folge war, daß Plon-Plon sofort Postpferde nahm, und nach der Schweiz entfloh!

In dem französischen Ministerium herrscht die größte Uneinigkeit; die Minister sind wüthend aufeinander, und schimpfen maßlos aufeinander, wenn sie von einander sprechen ist die mildeste Art, wie einer den anderen bezeichnet: „ce misérable!“ — Napoleon III. aber sagt ihnen allen: „Tâchez de vous arranger ensemble — car je ne puis vous remplacer“ und das ist buchstäblich wahr. — Persigny, der Einzige von ihnen, der von Hause aus Bonapartist war, äußert sich in mißbilligender und wegwerfender Weise über die Regierung seines Herrn und Meisters.

Die Schwierigkeiten für Napoleon III. werden sich noch bedeutend steigern, da in diesem Herbst das Corps législatif neu gewählt werden muß; die „gros bonnets des anciens partis“ (Guizot, Thiers u. s. w.) wollen wieder hervor und als Candidaten auftreten. — (NB. Das thäten sie wohl nicht, wenn sie nicht glaubten, daß man im Corps législatif auch etwas ausrichten kann — zunächst untergraben natürlich.) In den großen Städten haben sie Aussicht, gewählt zu werden. — Auf dem flachen Lande hätte die Geistlichkeit ein großes Gewicht in die Wagschale werfen können — (gegen Napoleon III.), wenn sie nicht durch ihr leidenschaftliches Auftreten für die weltliche Macht des Papstes ihren Einfluß vernichtet hätte.

In Italien wird Gold mit vollen Händen unter die Cardinäle ausgetheilt, um sie für Napoleons III. Pläne zu gewinnen. Am erwünschtesten wäre es, wenn der Papst sterben wollte; dann könnte man einen Papst nach dem Herzen Napoleons III. erwählen lassen: Il — (le Pape) — a donné des espérances — mais hélas! il les a trompées.

29. April. Abend, en petit comité bei der Königin. —

Ich finde da: Prinz Wilhelm von Baden, Fürst Hohenzollern (sehr freundschaftlich), Rudolf Auerswald, Präsident Mathis, Minister Bethmann-Hollweg, ein Paar Damen, die ich nicht kenne, und im Dienst Comtesse Louise Oriolla und Flügel-Adjutant Graf Kanitz,

Digitized by Google

der sich natürlich sehr reactionär vernehmen läßt. Auch der Kronprinz und die Kronprinzessin sind da.

Der König ist unverkennbar noch immer in einer sehr gereizten, krankhaften Verstimmung. Spricht von einem Artikel in einem demokratischen Blatt, in dem die Fahnenweihe lächerlich gemacht werde; der Artikel sagt: die Fahne sei eine Stange mit einem Lappen daran — und davor hätten die Soldaten Respect!

(NB. Aufdergleichen also macht ihn seine militärische Umgebung geflissentlich aufmerksam! Denn regelmäßig liest der König ein demokratisches Winkelblatt gewiß nicht.)

Rudolf Auerswald sucht zu mildern: die Zeitung sei eine sehr unbedeutende; sie habe nur 700 Abonnenten. — Graf Kanitz, mein Nachbar, murmelte vor sich hin: „Wenn sie nur bald anfangen möchten!" — (D. h. wenn es nur bald zum offenen Kampf in den Straßen käme, den wünschen sich die Herren, wie es scheint!)

Ehe man sich trennt, im Billardzimmer spricht der König längere Zeit mit mir.

Er äußert sich sehr ungnädig über die Abgeordneten, über die Schwierigkeiten, welche die Militär-Commission von Neuem macht.

Ich sage: Saucken habe mir versichert, die Militär-Vorlagen würden diesmal durchgehen.

König: Das glaube er nicht so unbedingt, das Streben der Leute gehe dahin, sie wollen regieren! — „Nicht der König soll regieren, sie wollen regieren." Das könne und dürfe aber in Preußen nicht sein.

Ich: Mir scheint eine solche Absicht doch, wie ich die Herren kenne, nicht obzuwalten; es sei wohl mehr eine doctrinäre Unklarheit, die in ihren Reihen herrsche.

König: Es führt aber dahin. — Es muß zur Auflösung kommen!" — (Die Achseln zuckend.)

Er winkte Rudolf Auerswald herbei und fragte, wie die Abstimmung in der Militär-Commission ausgefallen sei, und sagte bei den ersten Worten von Rudolf Auerwalds Bericht zu mir: „Nun, da sehen Sie!"

Ich zog mich zurück, um das Gespräch nicht zu hören. Später

Digitized by Google

erfuhr ich, daß Stavenhagens Vorschläge in der Commission mit geringer Majorität angenommen sind; — wir wußten alle vorher, daß das geschehen würde, daß es aber nicht entscheidend ist.

30. April. Zum Kronprinzen befohlen. Gespräch über die Lage. Ich beklage Schleinitzs Haltlosigkeit, der nicht einmal gegen Dänemark aufzutreten wage, und Schwerins Verkehrtheit, die reactionären und unbotmäßigen Beamten beizubehalten. (Der Kronprinz macht eine sehr entschieden zustimmende Bewegung.) Gegen diese verhaßten Beamten könnte doch die Verstimmung in solchem Grade steigen, daß sie von Wühlern benutzt werden könnte.

Die Minister sagen, sie könnten nicht Beamte blos wegen ihrer politischen Gesinnung absetzen, denn solches Verfahren hätten sie an ihren Gegnern getadelt; sie könnten es nicht nachahmen. Das sollen sie auch nicht; aber wo wirkliche und begründete Beschwerden gegen die Beamten vorliegen, sollen sie — wie ich dem Fürsten Hohenzollern gesagt habe — berücksichtigt werden; solche Beamte sollen doch nicht blos deswegen geschützt werden, weil sie Gegner der Regierung sind!

Zustimmung des Kronprinzen.

Ich: So schützt Graf Schwerin nun schon seit fünf Monaten mit unglaublicher Hartnäckigkeit den Polizei-Präsidenten Zedlitz.

Kronprinz, begütigend: Was sich bei den bisherigen Untersuchungen an Unordnungen und Unredlichkeiten bei der Polizei-Verwaltung ergeben hat, drehe sich doch um lauter unbedeutende Kleinigkeiten.

Ich: Das kann man zugeben. Sr. Maj. dem König aber wird die Sache, die Entlassung der Beamten, die entfernt werden müßten, in einem durchaus falschen Licht vorgestellt; es ist davon immer als von einer Concession die Rede; man beruft sich auf die öffentliche Meinung —: das ist es nicht! Die Leute müssen nicht der öffentlichen Meinung zu Liebe entlassen werden, sondern im Interesse der Regierung, um die Regierung zu kräftigen; sie sind schlechte unzuverlässige Beamte, darum müssen sie entfernt werden. Se. Maj. soll gesagt haben: man verlangt, ich soll mich von allen alten Dienern trennen, die meinem Bruder treu gedient haben. —

Digitized by Google

Ja, wenn dem so wäre, wenn sie treu gedient hätten, „dann wäre ich gewiß der Letzte, der auf ihre Entfernung dringen würde, dafür kennen mich E. K. H." — *Aber sie haben untreu gedient und fahren fort untreu zu dienen, darum müssen sie entfernt werden.* — *Das ist nöthig, um in dem Beamtenheer die gehörige Disziplin wieder herzustellen*; in diesem Augenblick herrscht in ihren Reihen eine sehr seltsame Anarchie; die Landräthe und Präsidenten gehorchen ganz einfach den Weisungen der Regierung nicht, und rühmen sich dessen. — *Ist es nicht eine seltsame Anomalie, daß die Regierung im Innern wie nach Außen nur von ihren Gegnern vertreten ist?*

Der Kronprinz giebt das zu, meint aber in Beziehung auf die Diplomatie sei die Auswahl sehr gering und der Ersatz schwierig. — Die Landräthe seien allerdings zum Theil sehr schlecht.

Er frägt, was ich von dem Schicksal der Militär-Vorlagen glaube?

Ich bin überzeugt, daß sie durchgehen werden; Saucken rechnet eine Majorität von 8 Stimmen dafür zusammen.

Kronprinz: Das ist freilich sehr wenig, indessen wenn sie nur durchgehen. —

Ich: Sie würden mit einer sehr ansehnlichen Majorität durchgehen, wenn in der äußeren Politik etwas Namhaftes geschähe, wenn man die mißliebigen Beamten entfernte, und gegen Dänemark entschlossen einschritte. — (Schon vorhin hatte ich den Worten über die Beamten zum Schluß hinzugefügt: wenn nicht einige der am übelsten angeschriebenen entlassen werden, bekommen wir im Herbst eine Menge Demokraten in die Kammer! Der Kronprinz antwortete: „*Darauf sind wir auch gefaßt.*")

In Beziehung auf Schleswig stimmt er mir sehr lebhaft bei; er wird ganz warm. Nach seiner Meinung — die ja allerdings nicht maßgebend sei — gebiete schon die Ehre Preußens mit der angedrohten Execution nun auch wirklich vorzugehen.

Ich: Auch die Klugheit scheint mir das zu gebieten. — Augenscheinlich will Napoleon III. nicht Händel mit Preußen haben, so lange Oesterreich nicht vollständig zertrümmert ist. — Ich bin überzeugt, er läßt Dänemark à plat fallen, sowie wir ernsthaft vorwärts gehen.

Digitized by Google

Kronprinz stimmt mir in allem auf das Entschiedenste bei.

Ich: Die Angst aber ist erfinderisch; nun nehmen die Leute bei uns auch Lord Palmerstons Gepolter für Ernst, und fürchten einen Bruch mit England, während sie recht gut sehen könnten, daß hinter all diesen Rodomontaden weiter gar nichts steckt — daß Lord Palmerston seine Drohungen grade darum auf das Aeußerste treibt, weil sie die einzige Waffe sind, die ihm zu Gebote steht.

Kronprinz bestätigt das Alles.

Ich: Lord Palmerston ist ein echter Irländer, ein Querkopf; ich bin fest überzeugt, daß vieles von dem, was er thut, durchaus keinen weiteren Zweck hat, als die Königin persönlich zu ärgern.

Kronprinz: „So ist es!" An einen Bruch mit England, Dänemarks wegen, ist gar nicht zu denken; nur wenn wir in einem Gefecht mit den Dänen geschlagen würden, könnten die Engländer sehr laut werden. Durch ein entschiedenes Auftreten und einen Sieg würden wir ihnen imponiren, und sie würden sich dann uns anschließen. — Man müsse ihnen imponiren.

Er beklagt, daß man sich zu nichts entschließt, nicht energisch handelt.

Ich: Meine Hoffnung ist, daß die Ereignisse nicht stille stehen; sie werden für uns handeln und uns in den Strom treiben.

Kronprinz: Die Ereignisse werden uns allerdings treiben; aber dann kommen wir in das Schlepptau, anstatt zu leiten; und das wäre um so schlimmer, da Oesterreich selbst jetzt, wo es sich in einer verzweifelten Lage befindet, doch immer noch feindlich gegen uns auftritt. Auf die kleinen deutschen Staaten ist auch nicht zu rechnen, die würden sich lieber eine französische Suprematie gefallen lassen, als eine preußische; denn sie sagen sich, daß jene eine vorübergehende sein würde und diese eine bleibende.

Ich: Ja, aber es hängt das doch nicht so unbedingt von den Fürsten ab; es spielt jetzt noch eine Macht mit, die es bisher nicht gab: das deutsche Nationalbewußtsein!

Kronprinz: „Da Sie es sagen, kann ich nur zustimmen; ich in meiner Stellung darf das natürlich nicht sagen!"

Digitized by Google

Was ich von den Chancen eines Kriegs mit Frankreich denke? Sie wären ernst, da Oesterreich in Italien paralysirt sein würde.

Ich: Ein Theil der französischen Streitkräfte wäre dann auch dort in Anspruch genommen. Sind wir denn dem nicht gewachsen, was Frankreich dann noch an Macht übrig behält?

1. Mai. Besuch bei Max Duncker. Schleinitz ist nun ganz für Usedoms unselige Pläne gewonnen. Er spricht mit großer Geringschätzung von der holsteinischen Angelegenheit; die sei sehr unbedeutend. Es sei nicht der Mühe werth, darüber einen Krieg mit Frankreich anzufangen. Man müsse auf das deutsche Parlament hinarbeiten, das Preußen die Suprematie über Deutschland zuerkennen soll.

(D. h. wie Max Duncker erklärt, ist das der willkommene Vorwand, in der holsteinischen Angelegenheit nichts weiter zu thun; das ist seine Art. Alles geht recht gut mit ihm, bis man auf den Punkt gekommen ist, wo eine That eintreten müßte: da weicht er aus! — Jeder That sucht er sich um jeden Preis zu entziehen, indem er irgend eine andere That in Aussicht stellt, aus der dann auch nichts wird, wenn es zur Sache kommt.)

Vergebens hat ihm Max Duncker vorgestellt (grade wie ich Usedom sagte), daß ein solcher Plan schon deshalb chimärisch ist, weil es nun und nimmer möglich sein wird, die Zustimmung des Königs dafür zu gewinnen. Vergebens stellte er ihm die Gefahren vor, die sich ergeben müßten, wenn man die holsteinische Angelegenheit sich in die Länge ziehen lasse; die europäischen Großmächte könnten sich darüber verständigen und zu einem Concert kommen, durch das uns die Hände gebunden wären, womit man uns das Gesetz gäbe — Oesterreich gewönne Zeit, sich mit den Würzburgern über die Bundes-Militär-Verfassung zu verständigen und etwas zu Stande zu bringen, das einen nationalen Anstrich hätte und Preußen in die Abhängigkeit von Oesterreich versetzte. Preußen würde dann entweder sich beugen oder den Makel auf sich laden müssen, ein Werk nationaler Einigung zu stören. Vergebens. Es ist beschlossen worden, die holsteinische Angelegenheit am Bunde trainiren zu lassen.

2. Mai. Jahrestag von Großgörschen!

Digitized by Google

Abend bei Max Duncker; anfangs mit ihm allein; die Lage besprochen; er hat bessere Aussichten als neulich; wiederholt, daß die Minister jetzt die Auffassung haben, daß sie solidarisch bleiben oder gehen müssen, was nicht immer der Fall war.

Die Grundsteuer geht nun durch. Der König hat sich sehr fest benommen gegen Arnim-Boitzenburg und den General Grafen v. d. Gröben.

Arnim-Boitzenburg ist seit seinem Versuch, für das Grundsteuer-Gesetz ein anderes unterzuschieben, nicht mehr zu Hof eingeladen worden. Das hat er nicht vertragen können. Er hat dem König geschrieben und um eine Audienz gebeten, um die Gründe für seine Vorschläge auseinandersetzen zu können. Die Audienz wurde ihm verweigert, der König kenne die Sache, halte sich an den Rath seiner Minister und — in kaum höflicher Wendung — bedürfe den des Grafen Arnim-Boitzenburg nicht. — Darauf ist Arnim-Boitzenburg nach Wiesbaden gereist; von dort aus hat er wieder dem König geschrieben: er selbst könne nicht für die Grundsteuer stimmen, seinen politischen Freunden aber stehe das nunmehr frei.

Gröben meldete sich bei seiner Ankunft mit drei anderen Generalen zusammen. Er sei eingetroffen, um seinen Sitz im Herrenhause einzunehmen. — Der König sprach die Erwartung aus, er werde für die Grundsteuer stimmen. Gröben verfiel in den Ton eines Herrnhuter Predigers: „er habe Nächte lang in tiefster Zerknirschung im Gebet mit dem Herrn gerungen" um zu erfahren, in welchem Sinne er stimmen solle; „die Stimme von oben" habe ihm aber geboten, gegen das Gesetz zu stimmen.

Darauf hat ihn der König sehr heftig angefahren: er erwarte aber von den Offizieren seiner Armee, daß sie für ein Gesetz stimmen, das die Interessen der Armee so nahe berührt. — Gröben war entlassen; — früher schon war er für denselben Tag zur Tafel eingeladen worden — jetzt schickte ihm der König den Flügeladjutanten vom Tage in das Vorzimmer nach und ließ ihm sagen, das Diner finde nicht statt.

Gröben ist denselben Abend wieder abgereist. — So lange der König höflich gegen die Junker war, zeigten sie sich insolent. Er hat

Digitized by Google

nun endlich den Rath befolgt und ist grob geworden gegen sie: nun werden sie zahm und thun seinen Willen. Uebrigens hat sich General v. d. Gröben ganz gut benommen. Er hat dem König geschrieben; gebeten von allen seinen Stellungen, namentlich als General-Adjutant enthoben zu werden, und dabei auf seine Pension verzichtet. Seine geringen Einkünfte genügten für seine Bedürfnisse.

8. Mai. Gearbeitet an einem Artikel für die preußischen Jahrbücher (Rundschau). Die Grundsteuer ist im Herrenhause mit einer überraschenden Majorität durchgegangen.

Die endliche Erledigung dieser Frage und die Flucht des Polizeiobersten Patzke, die den Präsidenten Zedlitz sehr compromittirt, werden als große Fortschritte besprochen. Auf die Annahme des Militär-Etats muß das günstig wirken.

11. Mai. Abend bei Roon; Roon spricht sehr viel ex parte mit mir über Politik — und was die auswärtige Politik anbetrifft, hat er vollkommen vernünftige, correcte Ansichten. Er sieht ein, daß Preußens Politik eine active sein muß; — daß wir einen Krieg mit Frankreich herbeiführen müssen, ehe Oesterreich ganz zertrümmert ist; — daß wir aber unmöglich für Oesterreichs Interessen in Italien Krieg führen können, also eine eigene Politik verfolgen müssen; — daß wir schon aus diesen Gründen ernstlich gegen Dänemark vorgehen müssen, und dafür auch noch andere sehr gute Gründe haben; — daß die Ehre des Staats es uns zur Pflicht macht, und daß es das einzige Mittel ist, Preußens Ansehen in Deutschland zu heben.

Ich spreche von dem herrschenden Kleinmuth, der einen Bruch mit Frankreich fürchtet.

Roon: Napoleon hat ja schon wiederholt erklärt: so lange die Frage eine rein deutsche bleibe, sei sie keine europäische.

Roon deutet an, es sei besonders unglücklich, daß die Haltung des Ministers Schleinitz in diesem Augenblick an höchster Stelle auf Sympathien, auf eine verwandte Stimmung trifft.

In der inneren Politik dagegen steht Roon natürlich ganz auf dem Standpunkte der Junker-Partei; die Agi-

Digitized by Google

tation gegen Zedlitz ist eine bloße Demokraten-Intrigue; ihm zu Folge, ein Versuch der Berliner Bevölkerung sich der Polizei-Gewalt und -Controlle ganz zu entledigen.

Er spricht von den Wahlen, die im Herbst bevorstehen, und wirft die Frage auf: „Wie bekommt man eine bessere Kammer als die gegenwärtige? — denn mit dieser Kammer läßt sich nicht regieren!" — (NB. In diesem Sinne also werden die Dinge dem König von seiner reactionären Umgebung dargestellt! — Sehr beachtenswerth!)

Roon meint: So schlecht und ungenügend Flottwells Circular in Beziehung auf die Wahlen das letzte Mal gewesen sei, so müsse man doch bedauern, daß es nicht vierzehn Tage früher kam; wenn es nur vor der Wahl der Wahlmänner in den Städten gekommen wäre, hätte es ohne Zweifel sehr heilsam gewirkt, und die Wahlen wären viel conservativer ausgefallen.

(NB. Also: Die reactionäre persönliche Umgebung des Königs arbeitet dahin, daß bei den nächsten Wahlen wieder der ganze Westphalensche Apparat von Intriguen und Vergewaltigungen in Anwendung gebracht werde, um Wahlen zu Stande zu bringen, wie sie die Junker haben wollen! — C'est bon à savoir.)

Roon erzählt mir: Die ausgewanderten Schleswig-Holsteiner haben durch den Grafen Baudissin, der in Dresden lebt, Geld zu Kanonenboten angeboten — aber erst angefragt, ob man die von ihnen beschafften Kanonenbote auch annehmen werde? — Die Aeußerung Roons, daß man Geschenke nicht zurückzuweisen pflege, hat ihnen nicht genügt; wenn sie aber etwas Schriftliches von ihm aufzuweisen hätten, seien sie gewiß, eine halbe Million Thlr. für diesen Zweck aufbringen zu können. — Roon hat dem Grafen Baudissin darauf ein schriftliches Zettelchen gegeben, in dem er sagt, man werde ein solches Geschenk mit großem Dank annehmen.

17. Mai. Abend en petit comité bei der Königin. — König und Königin; Dienst: Flügel-Adjutant Steinäcker, Graf Boß-Waldeck, Comtesse Louise Oriolla, und eine ganz junge Comtesse Schwerin.

Gesellschaft: Fürst Hohenzollern, Fürst Salm-Dyck, Patow, Use-

Digitized by Google

dom, Prinz Wilhelm von Baden (das erste Mal, daß ich Rudolf Auerswald und Mathis nicht da treffe).

Der König erzählt von dem Bauernaufstande bei Kasan, einem Gefecht, in dem ihrer 70 geblieben sind; ein Betrüger hat sich für einen Großfürsten ausgegeben, der gekommen sei, die Ukase in Beziehung auf die Emancipation der Bauern zu vervollständigen. (NB. Sehr natürlich, da die Freilassung den Bauern nichts Wesentliches gewährt.)

Ich: Es ist merkwürdig, daß solche Betrüger gerade in diesen Gegenden Glauben finden.

König: „Das machen die Raskolniks, diese abscheulichen Menschen." (NB. Da sieht man, was der Kaiser Nikolaus den Herren erzählt hat — und daß Alles, was der Kaiser Nikolaus gesagt hat, noch gilt. — Sehr beachtenswerth.)

Ich nehme die Raskolniks einigermaßen in Schutz; es verbergen sich freilich unter diesem Namen sehr viele verschiedene und zum Theil sehr verwerfliche Secten — mit diesen aber haben die eigentlichen Altgläubigen Nichts gemein.

Das eigentliche Schisma dreht sich um den sog. Stoglawnik (Buch der hundert Kapitel), den die Geistlichkeit im 16. Jahrhundert zum Kirchengesetz machte, offenbar in der Absicht, das Eindringen der europäischen Civilisation zu verhindern — und der von dem Patriarchen Nikon im 17. Jahrhundert wieder aufgehoben wurde. Die Altgläubigen hängen an diesem Buch; sie bilden einen sehr werthvollen Theil der russischen Bevölkerung.

Das Alles interessirt den König so lebhaft, daß er nachher, als die Gesellschaft sich trennt, mich im Billard-Zimmer festhält und sich nach den verschiedenen Secten erkundigt, namentlich nach den Leuten, die sich selbst verstümmeln.

18. Mai. Präsident Simson unter den Linden getroffen; erzählt mir eine ziemlich lebhafte Scene, die er in Privat-Audienz mit dem König gehabt hat — wegen des Polizeipräsidenten Zedlitz. Den nahm der König in Schutz, obgleich er einzuräumen schien, daß mancherlei kleine Ungesetzlichkeiten vorgefallen sind; aber das seien Kleinigkeiten, und man verlange unbilliger Weise von Beamten, sie sollen „Halbgötter sein".

Digitized by Google

Auch mit Schwerin hat Simson vielerlei Scenen gehabt; der verlangt immer, man soll ihn nicht drängen, nicht treiben. — Wenn man von ihm fordert, er soll Vernunft annehmen in Beziehung auf Zedlitz, dann ruft er aus: „Schnürt mir lieber gleich die Kehle zu! — stoßt mir lieber gleich den Dolch in das Herz!" —

In neuester Zeit möchte Schleinitz ein Vernehmen mit den sogenannten Würzburgern anbahnen — ein thörichtes Beginnen! — Da ist es sehr gut, meint Simson, daß der Großherzog von Baden eine „Blumenlese" sammelt, von Dingen, die in dem Würzburger Kreise über und gegen Preußen vorkommen. Er will sie dem König vorlegen.

Usedom besucht; der hatte gestern, während die übrige Gesellschaft schon am Theetisch saß, noch ein besonderes Gespräch mit dem Könige im Billardzimmer. Es war merkwürdig genug zur Beurtheilung des allgemeinen Standpunktes, den der König einnimmt.

Der König klagte darüber, daß die Regierungen, die den Würzburger Bund bilden, sich ablehnend gegen die Annäherungs-Versuche Preußens verhalten. Usedom antwortete begütigend, das sei kaum anders zu erwarten gewesen. — Der König klagte weiter: in Baden, in Teplitz, sei doch Alles einig gewesen und nun dieses allgemeine Mißtrauen! — Daran sei einzig und allein das Haus der Abgeordneten Schuld! — Auf ein verwundertes Wieso? — „Ja! wenn man sieht, daß ich zu Hause nichts zu befehlen habe, wer soll denn da Vertrauen zu mir haben?" —

29. Mai. Gefficken sagte mir neulich: Graf Blome, der ci-devant Lovelace und épouseur, ist hier, in officiöser Sendung und bietet in Dänemarks Namen an: gänzliche Selbständigkeit Holsteins, so daß bloße Personal-Union bestehen bleibe, wenn man sich dagegen um Schleswig nicht weiter bekümmern wolle.

Schleinitz hat geantwortet: als provisorium könne man sich so etwas wohl gefallen lassen, nicht aber als definitivum. Das ist so weit ganz gut, aber was kann das helfen, wenn die europäischen Mächte die Sache abmachen ohne uns weiter zu fragen. —

24. Mai. Zu Moltke, über Scharnhorsts Papiere gesprochen; er meint, die Vorarbeiten des Professor Hirsch müßten, da sie nach

Digitized by Google

dessen Tod General Höpfner erhielt, nach dem Tode dieses Letzteren an dessen Schwiegermutter gekommen sein.

Die augenblickliche politische Lage besprochen, die wir natürlich sehr schlecht finden. Besonders ist die Politik Englands zu bedauern; die Dinge werden in Europa überhaupt nicht eine bessere Wendung nehmen, so lange sie nicht in England eine andere genommen haben. — Mir scheint aber Lord Palmerstons Politik eine sehr verkehrte; er klammert sich an das Bündniß mit Napoleon und sucht England mit Preußen zu verfeinden — und doch ist die Zeit jedenfalls nicht sehr entfernt, wo der Bruch Englands mit Frankreich unvermeidlich wird, und dann ist doch Preußen der einzig mögliche Verbündete für England.

Moltke zustimmend: Sie werden uns bitten müssen! Um so mehr, da sie keine Armee haben, und gar keine haben können, nach ihrer Verfassung; da sie gar nicht die Mittel haben, ihr eigenes Gebiet zu vertheidigen.

Ich: Doch sind sie jetzt besser gerüstet als je zuvor.

Moltke: Ja! aber dennoch haben sie nur 66,000 Mann zu Hause in England.

Ich: Jetzt 95,000 Mann, nachdem ein Theil der Truppen in Ostindien entbehrlich geworden und zurückgekehrt ist.

Moltke: Das mag sein, immerhin sind es viel zu wenig; die Festungswerke, die sie an den Küsten anlegen, vertheidigen sich natürlich nicht selbst; sie bedürfen 120,000 Mann Besatzung; so viel hat England nicht einmal — von einer Armee im freien Felde wäre noch gar nicht die Rede.

Wir kommen auf preußische Zustände zurück; Nothwendigkeit einer activen Politik, die von Schleinitz nicht zu erwarten ist; er müßte jedenfalls aus dem Ministerium treten; aber wer soll ihn ersetzen? —

Ich: Viele meiner Freunde und ich selbst, wir haben oft an Sie gedacht; wir wünschen Sie an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten zu sehen. Ich stehe, wie gesagt, keineswegs allein mit diesem Wunsch. Würden Sie annehmen, wenn Ihnen das Ministerium angeboten würde?

Digitized by Google

Moltke: „Gott soll mich bewahren!“ (NB. Bemerkenswerth ist dabei, daß ihn diese Frage nicht eigentlich befremdet, und daß er mich durchaus für befugt erachtet, sie an ihn zu richten; er geht weiter auf die Besprechung ein.)

Ich: Es wäre allerdings ein großes Opfer, das er brächte, eine Stellung anzunehmen, die in diesem Augenblick nichts weniger als beneidenswerth ist; aber die Zeiten sind von der Art, daß sie Opfer fordern und zur Pflicht machen. Aus welchen Gründen würde er ablehnen?

Moltke meint, er sei dem persönlichen Verkehr mit den fremden Gesandten nicht gewachsen. (NB. Doch macht ihn seine große Schweigsamkeit vielleicht gerade dazu sehr geschickt.)

Ich: Da ließen sich Mittel finden; ein tüchtiger Unterstaats-Secretär könnte Ihnen diese Last abnehmen.

Moltke: „Meine erste Forderung wäre: Annäherung an Oesterreich.“ (NB. Die soll er immerhin versuchen zu Stande zu bringen! er würde beim ersten Schritt hinreichend sehen, daß es damit nicht geht!)

Moltke fährt fort: Es würde übrigens Niemand mehr ausrichten als Schleinitz; die augenblickliche Verstimmung des Königs sei nicht zu besiegen, und ein wünschenswerther Entschluß daher nicht zu erwarten. — Auch die Königin suche jeden energischen Entschluß, der zu einem Krieg führen könnte, zu hintertreiben. Ihr bangt vor jedem Krieg, und zwar „weil sie von der militärischen Befähigung der Führer der preußischen Armee eine sehr geringe Meinung hat!“

Abend bei Max Duncker. Max Duncker weiß auch seinerseits, daß die Königin aus den Gründen, die Moltke anführt, gegen jeden Krieg ist; ihr schwebt 1806 vor; sie fürchtet ein solches Unglück als die unvermeidliche Folge des Krieges. — Nun hat sie zwar in politischen Dingen durchaus keinen Einfluß — aber sie macht die Atmosphäre, in welcher der König lebt. — Namentlich gehen die Einladungen zu den kleinen Soiréen ganz allein von ihr aus.

Albert Pourtalès verweilt hier in der Absicht und Hoffnung, Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden. — Seine Pläne

Digitized by Google

sind natürlich die alten: Bündniß mit Frankreich und Annexionen im Innern Deutschlands, wofür man den Regierungs-Bezirk Trier an Frankreich abtreten müsse. — Er will Cavour in allen Dingen nachahmen. (NB. Immer der wahnsinnige Gedanke, Preußen könne! die Oberherrschaft in Deutschland als Lohn für einen an Deutschland geübten Verrath erhalten!) Vielerlei Gefahren drängen sich heran. Das Treiben der Würzburger wird bedenklich. Man ist darüber durch den Herzog von Coburg sehr genau unterrichtet. Der weiß Bescheid durch seinen Schwager, den Großherzog von Baden.

Natürlich steuern diese deutschen Mittelstaaten, unter der Führung des alten Königs von Württemberg, auf einen neuen Rheinbund los.

Doch scheint der Rheinbund für jetzt nur in entfernterer Aussicht zu stehen; ihre nächste Sorge ist, ihre Streitkräfte für den Fall eines Krieges dem preußischen Oberbefehl zu entziehen. Sie rechnen nämlich, daß Oesterreich alsdann entweder vernichtet, oder durch italienische und innere Kämpfe gelähmt sein wird. — Schon jetzt haben sie zunächst die Mittel genau erwogen und berechnet, durch die Eisenbahnen alle ihre Streitkräfte am Oberrhein zusammenzuziehen; dort eine starke Bundesarmee zu bilden, sie unter einen Bundes-Feldherrn — König von Württemberg oder Prinz Carl von Bayern — zu stellen, und sich in dem Kampfe zwischen Preußen und Frankreich neutral zu erklären — und natürlich gehen sie dann zu Frankreich über, sobald die preußischen Waffen ein Unfall trifft. —

Dem Großherzog von Baden ist dabei sehr schlimm zu Muthe; die Herren sind sehr böse auf ihn — und Württemberg und Bayern haben dabei die Nebenabsicht, sein Land unter sich zu theilen. Bayern will seine alten Ansprüche auf die Pfalz wieder geltend machen.

Albert Pourtalès wird nun rathen, man müsse den Würzburgern in Paris zuvorkommen; sich zuerst um Louis Napoleons Gunst bewerben; seine Freundschaft zuerst gewinnen, um dann unter seinem Schutz gegen die Würzburger einschreiten zu können. —

Da nichts geschieht dem Unheil zu steuern, überhaupt nichts

Digitized by Google

geschieht, steht uns eine vollständige Isolirung im Kampfe gegen Frankreich bevor!

Die Anschläge der Würzburger ließen sich wohl lähmen, namentlich dadurch, daß man eine Militär-Convention mit Baden schlösse, und dann unter dem Vorwande von gemeinschaftlichen Uebungen u. s. w. die badenschen Truppen nach Preußen, dagegen ein preußisches Armee-Corps nach Baden verlegte. Eine solche Convention könnte geschlossen werden; der Großherzog von Baden, um seine Existenz besorgt, würde gern die Hand dazu bieten. Der Vorschlag scheitert aber an dem Widerspruch unserer militärischen Pedanten. Die sagen: wir müssen — angeblich aus militärischen Gründen — die Main-Linie halten, über den Main hinaus dürfen wir uns nicht ausdehnen; dadurch würden wir uns schwächen. (NB. Das heißt den Würzburgern in die Hände arbeiten! Nur ein entschiedenes Handeln kann uns helfen! Außer Holstein bietet auch Hessen-Cassel erwünschte Gelegenheit zum energischen Auftreten. Der hessische Geschäftsträger Meibom hat geäußert: Preußen müsse erklären, daß es die hessischen Lande militärisch besetzen werde, wenn dort in Folge des Verfassungsstreites Unruhen ausbrächen und hinzugefügt: Für die Unruhen wollen wir dann schon sorgen.)

Brünneck erzählt mir: Vor ein paar Stunden hat sich General Manteuffel mit dem Verfasser der Schrift „Was uns noch retten kann", einem Stadtgerichts-Rath Twesten, geschossen und ihm leider den Arm zerschossen. Das ist eine wunderliche Begebenheit.

29. Mai. Die Schrift: „Was uns noch retten kann" gelesen. Ich sehe darin keinen genügenden Grund zu einem Duell. Manteuffel hat von seinem Gegner eine unmögliche Erklärung gefordert; er hatte das Recht eine Erklärung zu verlangen, daß der Ausspruch, er sei ein unheilvoller Mann in unheilvoller Stellung, sich nur auf die politische Ansicht, die er vertritt, und die abnorme Organisation des Kriegs-Ministeriums, nicht auf seinen persönlichen Charakter bezieht: anstatt dessen verlangt er, Twesten soll seine ganz objektive Ueberzeugung widerrufen!

Digitized by Google

Manteuffel thut damit auch der guten Sache Schaden, denn die Broschüre — die nebenher zweijährige Dienstzeit empfiehlt — wird nun eine ungeheuere Verbreitung finden. — Er thut sich selbst Schaden, denn was heißt sein Auftreten anders als: „meine Stellung ist von der Art, daß sie durchaus keine Discussion verträgt."

Max Duncker soll als „vortragender Rath des Kronprinzen" in Berlin bleiben!

1. Juni. Ungern-Sternberg — russischer Gesandter beim Bundestag — spricht mit mir von den Warschauer Ereignissen und P. Kotzebue's Benehmen dabei. Man hatte ihn eigens in Warschau angestellt, weil man dem alten Gortschakow nicht viel Energie zutraute; die sollte P. Kotzebue für ihn haben. Als es aber zu Unruhen kam und Alles nach ihm rief, war er nirgend zu finden und kam gar nicht zum Vorschein.

Ich: Aus Allem, was man erfahren hat, ist mir klar geworden, daß die Polen es am letzten Tage der Unruhen wirklich zu einem ernsten Conflict, zu einem Gefecht bringen wollten, daß es ihnen aber nicht gelungen ist, ihre Leute heran und in das Feuer zu bringen.

Ungern-Sternberg: So ist es; unter den Polen sind zwei Parteien; die eine wollte der Regierung nur einen passiven Widerstand entgegensetzen, eine Duldermiene und Schlachtopfer-Demonstrationen. Die andere aber wollte einen wirklichen Bruch und Blutvergießen herbeiführen, damit man dann in ganz Europa über das vergossene Blut der Polen declamiren könne. An der Spitze jener Partei steht der alte Fürst Adam Czartorysky; an der Spitze dieser Mieroslawski.

(NB. Also die alte Spaltung unter den Polen; die Magnaten- oder Diplomaten-Partei, die viel zu verlieren hat und nichts wagen möchte, will durch Intriguen an fremden Höfen die dereinstige Wiederherstellung des polnischen Reichs einleiten. Der kleine Adel drängt zu bewaffnetem Aufstande.)

3. Juni. Polizei-Präsident Zedlitz endlich beseitigt; wenigstens hat er zunächst Urlaub erhalten. Es war hohe Zeit! Ich kann mich aber nicht darüber freuen! Man hätte Dank damit erwerben können,

Digitized by Google

und Schwerin hat die Sache so gewendet, daß eine schwere Niederlage der Regierung daraus geworden ist.

5. Juni. Usedom, den ich besuchen wollte, ist nach dem Schloß beschieden zum Schluß der Kammern! — Ich bin auf das Höchste überrascht durch dieses plötzliche Ereigniß; es galt bis zu diesem Augenblick für ausgemacht, daß die Sitzung am Sonnabend geschlossen werden würde. Was mag die Veranlassung sein, daß die Sache nun so über das Knie gebrochen wird?

Nach Tisch spazieren in den Thiergarten, unterwegs, in der Victoria-Straße, die Kalesche der Frau v. Bethmann-Hollweg, vor der Thüre ihre Tochter (Gräfin Albert Pourtalès) — ich trete an den Schlag; das unerwartete Ereigniß, Schluß der Kammern besprochen.

Frau v. Bethmann-Hollweg erzählt: Bis gestern Abend hat selbst ihr Mann — der Minister pourtant — nichts davon gewußt, daß heute die Kammern geschlossen werden sollten — da kam mit einem Male, um ½10 die königliche Botschaft! — In der Schlußrede hat sich der König sehr kühl über das Haus der Abgeordneten geäußert, und mit großer Wärme, der Grundsteuer wegen, über das Herrenhaus. Durch die Art des Vortrags soll das noch bedeutend fühlbarer geworden sein, als schon an sich in den Worten lag.

Abend zu Rudolf Auerswald; ich wollte blos mein Gesuch um Benutzung des Archivs in Erinnerung bringen, er aber hält mich fest und sucht ein Gespräch über Politik: über die gegenwärtige Lage.

Die überraschende Schließung der Kammern geruht er nicht anders zu erklären als damit, daß die Herren gewünscht hätten endlich entlassen zu werden. Namentlich hätten die schlesischen Herren es sehr eilig gehabt wegen des Breslauer Wollmarkts. — Was ich zu der Thronrede sage?

Ich kenne sie noch nicht.

Rudolf Auerswald liest sie mir vor; bemerkt dazu: die anerkennenden Worte in Beziehung auf das Herrenhaus, der Grundsteuer wegen, beziehen sich doch nur auf die Herren, die Ja! gesagt haben. — Da man den Abgeordneten den Vorwurf mache, sie hätten nichts bewirkt, sei es nothwendig geworden, wie hier geschehen ist, aufzuzählen,

Digitized by Google

was denn doch Alles zu Stande gekommen ist. — Nun solle ich meine Meinung sagen.

Was mich persönlich betrifft, so bin ich mit der Thronrede ganz zufrieden, da ich unsern allergnädigsten Herrn kenne und weiß, welche Bedeutung die Worte in seinem Munde haben.

Wenn ich aber den Eindruck bedenke, den die Rede im Lande machen muß, dann muß ich gestehen, daß ich zwei Stellen anders gewünscht hätte. Zuerst die, wo der König sagt: er könne über die Form hinwegsehen, in welcher der Mehrbetrag für die Armee bewilligt worden ist (als Extra-Ordinarium). — Diese Worte werden verletzen.

Dann hätte im Schluß das „Königthum von Gottes Gnaden" nicht mit solcher Wucht hervorgehoben werden müssen, da das Königthum von Gottes Gnaden bei uns leider ein Partei-Schibboleth geworden ist.

Rudolf Auerswald hat die Sache eben so angesehen; das ganze Ministerium sei eigentlich gegen diese beiden passus gewesen; sie sind auf den persönlichen Wunsch des Königs hineingebracht.

Ich: Sie könnten einen ungünstigen Eindruck machen, und das ist um so mehr zu beklagen, da die Wahlen im Herbst ohnehin leicht sehr schlecht ausfallen könnten.

Rudolf Auerswald ist in dieser Beziehung auch nicht ohne Besorgnisse.

Ich: Die Wahlen sind das, was uns zunächst und vor allen Dingen beschäftigen muß, und sie fallen gewiß sehr schlecht aus, wenn nicht vorher etwas geschieht, um die öffentliche Meinung zu befriedigen.

Sie werden schlecht ausfallen, wenn nicht vorher eine Anzahl besonders mißliebiger Beamte entfernt werden; die Ober-Präsidenten Eichmann und Senfft-Pilsach, Zedlitz und eine Anzahl Westphalenscher Landräthe.

Man muß unsere Landleute nämlich kennen; an der Doctrin ist ihnen sehr wenig gelegen; was sie wirklich beschäftigt, das sind ihre nächsten Verhältnisse, von denen sie selbst unmittelbar und mit fühlbarer Realität berührt werden. Eine Verbesserung dieser Verhältnisse

Digitized by Google

iſt das, was ſie erwartet haben und verlangen; ſie wollen den Landrath los ſein, der ſie zehn Jahre chikanirt hat, und den Regierungs-Präſidenten, der dieſem Landrath zehn Jahre lang recht gegeben hat gegen alle Klagen. — Die Regierung hat ihnen dazu nicht verholfen, die liberalen Abgeordneten haben die verhaßten Leute nicht „weggebiſſen". — Von den Demokraten glauben die Leute: „die werden beſſer beißen!" — und die Demokraten haben daher günſtige Ausſichten, wenn ſie in dieſem Sinne Verſprechungen machen.

Rudolf Auerswald ſtimmt dem Allen ſehr lebhaft zu.

Ich: Aber wird auch Graf Schwerin ſich bewegen laſſen, das Nöthige raſch und entſchieden zu thun? —

Darüber giebt Rudolf Auerswald nicht entſchieden Beſcheid; wir kommen auf allgemeine Klagen über den unſicheren, ſtockenden und ſchwankenden Gang der Dinge, in der äußeren Politik wie in der inneren, und Rudolf Auerswald ſtimmt auf das Entſchiedenſte bei als ich ausrufe: „Uns kann nur ein Krieg helfen; ſo lange wir nicht in das Waſſer geworfen werden, ſo lange ſchwimmen wir nicht!" — Auerswald glaubt aber nicht, daß es noch in dieſem Jahre zum Kriege kommt. Wir überlegen die Chancen.

Ich: Daß es nicht ſchon zum Kriege gekommen iſt, verdanken wir doch lediglich dem Grafen Cavour; daß Cavour keinen Krieg will, ſo lange Italien keine ſelbſtändige Militär-Macht iſt, das iſt ſehr einleuchtend; vorausgeſetzt, daß er Herr der Situation bleibt, können wir alſo wohl für die nächſte Zeit auf Frieden rechnen —: aber wird er Herr der Situation bleiben? — Ganz gewiß wird ſehr viel darauf ankommen, ja entſcheidend ſein, wie dringend Louis Napoleon einen Krieg braucht.

Rudolf Auerswald meint, Louis Napoleon habe doch vielerlei Gründe, ſich für jetzt nicht in neue Kriege zu ſtürzen.

Ich: Gerade die Schwierigkeiten, die ſich im Innern Frankreichs erheben, könnten ihn dahin treiben.

Rudolf Auerswald zeigt mir eine telegraphiſche Depeſche; auf die Nachricht von Cavours Krankheit ſind in Paris die Courſe gefallen.

Uſedom kommt; auch über die Thronrede befragt, meint er, ſie

Digitized by Google

sei glacial gewesen, so hat er den Eindruck auf die Anwesenden beobachtet.

Ich lasse die Herren allein.

Der Tod Cavours und die Erbhuldigungsfrage in Preußen.

6. Juni. Ausgegangen; Geffcken gesellt sich in der Potsdamer Straße zu mir, so wandern wir durch das Potsdamer Thor zur Stadt hinein; in der Leipziger Straße redet der sächsische Gesandtschafts-Secretär v. Könneritz Geffcken mit den Worten an, von denen ich nur höre „nouvelle du jour" — ich gehe weiter — ganz erschreckt holt mich Geffcken ein, um mir zu sagen: Cavour ist todt! — heute früh um 7 Uhr gestorben! —

Geheimrath Philippsborn nähert sich uns, um auch mit sehr bedenklicher Miene die große Neuigkeit zu erzählen. — An einen so nahen Tod des bedeutenden Mannes hat Niemand gedacht! — Den scheinen die italienischen Aerzte getödtet zu haben, grade wie den Herzog von Genua, durch unvernünftiges, unmäßiges Aderlassen. — Mich stimmt die Nachricht sehr traurig!

Gehe allein weiter. Alfred Auerswald begegnet; der hört die Nachricht von mir; vor einer Stunde wußte sie auch sein Bruder noch nicht.

7. Juni. Zedlitz endlich los zu werden, hat bis zum letzten Augenblick große Mühe gemacht; der König wollte nicht in seine Entfernung willigen.

„Die höchsten Trümpfe haben ausgespielt werden müssen!" — (Im vorigen Herbst wäre die Sache ganz ohne Schwierigkeiten gegangen; daß der König nicht in die Entfernung einwilligen will, in einem Augenblick, wo sie durch die Abgeordneten erzwungen scheint, ist sehr natürlich.)

Nach Tisch General Brümmer und seine Frau besucht, die morgen nach Warschau zurückreisen.

Es ist merkwürdig, wie die Ideen Jung-Rußlands Wurzeln

Digitized by Google

fassen; Frau v. Brümmer tadelt Alexander Herzen, dem nichts heilig sei, der Alles schwäche — nur darin habe er freilich Recht, daß eine Constitution unerläßlich sei in Rußland. — „Oh pour cela! il la faut.“ — Sie war nicht wenig erstaunt, als ich ihr sagte, daß ich eine parlamentarische Verfassung in Rußland für ein Unglück halten würde, weil in Rußland alle Elemente eines gedeihlichen parlamentarischen Lebens fehlen!

In Kreisen, in denen die Oberflächlichkeit einheimisch ist, wie unter dem russischen Adel, ist immer eine banale Ansicht durchaus herrschend — und die Leute pflegen dann anzunehmen, es könne gar keine andere geben, als diese Eine, die sich von selbst versteht. Wenn sie gewahr werden, daß es noch etwas Anderes giebt, sind sie je nach den Umständen und der gesellschaftlichen Stellung, die der Dissident in ihren Augen einnimmt, geneigt, mit geringschätzender Nichtachtung darüber hinwegzugehen, oder ungemein verwundert.

Frau v. Brümmer erzählt mir auch, daß die Zeitschriften, die Alexander Herzen und der verbannte Fürst Dolgoruky in England herausgeben, in Rußland sehr verbreitet sind, per nefas natürlich, und sehr viel gelesen werden. Die Kadetten lesen diese angenehmen Schandblätter. Das wird eine schöne Zukunft geben.

10. Juni. Nach Tisch Saucken besucht, der heute Abend abreist und eben einpackt.

Er ist in sehr gedrückter Stimmung, sieht sehr schwarz, und geht den kommenden Wahlen entmuthigt entgegen. „Die Situation ist faul — oberfaul!“

Hat noch ausführliche Gespräche mit den Ministern gehabt, und sie dringend aufgefordert sich zurückzuziehen, im Fall der König darauf besteht, daß die Ceremonie der Huldigung stattfinde — denn dahin wird von Seiten der Junker-Partei getrieben, damit das Ständewesen, die alte ständische Verfassung bei dieser Gelegenheit als das eigentliche Staatsrecht Preußens anerkannt werde, durch die Einberufung der Huldigungs-Deputirten in den durch die ständische Verfassung vorgeschriebenen Formen.

Er hat ihnen gesagt, wenn sie leidliche Wahlen haben wollen, müssen sie dreierlei thun: sie müssen noch vor den

Digitized by Google

Wahlen eine Anzahl verrufene reactionäre Beamte entfernen — sie müssen selbst und von freien Stücken für die nächste Sitzung einige populäre Gesetze ankündigen, überhaupt ein Programm aufstellen — und endlich in der auswärtigen Politik etwas namhaftes thun. —

Saucken spricht mir auch von einer Zeitung, welche die liberale Partei gründen will. — Das ist freilich durchaus nöthig, da sie bisher in der Presse gar kein Organ hatte, und die demokratische Presse überhand nimmt, aber mein Rath, den ich gegen Simson ausgesprochen habe, wäre gewesen, eine schon bestehende Zeitung anzukaufen, etwa die Spenersche, denn man kauft in einem solchen Fall die Abonnenten mit, während ein neues Blatt deren nur mühsam gewinnt. — Indessen die Herren wollen ein neues Blatt stiften. — Saucken theilt mir den Aufruf zur Theilnahme mit.

Ich: Unter denen, die den Aufruf unterzeichnet haben, sind zwei Namen, die mir nicht gefallen. Vincke-Hagen und Richthofen von Damsdorf.

Saucken: Vincke hat unterschrieben — aber daraus folgt nicht, daß er irgend etwas wird mitzureden haben.

Saucken spricht mit Geringschätzung von Vincke; der habe gar nichts vom Staatsmann, und sei nicht zum Führer einer Partei geeignet. — Er läßt sehr deutlich durchsehen, daß er nicht mehr mit Vincke zusammen gehen wird.

Nicht blos die Partei hat sich vollständig ruinirt —: sondern innerhalb der Partei hat Vincke auf das Vollständigste bankrott gemacht! — Um die Art, wie sich die Abgeordneten gruppiren werden, braucht man also nicht eben besorgt zu sein, wenn man nur der Wahlen einigermaßen sicher wäre!

11. Juni. Der König verlangt, daß die Huldigung ganz in alter Weise vor sich gehe, und durch Deputirte der Stände geleistet werde. Da man der Kosten, als einer unlösbaren Schwierigkeit gedenkt und fragt, wo das Geld herkommen soll? — erklärt der König, die Kosten selbst tragen zu wollen.

Die Minister widerstreben, aber sie werden schließlich doch wieder nachgeben, wie sie immer thun und zu irgend einem Compromiß kommen.

Digitized by Google

Eine Zeitung der liberalen Partei zu gründen ist durchaus unerläßlich, bei der gänzlichen Depravation unserer Presse, in der die demokratische Partei ganz die Oberhand gewonnen hat. Die Volkszeitung hat 26,000 Abonnenten, die Vossische 14,500 (sie ist auch sehr demokratisch geworden). — Dagegen hat die Regierungs-Zeitung nur 2000 Abonnenten, die Spenersche nur 6000 und die Kreuzzeitung eher weniger.

Ueberraschend und amüsant war es mir zu vernehmen, daß die princesse Clotilde, das vielbedauerte Opfer der Politik, wenigstens keine stille, schmachtende Dulderin ist — vielmehr der Schrecken des napoleonischen Hofes. Sie beißt tüchtig um sich und spricht es bei jeder Gelegenheit aus, daß sie die einzige wirkliche Fürstin ist an diesem Hofe — mißhandelt natürlich vor Allen ihren Gemahl, aber auch die übrigen Mitglieder der „kaiserlichen Familie" als parvenus. — Bei einem der Concerte in den Tuilerien äußerte die Kaiserin Eugenie gegen sie, ehe sie hinaustrat in den Empfangssaal, wie langweilig es sei, mit jedem ein paar Worte zu sprechen. Clotilde erwiderte: „Ah! Mais cela ne Vous ennuyerait pas, si Vous y étiez habituée!"

12. Juni. Nach Tisch zu Max Duncker; der sagt mir, die Huldigung sei wirklich bis Ende September oder Anfang Oktober aufgeschoben, und das sei „immerhin ein Sieg des Ministeriums". — Die Form, in welcher sie alsdann stattfinden soll, ist für jetzt eine „offene Frage" geblieben.

Bezüglich einer liberalen Zeitung ist auch Max Duncker dafür gewesen, die Spenersche anzukaufen — die Abgeordneten waren aber dafür, eine neue zu gründen. Dazu sind 60,000 Thlr. nöthig; 15,000 haben sie hier unter sich gezeichnet, und das halten sie für ein sehr gutes Ergebniß, denn sie meinen, drei Mal so viel könne man von den Provinzen wohl erwarten.

Die Wahlen. Einige Demokraten mehr schaden nicht — und im Hause werden sich die Abgeordneten anders gruppiren als bisher.

Die neue Organisation der Armee ließe sich leicht definitiv durchsetzen, wenn man den Leuten in unwesentlichen Dingen, namentlich in den Benennungen einige Concessionen macht. „Mundus vult

Digitized by Google

decipi“ — wenn man die 81 Ersatz-Bataillone, die errichtet werden müssen, „Landwehr“ nennt, dann sind die Leute zufrieden!

Ich: Sollten sie wirklich so dumm sein?

Max Duncker (betheuernd): Sie sind so dumm! —

17. Juni. R. Auerswald besucht. Er meint, daß in diesen Tagen sehr wichtige Besprechungen stattfinden, der Huldigung wegen.

Stand der Sache. Der König verlangt die Huldigung; er sagt: bisher hatte der König von Preußen dem Lande gegenüber keine ausdrückliche, eidliche Verpflichtung zu übernehmen gehabt, das Land aber habe ihm gehuldigt; jetzt muß der König dem Lande einen Eid leisten, da habe er mehr als jemals Veranlassung auch seinerseits vom Lande einen Eid zu verlangen. Darin, meint R. Auerswald, habe er nicht Unrecht.

Außerdem ist das Alles für den König Sache des Gemüths: er liebt das Volk, und sieht sich gern in Mitten des Volks bei feierlichen Gelegenheiten: es ist ihm wohl da, das konnte man neulich wieder bemerken, als der Grundstein zu dem neuen Rathhaus gelegt wurde. Der König hat das Bewußtsein, daß er dem Volke dabei die allerbesten Empfindungen entgegen bringt, sie erwidert zu sehen, ist seine Freude. — Den Eid, welchen das Haus der Abgeordneten ihm geleistet hat, sieht er nicht als einen Eid des Landes an, denn es ist derselbe Eid, den sie auch sonst bei dem Eintritt in das Haus leisten müssen und sie waren weder bevollmächtigt noch beauftragt im Namen des Landes zu schwören. Auch darin hat er nicht Unrecht.

Gegen die Sache selbst wäre also eigentlich nichts einzuwenden; aber es frägt sich, wer soll huldigen im Namen des Landes, und in welcher Form soll gehuldigt werden? (R. Auerswald sagt nicht ein Wort davon, daß der König die Huldigung ausdrücklich in der früheren Form verlangt; gedenkt auch nicht der Umtriebe der Junker-Partei, die auf die alte Ordnung, die Gliederung der Huldigungs-Deputirten in 3 Stände hindrängt, damit die alten gesellschaftlichen Zustände als die eigentlich berechtigten anerkannt

Digitized by Google

würden, und die gegenwärtige Verfassung als ein nur einstweilen geduldeter abnormer Zustand erscheine. — Erwähnt auch nicht des Generals Manteuffel, der vor allen den König beredet, und die Absichten der Partei zu fördern strebt.)

Die Form, in welcher 1840 gehuldigt wurde, war keineswegs die alte; denn früher ließ sich der König in jeder der verschiedenen Herrschaften, aus denen der Staat zusammengewachsen ist, besonders, nach den an jedem Orte landesüblichen Rechten huldigen. Friedrich Wilhelm IV. erklärte die alten Formen nach den im Staate vorgegangenen Veränderungen für nicht mehr passend, und octroyirte neue Formen, indem er anordnete, daß nach den für die Wahlen zu den Provinzial-Landtagen bestehenden Vorschriften die doppelte Zahl der zu den gewöhnlichen Landtagen beorderten Deputirten als Huldigungs-Deputirte gewählt werden sollten.

Seit 1840 seien aber nun noch viel größere Veränderungen in Preußen vorgegangen als 1823 durch die Einführung der Provinzialstände; waren damals die älteren Anordnungen nicht mehr anwendbar, so sind es jetzt die von 1840 noch weit weniger.

(NB. Das Verlangen der Junker, bei den Formen von 1840 stehen zu bleiben, denen gar keine weitere geschichtliche Berechtigung zu Grunde liegt, ist gewiß ein so vollkommen willkürliches, wie nur je vorgekommen ist; — sie können gar keinen Grund dafür anführen, als daß diese Formen ihren Standes-Interessen und Gelüsten entsprechen.)

Neue Formen zu octroyiren geht aber auch nicht; — die Krone kann unmöglich das Recht in Anspruch nehmen, so etwas zu thun. So steht man denn vor unlösbaren Schwierigkeiten. —

20. Juni. Diner bei Geffcken, wo außer mir nur Max Duncker. — Den merkwürdigen Artikel in der württembergischen offiziellen Zeitung besprochen. C'est le cas de dire: qui s'excuse s'accuse! —

Der König von Württemberg hat gesagt: eine Unterordnung unter Frankreich sei einer Unterordnung unter Preußen vorzuziehen, denn jene würde vorübergehend sein, diese bleibend. — Die Süddeutsche Zeitung macht das bekannt. Da der König von Württemberg die

Digitized by Google

Thatsache nicht leugnen kann, läßt er sie in seinem offiziellen Journal als den Ausdruck des ächten, wahren deutschen Patriotismus darstellen — grade wie er schon in seiner Jugend einmal in einer Flugschrift darthun ließ — der ächte, wahre deutsche Patriotismus sei es gewesen, der die Herren 1806 zum Rheinbund und zu dem Krieg unter Frankreichs Fahnen gegen Preußen bestimmt habe!

Auch von Sybel gesprochen, der München verläßt und als Professor nach Bonn geht. Das ist ein geschichtliches Ereigniß, denn es ist ein Beweis, daß der König von Bayern seinem bisherigen System entsagt; daß er darauf verzichtet seinen Bayern deutsche Cultur einzuimpfen, und liberale Ideen zu begünstigen — und daß demnach die clericale Partei ohne Einschränkung und ganz unbeirrt in Bayern herrschen wird.

Max Duncker meint, es sei ganz gut, daß damit der falsche Schimmer schwinde, mit dem Bayern sich bisher umgeben hat — der erlogene Schein — und daß die dortigen Dinge nun in ihrer Nacktheit als Das erscheinen werden, was sie wirklich sind.

2. Juli. Nach Tisch zu Mathis, Abschied zu nehmen. Von den Schwierigkeiten der Lage gesprochen; — Mathis macht den Vorschlag, da jeder König von Preußen es in Beziehung auf die Erbhuldigung anders gehalten hat, solle man diesmal auf den ersten König von Preußen zurückgehen; anstatt der Erbhuldigung solle eine Krönung stattfinden. Das ist ein guter Gedanke.

Max Duncker im Vorbeigehen in der Straße gesehen; er sagt mir, es sei noch nichts entschieden, die Minister-Krisis sei permanent.

3. Juli. Thee bei Droysen; da ist zunächst — vorübergehend — ein Geheimer Rath Bendemann, der berichtet, die Tagesfrage sei nun entschieden; eine Krönung finde statt, nicht Erbhuldigung.

Droysen sagt mir, warum es eigentlich zwischen Sybel und dem König von Bayern zum Bruch gekommen ist. König Max verlangte von Sybel ein Gutachten über die deutsche Trias; da dies nun gar nicht nach seinen Wünschen ausfiel, war er außer sich, daß er sich über diesen Mann — Sybel nämlich — so

Digitized by Google

getäuscht habe. — Und Sybels Stellung in München war nicht mehr haltbar.

Droysen meint, man müsse nun alles aufbieten, um Schleinitz aus dem Ministerium zu verdrängen; man müßte eine förmliche Liste aller Versäumnisse und Vergehungen entwerfen, die er sich zu Preußens Schaden hat zu Schulden kommen lassen. Z. B. neuerdings wieder in Beziehung auf die Regulirung der Elbschifffahrt nach der Aufhebung des Stader Zolls. Die Stadt Hamburg, der man mehr als billig Verpflichtungen aufbürden wollte, suchte die Intervention unserer Regierung nach; Schleinitz lehnte ab mit dem Bedeuten: er könne in dieser Sache nichts thun. — Der hamburgische Geschäftsträger in Paris wendet sich an die französische Regierung: sogleich erfolgt an Latour d'Auvergne, französischen Gesandten hier, durch den Telegraphen die Weisung „appuyez Hambourg!" —

Abends Abreise nach Kunnersdorf. —

Sommer und Herbst 1861 in Kunnersdorf.

Die Sommer- und Herbstmonate verbrachte der Tagebuchschreiber in der lautlosen Stille Kunnersdorfs, vollauf mit der Ausarbeitung der zweiten Hälfte des Buches über Toll und — neben anderer Lektüre — mit dem Studium von Hegels Philosophie der Geschichte beschäftigt. Nur wenige Notizen des Tagebuchs zeigen, daß er den Lauf der öffentlichen Dinge mit Aufmerksamkeit verfolgte.

26. Juli. Zeitungen: das englische Ministerium scheint in den letzten Zügen zu liegen. Ein Glück, wenn dasselbe sich wirklich auflöst, dann dürfen wir hoffen, daß ein besserer Zug in die europäische Politik kommt. So lange Lord Palmerston in England an der Spitze der Geschäfte steht, geschieht das nicht. Davon habe ich mich überzeugt.

7. August. Die Niederlage der unirten Staaten-Armeen bei Manassa's Junction scheint eine sehr ernste gewesen zu sein. Unsere

Digitized by Google

Landwehrschwärmer könnten da etwas lernen. Sie könnten sehen, wie jedes nachtheilige Gefecht für eine lose organisirte Truppe leicht zu einer vollständigen Niederlage wird.

Was die Freunde aus Berlin und anderwärts her berichteten, klang nach wie vor wenig tröstlich; nur der Umstand, daß endlich Schleinitz aus dem Ministerium gewichen war, konnte als einigermaßen günstig bezeichnet werden.

13. August. R. Haym schreibt mir, daß der Herzog von Coburg in seinem Liberalismus etwas zu weit geht, sich mit unbedeutenden Skribenten abgiebt u. s. w. Er sollte gewarnt werden.

30. August. Brief von Max Duncker. „Was man Ihnen vom Herzog geschrieben, ist leider vollkommen wahr. Ich beklage das auf's Tiefste, um so tiefer, als ich keinerlei Mittel einer gedeihlichen Einwirkung sehe.

Die Reise nach Frankreich (i. e. des Königs) wird jedenfalls stattfinden. Man kann beklagen, daß es so weit kommen mußte, aber dieselbe ist eine politische Nothwendigkeit. Englands Stellung in der holsteinischen Frage ist mit jedem Tage feindseliger geworden, Oesterreichs Eigensinn ist unerschütterlich. Man muß den Leuten zeigen, daß wir doch wenigstens in der nächsten Zukunft noch keinen Angriff Frankreichs zu erwarten, vielmehr unter Umständen die französische Alliance haben können, wenn wir wollen. — Dem Mißbrauch, welchen England und Oesterreich mit unserer Spannung gegen Frankreich treiben, muß endlich ein Ende gemacht werden. Wie kläglich es jenseits des Kanals aussieht, davon habe ich mich durch einen vierzehntägigen Aufenthalt in Osborne und London überzeugen können. Man haßt Louis Napoleon, aber man fürchtet ihn noch weit mehr."

„In den höheren politischen Kreisen", heißt es in einem Berliner Brief vom 7. September, „ist es jetzt guter Ton, nicht von Wahlen und dergleichen unbequemen Dingen zu reden, sondern ganz in loyalem Krönungseifer aufzugehen. Desto eifriger und thätiger sind die Demokraten, — die Partei Schulze-Delitzsch wird gewiß mit einem ansehnlichen Contingent in das Haus rücken ..... Graf Bernstorff hat sich auf den Wunsch des Königs entschlossen, das Ministerium des Auswärtigen zu übernehmen, betrachtet den neuen Be-

Digitized by Google

ruf aber als ein Provisorium, einen Versuch; seinen Posten in London hat er sich auf die nächsten sechs Monate zum Rücktritt vorbehalten. ..... Schlimm ist, daß er nicht sprechen kann. Auerswald sollte der eigentliche leader sein, aber der öffnet im Hause nicht den Mund."

11. Oktober. Vincke sendet mir einen Aufruf an die Bewohner des platten Landes in Schlesien, auch etwas für die Flotte zu thun, dem Beispiel der Städte zu folgen.

Die Herren, die diesen Gedanken anregten, wollten die Ausführung von jeder Partei-Färbung fern halten, und wendeten sich zunächst an den Präsidenten des Herrenhauses, Fürsten Hohenlohe, wie das ganz angemessen war. — Der sollte sich an die Spitze stellen. Er hat abgelehnt!! — Dann wendete man sich an die zweite aristokratische Autorität in Schlesien, an den General-Landschafts-Direktor Grafen Burghauß; der hat ebenfalls abgelehnt!!! Die Herren können ein- für allemal nicht über die beschränktesten Partei-Befangenheiten hinaus.

Jetzt ist der Aufruf unterschrieben vom Fürsten Hatzfeldt, Vincke, Yorck, Richthofen von Brechtelshof, Graf Sierstorpff, Baron Tröltsch, sowie einigen bürgerlichen Rittergutsbesitzern und Lehnschulzen. — Setze meinen Namen auch darunter.

13. Oktober. Molinari sendet mir den „Aufruf an die Wähler", den die Herren in Breslau zu Stande gebracht haben: man fordert mich auf, zu unterschreiben. Das werde ich aber bleiben lassen. Der Aufruf mißfällt mir sehr. Schönthuerei mit den Demokraten; Zusammengehen mit denen in Aussicht gestellt. Das könnte mir fehlen! und wie das zeitgemäß ist!

Wenn noch erwähnt wird, daß Bernhardi, indem er die verlangte Unterschrift verweigerte, sich politisch von den schlesischen Freunden (Graf Yorck, Molinari, Vincke-Olbendorf u. A.) trennte, so ist damit die Summa dessen gezogen, was die Tagebücher dieser Periode über die Fragen der laufenden Politik enthalten. Wir beschließen daher diesen Abschnitt mit der Wiedergabe einiger Bemerkungen, zu denen die Lektüre, zunächst von Hegels Philosophie der Geschichte Veranlassung gab.

Hegels „Geschichte der Philosophie" gelesen. Ein Buch, durch das man vielfach angeregt und gefördert wird, das eines wieder-

Digitized by Google

holten Studiums werth ist. — Der Herausgeber, E. Gans, rühmt dem Buch nach, daß es zu einem vollständigen, streng in sich zusammenhängenden System gehöre, als integrirender Theil desselben, und daß es schon dadurch hoch über allen anderen philosophischen Behandlungen der Geschichte stehe, die — wie der Mann wohl eigentlich meint — prinzipienlos in das Willkürliche gehen.

In dem gerühmten Umstand liegt aber gerade die Schwäche des Buchs, und zwar weil das System nicht aus dem Studium der Weltgeschichte hervorgegangen, sondern ganz unabhängig von jedem solchen Studium entstanden, und dann erst in seiner Fertigkeit auf die Weltgeschichte angewendet worden ist.

Sehr merkwürdig ist, wie man überall die Verzahnungen gewahr wird, in die sich das rohe Mißverständniß einfügen könnte, wie wir es bei Feuerbach und Strauß im Leben Jesu wahrnehmen. ... Gerade wie Theologen zu behaupten pflegen: wenn die philosophische Betrachtung nicht die absolute Wahrheit ihrer Dogmatik darzuthun vermöge, so habe das gar nichts auf sich, denn die Wahrheit sei jedenfalls durch die Offenbarung dargethan —: gerade so behauptet hier der Philosoph, es habe gar nichts zu bedeuten, wenn etwa die philosophische Betrachtung der Weltgeschichte zu einem Ergebniß führen sollte, das zu seinem System nicht stimmt — denn dies System sei an sich über jeden Zweifel erhaben, durch die abstrakte Speculation erwiesen. — Während gerade Hegels System aufgegeben werden muß, seiner Natur nach, wenn es in dem Gang der Weltgeschichte nicht seine Bestätigung findet.

Es ist merkwürdig überall die Sätze zu bemerken, durch welche die Hegelinge zu den ausschweifendsten Folgerungen geführt worden sind, zu einem cruden Pantheismus, der zuletzt auf eine Vergötterung des Menschen, oder vielmehr der Menschen hinausläuft, und in ihr sich gipfelt. — Hegel hat überall die Anfänge, in dem Satz z. B., daß Vernunft in der Schöpfung herrsche, aber nicht eine ihrer selbst bewußte Intelligenz; daß das Bewußtsein nur im Menschen zur Erscheinung komme; — in dem Satz, daß Gott nur in der Vorstellung der Menschen gegenständlich existire u. s. w.

Es geht ihm wie dem heiligen Augustin, der die Lehre von der

Digitized by Google

Gnade predigte — die nothwendige Folge seiner Lehre, die Prädestination aber ablehnte. Auch Hegel hätte sich wohl gegen die nothwendigen Consequenzen seiner Sätze empört.

Seine Lehre setzt in ihrem innersten Kern voraus, daß das Weltall construirt sei, wie es sich Ptolemäus dachte. Unsere Erde ist diesem System zu Folge der Mittelpunkt des Weltalls, um dessentwillen das Ganze da ist. — Aber auch das würde Hegel gewiß nicht eingeräumt haben.

Er sagt in Beziehung auf den Mangel eines eigentlichen sittlichen Prinzips bei den Indern: „Solcher Begriff aber einer Beziehung des Wesens Gottes als allgemeine Substanz menschlichen Handelns, solche Sittlichkeit kann sich bei den Indern nicht finden, denn sie nimmt nicht das Geistige zum Inhalt."

In diesen Zeilen und den nächst vorhergehenden ist das letzte Wort seines Systems ausgesprochen. Gott ist die unpersönliche Vernunft im Weltall — zunächst auf dem Gebiet geistigen Lebens; er existirt mithin als Gegenstand nur in der Vorstellung der Menschen, und wird reell erst durch die Thaten der Menschen verwirklicht, geschaffen.

Offenbar wird mancher Mythus, manche Religionslehre sehr willkürlich gedeutet; es sind Dinge hinein construirt, die mit dem wirklichen Inhalt derselben nichts gemein haben. So in dem, was Hegel von dem Adonis-Cultus sagt, der doch schwerlich etwas Anderes war als eine Versinnlichung des Jahreslaufes der Sonne. —

Auch wird ein Fortschritt angenommen, wo jeder Zusammenhang fehlt. So wird das Persische Dasein im Vergleich mit dem Chinesischen und Indischen ein Fortschritt zu höherem und klarerem Bewußtsein genannt. Doch könnte hier der angedeutete Fortschritt von dem Einen zum Andern nur angenommen werden, wenn entweder China und Indien zu den Zuständen Persiens übergegangen wären, oder nachgewiesen werden könnte, daß Persien vorher chinesische oder indische Zustände durchlebt hat. Sonst ist da nur ein Nebeneinanderbestehen ohne allen Zusammenhang, wo willkürlich ein Auf- und Auseinanderfolgen angenommen wird.

Seltsam ist, wie Hegel sich bemüht nachzuweisen, daß das Christen-

Digitized by Google

thum und seine eigene Lehre identisch sei, so daß die christliche Religion gleichsam als der untere Grad der Weihe — die Hegel'sche Philosophie als der höhere zu betrachten sei. Er muß aber zu dem Ende, gleich allen kirchlich-orthodoxen Dogmatikern, seine Zuflucht zu dem Satz nehmen, daß nicht die Lehre Christi — sondern die Lehre von Christus eigentlich Christenthum sei, daß man diese vorzugsweise in den Apostelbriefen und Kirchenvätern zu suchen habe — und daß man sie also eigentlich nicht sowohl Christus selbst, als den Neuplatonikern zu verdanken habe.

Trefflich ist dagegen ausgesprochen, welchen Moment in der Weltgeschichte die jüdische Religion bezeichnet; daß in ihr zuerst das Geistige sich von dem Sinnlichen lossagt, und die Natur zu einem Aeußeren, Ungöttlichen herabgesetzt wird.

Neben Hegel las Bernhardi Guizot — und zwar zunächst dessen „Histoire de la civilisation en Europe" und dann im Anschluß daran die „Histoire de la civilisation en France". Von dem ersteren Werk meint er, es sei „eine Sammlung ziemlich flacher Gemeinplätze, durch die man sich mühsam hindurcharbeitet" und erstaunt, „welch' eine flache Bildung dadurch vorausgesetzt werde, daß dergleichen Vorlesungen der strebenden Jugend genügen könnten." — Ueber das zweite Werk heißt es:

Das Buch tritt uns gleich bedeutsamer entgegen, als das umfassendere, dessen Fortsetzung es in gewissem Sinn bildet. Es ist immerhin ein sehr tüchtiges Werk, das mir von der wirklichen Gelehrsamkeit des Mannes eine höhere Meinung giebt, als ich sonst hatte. Befangenheit ist freilich vielfach vorherrschend, und das Buch enthält für mich nichts Neues. Die Einsicht aber, wie das Wesen des mittelalterlichen Zustandes darin liegt, daß Alles und Jedes in Einzelnheiten zerfällt, Alles durch die in nächster Nähe liegenden Motive bestimmt wird, ohne daß dabei irgend auf ein entfernteres Ganze Rücksicht genommen wäre: diese Einsicht ist in Frankreich nicht sehr allgemein verbreitet. So ist, neben vielem Irrthum, Vieles lobenswerth. Seltsamer Weise hat er keinen Begriff, welcher Schaden Frankreich dadurch geschehen ist, daß die Municipalfreiheit seiner Städte so bald wieder verloren ging — keinen Begriff davon, daß dadurch großentheils die Zustände hervorgerufen wurden, die das Unheil einer so

Digitized by Google

gewaltsamen Revolution unvermeidlich machten. Er weiß nicht, daß zum Theil deßwegen auch heute noch keine Stätigkeit in die staatlichen Zustände kommen will. Er schrieb und lehrte eben zu einer Zeit, wo Frankreich eine parlamentarische Verfassung hatte, und es fiel ihm gar nicht ein, daß die eines Tages unversehens wieder abgeschafft werden könnte.

Erstaunlich ist aber auch, was für geschraubte Unwahrheiten der arme Mann seinen französischen Zuhörern vortragen muß, um ihnen zur Befriedigung ihrer Eitelkeit zu beweisen, daß die französische Civilisation die normale ist, und daß die Welt sich um Frankreich dreht.

Die einfache Wahrheit, daß es nur drei weltgeschichtliche Völker giebt, die ihren Stempel Jahrtausenden aufgedrückt haben: Griechen, Römer und Germanen, darf so wenig zu Tage kommen, als die noch näher liegende, daß grade die Franzosen — die geistige Bewegung abgerechnet, die von Abälard ausging — aus eigenen Mitteln gar nichts beigetragen haben zu den Fortschritten der europäischen Civilisation. Zu keiner der epochemachenden Revolutionen des geistigen Lebens ist der Anstoß von Frankreich ausgegangen. Weder die höfisch-ritterliche Poesie (Arthur-Sage), noch die humanistischen Studien des 13. Jahrhunderts (Petrarca), noch die viel wichtigeren des 15. Jahrhunderts — noch die Reformation — noch die politische Revolution, die den Begriff des Staats in das Völkerleben Europas zurückführt, gehören ihrem Ursprunge nach Frankreich an; noch selbst die kecke und freche Philosophie des 18. Jahrhunderts; denn selbst die hat ihre Wurzeln in England.

Digitized by Google

Ueber Leipzig, Gotha und Frankfurt nach Berlin.

Anfang November brach Bernhardi von Kunnersdorf auf, um sich nach einem Umwege über Leipzig, Gotha und Frankfurt, wo er seine zum Besuch dort weilende Gemahlin abholte, nach Berlin zu begeben. Nach Leipzig führte ihn der Wunsch, mit Dr. S. Hirzel, dem Verleger und Freunde Freytags, auf dessen Urtheil er besonderes Gewicht legte, die Herausgabe eines Buchs über Rußland zu besprechen. Der mehrtägige Aufenthalt in Leipzig gab zu mancherlei interessanten Mittheilungen Gelegenheit. Dr. S. Hirzel berichtete u. A. von dem buchhändlerischen Erfolge eines Werks, über welches beide Männer gleich ungünstig urtheilten, und von dem nichtsdestoweniger 4000 Exemplare hatten gedruckt werden müssen, der „Geschichte des 19. Jahrhunderts" von Gervinus.

„Was eigentlich geschehen ist, erfährt man aus dem Buche nicht," lautete Hirzels treffende Bemerkung. Als erfreuliches Symptom begrüßte Bernhardi die Mittheilung, daß von einem ihm besonders werth gewordenen Werke, den erst wenige Jahre zuvor erschienenen Freytag'schen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" bereits eine dritte Auflage nothwendig geworden war.

Von Leipzig ging es nach Gotha. In dem benachbarten Siebleben wurde Freytag aufgesucht, den die Arbeit an der Fortsetzung seiner „Bilder" den Winter über auf seinem Landhause zurückgehalten hatte. Abends erschien Sammwer mit Neuigkeiten aus Berlin. „Die Minister-Krisis ist vorüber, aber sie war die stärkste und ernsteste, die noch vorgekommen ist. Der König wollte in Veranlassung der bevorstehenden Wahlen im eignen Namen eine Proklamation erlassen und zwar im Sinne der Rede, die er in Königsberg während der Krönungsfeierlichkeiten gehalten hatte. Dagegen erklärten sich die Minister, — schließlich wurde ein Compromiß erzielt, dahingehend, daß Graf Schwerin ein zweites — an und für sich entbehrliches Wahlausschreiben erließ, in welches die vom Könige gewünschten Wendungen geflochten wurden. So wird es wohl weiter gehen — bis zur nächsten Minister-Krisis."

Digitized by Google

Bestätigt wurden die ungünstigen Berichte, die Sammer gegeben hatte, durch den Bundestags-Gesandten von Usedom, den Bernhardi auf der Weiterreise über Frankfurt aufsuchte.

9. November. Usedom: Die Krönungsfeierlichkeit hat einen sehr unglücklichen Einfluß geübt.

Zunächst spielten die Minister in auffallender Weise bei den gesammten Feierlichkeiten eine sehr untergeordnete Rolle. — Auch die Abgeordneten traten ziemlich in den Hintergrund; die Deputationen der Provinzial-Stände waren berücksichtigt und empfangen worden; die Mitglieder des Parlaments (beider Häuser) erhielten erst dann eine Art von Audienz, als in mancherlei Aeußerungen kund wurde, daß sie sich verletzt fühlten.

Sie wurden in einem langen Saal des Schlosses versammelt, und standen da, die Abgeordneten auf einer Seite, die Herrenhäusler auf der anderen — ziemlich gedrängt — in der Mitte blieb eine Art von Gasse frei, in diese trat der König, ohne von einem der Minister begleitet zu sein, und hielt die bekannte Rede von dem Königthum von Gottes Gnaden, die er auch keinem Minister vorher mitgetheilt hatte.

Ich: Im Lande war der Geist ein so loyaler und guter, daß diese Rede gar keinen nachtheiligen Eindruck gemacht hat; man ging darüber hin, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, was sie eigentlich enthielt.

Usedom: An Ort und Stelle machte sie auf die meisten Abgeordneten einen sehr ungünstigen Eindruck. Auch war sie sehr viel schärfer, als man durch die Presse erfahren hat.

Viele der Herren fühlten sich beleidigt; eine Menge von ihnen wollte augenblicklich abreisen — es hat viele Mühe und Ueberredung von Seiten der besonneneren Männer gekostet, den Scandal zu verhüten, und die Unzufriedenen dahin zu bringen, daß sie bis zum Schluß der Fest-Periode blieben. — Simson bemühte sich dann, den Eindruck der königlichen Rede durch seine Rede an den Stufen des Thrones zu mildern.

Der gesammten Presse muß man das Lob lassen, daß sie sich bei dieser Gelegenheit mit großem Takt benommen hat. — Die ganze

Digitized by Google

Presse, selbst die demokratische, hat sich bemüht, die Worte des Königs in verständiger ruhiger Weise zu commentiren.

Als man nach Berlin zurückkehrte, und auch hier die Zeit der Feste vorüber war, wollte der König eine Proclamation in Beziehung auf die Wahlen erlassen: „er wollte den Scepter dazwischen werfen: es soll conservativ gewählt werden!"

Von den Ministern stimmten Roon — und zu meiner Ueberraschung auch Bernstorff, der neue Minister des Auswärtigen — für den königlichen Willen — v. d. Heydt zeigte sich schwankend — die anderen Minister sämmtlich dagegen — und zwar zum ersten Mal in energischer Weise — zum ersten Mal nahmen sie sich zusammen, sagten unbedingt nein.

Einige Tage über schien der Bruch denn auch unheilbar, und am Hof verfertigte man eine Ministerliste; ein reines Beamten-Ministerium, mit dem Grafen Itzenplitz als Finanz-Minister an der Spitze. —

Indessen, es kam denn doch wieder zu einem Compromiß, der darauf hinauslief, daß Schwerin ein neues Wahlrundschreiben erließ, mit einigen Wendungen, die dem König genehm sind. — Schwerin erklärte sich darin gegen beide Extreme, Reaction und Demokratie —: dagegen that Bernstorff Einsprache: diese beiden Parteien können nicht auf eine Linie gestellt werden, denn die eine wolle den Thron erhalten, die andere ihn umstürzen (sic!). — (NB. Usedom, der erst seit drei Tagen zurück ist, hat das Alles mit durchgemacht.)

So ist denn nun Alles wieder nothdürftig zusammengeklebt!

Der König zieht die üblichen Consequenzen des einmal angenommenen parlamentarischen Systems nicht; will sie nicht ziehen; er will alle die Maßregeln nicht, die man daraus folgern kann. —

Die Minister! — O! Sie haben gar nicht verstanden seine Achtung zu erwerben! — Jetzt haben sie zum ersten Mal ihre abweichende Ansicht energisch vertreten — jetzt ist es zu spät. —

Das kann so nicht fortgehen.

Diner bei dem russischen Gesandten Baron Ungern-Sternberg — blos mit der Familie. — Wunderliche Vorurtheile und wunderliche Ignoranz!

Digitized by Google

Da von geſchichtlichen Adelsverhältniſſen die Rede iſt, mache ich die Bemerkung, daß die Beweiſe nicht höher hinauf gehen als bis Ende des zwölften Jahrhunderts, wo Namen und Wappen anfingen erblich zu werden.

Das mißfällt höchlich im Hauſe; Madame meint: „Mais cependant!“ — und bringt mir eine Genealogie der Familie Toll, die bis in das 10. Jahrhundert hinaufreicht; ein gewöhnliches Genealogiſten-Fabrikat; noch dazu ganz ungewöhnlich ſchlecht, von einem Ignoranten zuſammengeſtoppelt.

Darnach ſind die Tolls eine Nebenlinie der Grafen von Holland!!! — Keine Idee von der weiten Kluft, die im Mittelalter den ausſchließlich Adel genannten hohen Adel von dem Ritterſtande trennte — der Genealogiſt hat gar kein Arg dabei, daß der Bruder eines Grafen von Holland in den Ritterſtand hinunter kommt! — Er weiß die ganze Reihe der Herren von Toll bei Namen zu nennen — weiß auch, wen jeder von ihnen, vom 10. Jahrhundert an, geheirathet hat — ein Fräulein v. Alten und drgl. — als ob alle dieſe Namen damals ohne Weiteres exiſtirt hätten!

Man glaubt ein Kapitel aus Arminius und Thusnelda zu leſen — wo auch die Herren v. Ungern vorkommen! — Ich verſtumme! — Wer den leiſeſten Zweifel ausſprechen wollte, würde für einen revolutionären Mephiſtopheles gehalten werden, der muthwillig die Wahrheit und alles Heilige antaſtet! — Aber auch mein ſtummes Schweigen befriedigt die Hausgenoſſen keineswegs.

Frau von Ungern-Sternberg bewundert Garibaldi und hat große Sympathien für ihn zum Entſetzen ihres Mannes, der ſie bittet, dieſe Sympathien wenigſtens nicht zu zeigen. — Sie begreift auch, daß man für die deutſche Einheit geſtimmt ſein kann, die dem Gemahl natürlich ein Greuel und ein Unſinn iſt.

Die fremden Diplomaten verehren vor allem den Erz-Intriganten der Würzburger, den württembergiſchen Geſandten Reinhardt (Petersburgiſchen Andenkens). — „C'est la tête forte du congrès!“ ſagt Ungern-Sternberg. Dagegen äußert ſich Ungern-Sternberg ſehr empört über Uſedom. Es erſcheint hier ein Intelligenzblättchen, von dem man glaubt, es werde von der preußiſchen Geſandtſchaft geleitet

Digitized by Google

— was nicht so übel wäre, da dieses Blättchen sehr viele Leser, namentlich auch unter den Kleinbürgern hat. — Ungern-Sternberg spricht aber davon, als ob es eine unerhörte Schändlichkeit sei, sich eine Zeitung dienstbar zu machen.

Dieses Blättchen bringt preußenfreundliche Artikel — in diesen Tagen ein paar über Polen — zu Gunsten der Polen gegen Rußland. — Ungern-Sternberg lebt in dem Wahn, diese Artikel seien von Usedom oder von Jasmund, und ist entrüstet; es sei schlecht auf diese Weise zu wühlen — und unklug überdem, denn Preußen habe ja selber seine Noth mit Polen.

14. November. Lange bei Usedom, der unglaublich erbittert ist, seltsamer Weise aber nicht über die liberale Partei — die doch eigentlich allein Alles verdorben hat.

Er hat nun hier mit hannoverischen Intriguen in Beziehung auf die Flotte zu kämpfen. — Läßt mich seinen neuesten Bericht an Bernstorff, den neuen Minister des Auswärtigen, lesen.

Bremen ist preußenfreundlich, unterhandelt wegen einer Flotten-Convention mit Preußen — dennoch unterstützt Bremen, hier am Bundestage, Hannovers Antrag wegen einer besonderen Nordseeflotte unter hannoverischem Befehl — zu Usedoms großer Ueberraschung. —

Auf einem Ball bei Madame Lutteroth stellt er den Hanseatischen Gesandten Albers zur Rede — der windet und dreht sich so lange er kann, und da er am Ende nicht länger ausweichen kann — beichtet er offenherzig: Bremen ist zu seiner Rolle gezwungen, Hannover hat dazu aufgefordert — und falls man sich weigere, gedroht, dem Verkehr auf der Weser und auf den Eisenbahnen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, die Bremen sehr schmerzlich empfinden müßte.

Da hat sich Bremen entschlossen, dem Welfen-König den Willen zu thun — und zwar in der Hoffnung, daß dessen Flotten-Antrag dennoch nicht durchgehen werde, die Unterstützung durch Bremen also nicht wesentlich schaden könne. —

Die Feindschaft, von der die Mittelstaaten beseelt sind, zeigt sich in allen Dingen. — Der bisherige badensche Gesandte, Marschall,

Digitized by Google

war ein Anhänger Oesterreichs und als solcher in alle wichtigen Ausschüsse gewählt: politischen, militärischen u. s. w.: — sein Nachfolger, ein gewiegter Staatsmann, v. Mohl, — Anhänger Preußens — ist in keinen einzigen dieser Ausschüsse gewählt worden. — Nur zum Mitglied der Commission, die mit den Grenz-Streitigkeiten im Steinhuder Meer beschäftigt ist, hat man ihn gemacht. — das sieht aus wie Spott und Hohn. — In alle wichtigen Commissionen ist, ohne Ausnahme, der kurhessische Gesandte v. Biegeleben gekommen an Marschalls Stelle, recht eigens um die Sache doppelt auffallend zu machen. —

Usedom klagt über die Instructionen, die ihm Schleinitz ertheilt hat — man soll die Interessen Preußens am Bunde fördern, aber zu einem Bruch mit den Würzburgern soll und darf es nicht kommen. — Das wissen die Leute ungefähr, da ist natürlich gar nicht gegen sie aufzukommen.

(NB. Der König möchte ganz gern an der Spitze Deutschlands stehen, — aber, die Fürsten sollen es sein, die sich vertrauensvoll um ihn schaaren; es steht zu fürchten, daß das nie geschehen wird.)

Ich erzähle, was Ungern-Sternberg in Beziehung auf die Artikel im Intelligenzblatt glaubt — Usedom lacht; und sagt, der Herausgeber des Intelligenzblattes, Zintelmann, stand allerdings in Beziehungen zu seinem Vorgänger Bismarck-Schönhausen — in Folge deren er sein Blättchen im preußischen Sinne redigirte, und auch sonst Dienste leistete — aber nie hat ein Mitglied der preußischen Gesandtschaft für dieses Blättchen geschrieben, und Usedom, der nicht gern mit solchen Leuten zu thun hat, erklärt, daß er den Gesellen ganz abgeschüttelt habe und gar nichts von ihm wisse. — Ich könne und solle nur auf das Entschiedenste dementiren. — Nachher erfahre ich durch Jasmund, daß Zintelmann doch eine Kleinigkeit von der preußischen Gesandtschaft erhält.

Thee bei Ungern-Sternberg, muß wieder wunderliche Dinge anhören, — diesmal von der magnifiken Abstammung der Ungern-Sternberg, die von den alten Bannerherren von Sternberg abstammen wollen — woran kein wahres Wort ist. — Zugleich soll aber auch der Hochmeister Caspar Küchmeister v. Sternberg von ihrer Familie sein. —

Digitized by Google

Und das wird nun den armen Töchtern von Kindheit an eingetrichtert — als das vorzugsweise Wahre!

Seltsame Logik. Ungern-Sternberg ist Gegner der Schwurgerichte. Als Beweis, wie verwerflich das Institut sei, führt er den Fall der Frau v. Baumbach an — die fälschlich angeklagt von ihren Leuten, sie habe ihren Mann vergiften wollen, verhaftet wurde — ein halbes Jahr in Untersuchungshaft saß — und schließlich vom Schwurgerichte einstimmig freigesprochen wurde.

Daß das Schwurgericht sie freigesprochen und weiter nichts mit der Sache zu thun gehabt hat, daß es die Polizei, das Schooßkind aller Absolutisten war, die alle Unbill verübt hat: das wird Ungern-Sternberg gar nicht gewahr; er setzt allen Unfug auf Rechnung des Schwurgerichts. —

16. November. Besuch bei Wentzel; dieser harmloseste Diplomat ist ganz zerknirscht; Napoleons III. Antwort auf Foulds Finanzpredigt — die Anspielungen auf die Reden unseres Königs — die Erklärung, daß er die Krone nicht von Gottes Gnaden habe, sondern das Volk und dessen Rechte repräsentire: das Alles drückt Wentzeln zu Boden.

Man hätte hoffen können, meint er, Napoleon III. werde den Eindruck des Besuchs in Compiègne auf das Aeußerste zu nützen suchen, anstatt dessen nun solche spitze Reden.

Usedom erzählt, das Ministerium habe nun wieder die Geschäfte aufgenommen, aber wohl nicht auf lange. Usedom hat noch gestern einen Brief des Ministers Bethmann-Hollweg gelesen, der besagt, die Sache werde sich doch nicht lange mehr halten lassen.

Usedom bestätigt mir, was mir schon Freytag über den Herzog von Coburg erzählte. „Es steht" — sagt er — „wirklich einigermaßen bedenklich um den Herzog. Es hat sich sehr unglücklich getroffen, daß er einen Abenteurer niedriger Sorte, Bollmann, zu seinem Privat-Secretär annahm. Dieser hat andere Glücksritter seines Gelichters nach Coburg gezogen, die bei der Redaction der dortigen Zeitung verwendet werden — und so ist der Herzog denn in eine recht schlechte Umgebung gerathen. Bollmann ist nun zwar weg — Prinz Wilhelm von Baden hat das Verdienst seine Entfernung durchgesetzt zu haben, als der Mensch insolent wurde und forderte in

Digitized by Google

die geſellſchaftliche Umgebung des Herzogs aufgenommen zu werden. — Der Herzog iſt aber auch ſonſt, bei allen ſchönen Eigenſchaften, die wir an ihm kennen, in ſeinen Anſichten und Plänen unſtät. Es iſt ein Stachel in ſein Gemüth gekommen. Die populären Ovationen, die ihm zu Theil geworden ſind, haben unheimliche Pläne und Anſichten in ihm erweckt. Der Glanz und die Popularität, die unſeren König jetzt umgeben, ſind ihm unerträglich — er möchte gern ganz allein daſtehen, als der Auserwählte der Volksgunſt. Auf der anderen Seite iſt der Herzog in Wien ſchlecht angeſchrieben. Das kann er nicht vertragen. Da lenkt er ein ſo viel als möglich und wird inconſequent. Daher die Vorſchläge zu einer Reform des Deutſchen Bundes, in denen er wieder auf die in Wien herrſchenden Anſichten eingeht, ſoviel er irgend konnte. Es ärgert ihn, daß unſer König in der deutſchen Sache nicht raſch genug vorwärts geht, aber er denkt auch im Stillen ‚Will der nicht, dann bin ich da‘ und nährt die Hoffnung, vermöge der ſchönen Popularität, die er genießt, das Oberhaupt Deutſchlands zu werden. Natürlich ſpricht er davon nicht — aber ſein kleines Herzogthum würde er heute um keinen Preis mehr aus den Händen geben. Es iſt ihm als Unterpfand für hochfliegende Pläne werth geworden.“

Digitized by Google

Die politische Lage am Schluß des Jahres 1861.

21. November. Berlin. Abend bei Max Duncker; Professor Neumann da, der viel Verfolgte, — ein Herr v. Hereford mit Frau, Fortschrittsmann, — Professor Brunn aus Tübingen mit Frau, — Droysen cum suis, — Herr von Stockmar (der Sohn) und Hermann Duncker, Stadtrath, Bruder meines Freundes. — Der sagt mir auch, daß es um die Wahlen ungemein bedenklich stehe, und scheint etwas entmuthigt.

Stockmar hat eine Art von Auftrag an mich, und zwar einen sehr merkwürdigen. Der König Leopold von Belgien hat Tolls Leben gelesen, und das Buch hat ihn in der Weise interessirt, daß er von dem alten Stockmar Auskunft über meine Person verlangte und dabei äußerte: er habe auch während der Feldzüge 1812 bis 14 hinter den Coulissen gestanden, wisse wie die Sachen zusammenhingen — und sei erstaunt, wie richtig in meinem Buch Alles dargestellt sei. — Stockmar verwies an seinen Sohn — und als dieser die gewünschte Auskunft gegeben hatte, schrieb ihm der König wieder, es würde ihm sehr erfreulich sein mich zu sehen — ob er mir vielleicht in meinen Arbeiten nützlich sein könnte.

Die neueste Neuigkeit ist, daß Vincke-Hagen zur allgemeinen Ueberraschung jede Candidatur für das Abgeordneten-Haus ablehnt.

Es fallen sarkastische Bemerkungen darüber, daß er gerade jetzt sich entfernt, wo es gilt, und wo er gute Dienste leisten könnte im Kampfe gegen die Demokraten.

Man war darauf um so weniger gefaßt, da er sich in Königsberg bei der Krönung sehr vernünftig und gemäßigt geäußert hatte. Er tadelte das schlesische Wahl-

Digitized by Google

programm, weil es den Demokraten ſo ſehr entgegen komme; er tadelte ſeinen Vetter Vincke-Olbendorf, den er für den Verfaſſer dieſes Programms hielt; er beſchwichtigte die Abgeordneten, die ſich durch des Königs Anrede verletzt fühlten und abreiſen wollten, und bewog ſie dazubleiben; er erklärte, ein Bruch mit der Regierung müſſe um jeden Preis vermieden werden.

Um ſo eher kann ich mir ſeinen Rücktritt erklären. Er iſt inne geworden — endlich —, daß er auf verderblichen Irrwegen war —, daß es auf dieſe Weiſe nicht länger geht, wenn der Weg nicht in das Verderben führen ſoll, — daß er umkehren muß. Aber dazu müßte er ſich ſelbſt ein démenti geben — eingeſtehen, daß er ſich geirrt habe — und das vermag er wahrſcheinlich nicht. — Er zieht ſich zurück, um dem Widerſpruch zu entgehen, um die Intereſſen ſeiner Eitelkeit ſicher zu ſtellen, die ihm über Alles theuer ſein mögen.

Vielleicht iſt er auch gewahr geworden, daß die liberale Partei ihn und ſeine Unvernunft überdrüſſig geworden iſt; daß er nicht mehr an ihrer Spitze ſtehen wird — für ihn ein Grund mehr und ein entſcheidender, um weg zu bleiben.

Wenn Vincke-Hagen glaubt, ſich auf dieſe Weiſe für eine beſſere Conjunctur aufzuſparen, da könnte er ſich verrechnen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ſeine politiſche Laufbahn damit nicht zu Ende wäre.

Beſonderes Geſpräch mit Max Duncker; die Lage ſehr ernſt und bedenklich. Die Wahlmänner-Wahlen ſind in den Städten durchweg ſchlecht ausgefallen — und daß die Landbezirke beſſere Ergebniſſe liefern werden, iſt eine unſichere Hoffnung; es ſteht ſchlecht: „die Partie wird jetzt um einen ſehr hohen Einſatz geſpielt. — Wir gehen jetzt nothwendig bald auf die feudale Partei zurück. — Mit dem neuen Parlament wird nicht zu regieren ſein, es wird wohl aufgelöſt werden müſſen."

Ich: Man muß es aber erſt ſich recht arg verfahren laſſen; evident werden laſſen, daß die Leute unvernünftig ſind, und daß mit ihnen nichts anzufangen iſt.

Max Duncker: Man muß das Parlament ſich erſt in das

Digitized by Google

Unrecht setzen lassen. Die Leute kommen mit großen Forderungen, die wenigstens zum großen Theil erfüllt werden könnten, wenn sie nur ihrerseits das Militär-Budget bewilligen wollten; darum dreht sich Alles. — Aber sie sind ja eigens hergeschickt, um es zu verweigern und auf zweijähriger Dienstzeit zu bestehen; das ist ausdrücklich ihr Mandat. Darum werden sie nach Hause geschickt werden müssen. Das gegenwärtige Ministerium muß der König jedenfalls noch diese Kammer auflösen und eine andere zusammen bringen lassen. Das Ministerium ließe der König gern gehen, wenn er nur ein anderes fände, am liebsten ein reines Beamtenministerium, denn die Leute von der Kreuzzeitung will er auch nicht haben, denn die leisten doch auch Widerstand, zwar nicht so schlimm wie die Demokraten, aber es ist doch Widerstand.

Mit Droysen nach Haus; der meint, es wird nicht gelingen, die Demokraten in das Unrecht zu versetzen; sie werden mit großer Klugheit verfahren. Die Art, wie sie sich der Wahlen bemächtigt haben, zeugt von großer Klugheit.

Leider wahr.

23. November. Lord Clarendon, der englische Krönungsgesandte, der für das Wesen unsers Königs kein Verständniß hat, hat hier gegen einen Vertrauten geäußert: derselbe sei zu alt auf den Thron gelangt, in einer anderen Zeit erzogen und gebildet u. s. w.

Was ihn aber überrascht habe, das sei das mächtig erwachte National-Gefühl in Deutschland und das allgemeine Verlangen nach Einheit. Ihm könne eine gesteigerte Macht Preußens nur erwünscht sein, denn nach seiner Ansicht sei Preußen-Deutschland der natürliche Verbündete Englands, und das Bündniß mit Preußen das einzige heilsame für England — er sei aber der einzige Staatsmann in England, der die Sache so ansehe.

Lord Clarendon is the Queen's man, der Mann, den sie zum Premier machen möchte — und der auch ohne Zweifel Premierminister wird, sobald Lord Palmerston stirbt. Uebrigens ein mittelmäßiger Mann.

Bernstorff befriedigt fürs erste als Minister; wenn man zu

Digitized by Google

ihm kommt, hat man das Gefühl, daß man in einem Kabinett ist, wo gearbeitet wird, nicht, wie bei Schleinitz, in einem Salon, wo geschwatzt wird. Auch weiß er seine Bureaux in Ordnung zu halten, und sich in ihnen Gehorsam zu verschaffen. Die Anstellung des Holsteiner Grafen Rantzau ist ein Beweis dafür. Der König hatte sie Rantzau selbst schon vor drei Jahren versprochen — drei Jahre lang haben die Bureaux unter Schleinitz die Ausführung hintertrieben. —

24. November. Den Tag lesend und schreibend daheim zugebracht. — Stockmar sendet mir den Brief des Königs Leopold:

„Mein lieber Stockmar. Mit vielem Interesse habe ich gelesen, was Sie mir über Herrn v. Bernhardi mitgetheilt haben. Ihn kennen zu lernen würde mir sehr erfreulich sein und auch für ihn möchte es nicht unwichtig sein aus einer Quelle zu schöpfen, die fast die einzige ist, die noch aus jener bewegten Zeit übrig geblieben ist. Meine Stellung war ganz geeignet, von den Begebenheiten genaue Kenntniß zu erlangen. Im Hauptquartier des Großfürsten Constantin war ich in beständiger Berührung mit dem Kaiser Alexander; auf das Intimste bekannt mit König Friedrich Wilhelm III. und der ganzen Familie; auf dem freundschaftlichsten Fuße mit den Oesterreichern und den kleinen Sternen, sowie Bayern, Württemberg u. s. w. Es ist auffallend, wie wenige noch aus jener Zeit existiren, die hoch genug gestellt waren, um die Begebenheiten im Zusammenhange zu kennen und beurtheilen zu können."

Den Abend zu Max Duncker — um einige Fragen zu thun.

1. Warum wurde die Reise nach Compiègne unternommen?

Blos um die Engländer zu ärgern; weiter hatte die Reise keinen Zweck.

2. Warum ist der Fürst Hohenzollern abgegangen?

Weil er der Sache vollständig überdrüssig ist. — In unbestimmter Weise ist davon die Rede, daß er wohl im Frühjahr wieder kommen könnte.

3. Wer hält eigentlich die mißliebigen Beamten, die nothwendig hätten fortgeschickt werden müssen, wenn man heute bessere Wahlen haben wollte —: der König, oder Graf Schwerin?

Digitized by Google

Schwerin! — Der König würde Schwierigkeiten machen, wenn es sich um bedeutende Staatsmänner handelte, wie Eichmann und Senfft-Pilsach — „aber aus den Landräthen macht er sich gar nichts; die schickt er dutzendweise weg, wenn Schwerin ein Wort sagt;" aber der hält sie.

Ich: Ist er denn nicht gewitzigt durch die Geschichte von Zedlitz und Patzke?

Max Duncker: Gar nicht! — im Gegentheil, er sagt: da sieht man es ja, ich habe recht gehabt; es ist ja gar nichts gegen sie zu Tage gekommen.

Ich: Nichts als eine bodenlos schlechte Verwaltung!

Max Duncker spricht davon, wie das Ministerium auch jetzt noch die Partie siegreich spielen könnte. Es brauchte sie noch gar nicht verloren zu geben. Alles könnte ganz gut gehen, wenn die Minister mit Festigkeit aufträten und die nöthigen Concessionen in Beziehung auf Persönlichkeiten, die entfernt werden müssen u. s. w., durchsetzten; liberale Gesetz-Entwürfe vorlegten, sie aber in gewissem Sinne von der Bewilligung des Militär-Budgets abhängig machten, so daß das Haus der Abgeordneten dafür verantwortlich würde, wenn sie nicht zu Stande kommen; und wenn sie in der auswärtigen Politik mit Festigkeit aufträten und etwas wollten und thäten; „in der auswärtigen Politik liegt Rettung" (NB. das ist meine Meinung auch) — „aber das Ministerium wird eben von dem Allen Nichts thun." — Das Ministerium hat sich nicht in Respect zu setzen gewußt, und wird nirgends respectirt; — nicht vom König; — nicht von den Kammern; — nicht vom Lande!

Max Duncker redet mir dringend zu nach Brüssel zu gehen, und zwar sobald die Wahlen bekannt sind, und das weitere sich einigermaßen absehen läßt. Ich soll dem König Leopold unsere Zustände schildern; der König Leopold ist einer der Wenigen, auf deren Urtheil unser König etwas hält. — Zum Abschied mit Nachdruck: „und spitzen Sie Ihre Feder!"

25. November. Abend en tête à tête mit Rudolf Auerswald. — Natürlich die Lage besprochen. Ich sage ihm, daß der Glaube

Digitized by Google

an Oesterreichs Gestirn im südlichen Deutschland ganz gesunken ist. — Das überrascht ihn gar sehr.

Er sucht den Eindruck zu mildern, den die Königsberger Rede des Königs etwa auch auf mich gemacht haben könnte (NB. sehr unnütze Mühe). — Die Ansprache an die Abgeordneten war gar keine Rede — der König hatte sich nicht darauf vorbereitet; es waren Bemerkungen, die ihm eben im Augenblick in den Sinn kamen und bei denen er in der That gar keine bestimmte Absicht verfolgte.

Im Uebrigen hat der König allerdings etwas mehr von dem Königthum von Gottes Gnaden gesprochen, als vielleicht zweckmäßig war —: aber er denkt sich auch dabei Nichts, das irgend bedenklich sein könnte; er denkt sich weiter Nichts dabei, als daß nach preußischem Staatsrecht der König König ist, durch die bloße Thatsache, daß die Krone durch Erbrecht an ihn kommt, und zwar von dem Augenblick an, wo dies geschieht, ohne daß es dazu irgend einer Zustimmung oder Bestätigung bedürfte.

Ich: Wir Anderen, die wir den Herrn kennen, wir wissen, was das zu bedeuten hat und wie weit es geht. — An Ort und Stelle sollen die Reden keinen angenehmen Eindruck gemacht haben —: im Lande war die Stimmung eine so gute, daß sie gar keinen nachtheiligen gemacht haben. — Sie gingen vorüber, ohne daß man sich Rechenschaft von ihrem Inhalt gegeben hätte. — Doch aber bin ich erschrocken, als ich sie las, denn es ließ sich leicht vorhersehen, daß die Feinde Preußens im südlichen Deutschland sie auf's Aeußerste ausbeuten und benützen würden — und das ist auch in weitestem Umfang geschehen. — Erzähle von Carricaturen mit Spottversen, die ich in Frankfurt a. M. an den Schaufenstern gesehen habe.

Wahlen besprochen; die bevorstehende Session.

R. Auerswald: Die Absicht der Minister ist, sich nicht im Mindesten drängen zu lassen — ruhig ihren Weg zu gehen — nicht mehr und nicht weniger zu bieten, als sie gethan haben würden, auch wenn alle diese Agitation, und der Zudrang der Fortschrittsmänner nicht gewesen wäre. — Keine recht bestimmte Antwort auf die Frage, ob die Gesetz-Entwürfe aber auch gleich zu Anfang in Masse vorgelegt werden können. Es wird an einer neuen Kreisord-

Digitized by Google

nung gearbeitet — und an einem Gesetz über Polizei-Verwaltung auf dem flachen Lande; R. Auerswald hofft, sie werden rechtzeitig fertig werden.

Bethmann-Hollweg ist von allen Ministern am wenigsten seiner Stellung gewachsen; es ist ein Zwiespalt in ihm, der ihn lähmt. Dieser Zwiespalt ist durch seine Vergangenheit hervorgerufen; seiner natürlichen Neigung nach ist er liberal — unter dem Minister Manteuffel aber sah er sich veranlaßt, eine royalistische Partei zu stiften, die nicht eine Junker-Partei war. Die streng conservativen und kirchlichen Grundsätze, die er da ausgesprochen hat, sind ihm nun im Wege. Vor allem aber: er weiß sich in seinen Bureaux nicht Gehorsam zu verschaffen.

Der Erzbischof Geissel (Köln) ist Krankheitsfällen ausgesetzt, die ihn plötzlich hinwegraffen können. Es liegt sehr viel daran, daß nach seinem Tode nicht ein Ultramontaner gewählt wird. — Im Kölner Domkapitel sind fünf Stellen erledigt, welche die Regierung zu vergeben hat; — die Individuen, die sie erhalten sollen, vernünftige, der Regiernug ergebene Geistliche, sind designirt; — sie sind sämmtlich dem Erzbischof sehr unangenehm — aber in solchen Stellungen glücklicher Weise, daß er gar nichts gegen ihre Ernennung einwenden kann. Sie sind bereits Ehren-Domherren. —

Seit Jahr und Tag hat R. Auerswald den Bethmann-Hollweg immer dringender aufgefordert, ihre wirkliche Ernennung nun endlich zu bewerkstelligen; Bethmann-Hollweg verspricht es immer von Neuem — und die beiden katholischen Räthe in seinem Ministerium — namentlich Brüggemann, ultramontan, — wissen die Ausführung immer wieder zu hintertreiben.

Ich: Ich habe es immer Bethmann-Hollweg als einen großen Fehler angerechnet, daß er die früheren Bureaux unverändert beibehalten hat: daß er nicht mit dem Inventarium des Herrn v. Raumer weiter wirthschaften konnte, das hätte er vorher wissen können. —

26. November. Zu Paul Rennenkampff in die russische Gesandtschaft; der ist krank und sehr verstimmt. — War vier Monate in Petersburg, wo er nicht einen gesunden Tag erlebt hat — und bringt sehr trübe Eindrücke von dort mit.

Digitized by Google

Finanzen — Valuta-Verhältnisse — alles ist in einem erbärmlichen Zustand — und was das Schlimmste ist: die sogenannte Emancipation der Bauern ist auf das Vollständigste verfahren und verdorben. Paul Rennenkampff sagt nun auch, was ich schon vor drei Jahren geschrieben habe: auf dem eingeschlagenen Wege wird die ganze Bevölkerung in ein unermeßliches ländliches Proletariat verwandelt werden — ein Bauernstand kann so nicht gebildet werden.

Frage: Was sagt Geheimrath v. Hagemeister vom Finanzministerium zu den Dingen? — Er sieht sehr schwarz. (Hagemeister ist nämlich von den dortigen faiseurs der einzige, der von National-Oekonomie etwas versteht.)

Geschimpft wird in Rußland ganz allgemein und maßlos über Gegenwart und Regierung — schimpfen können sie Alle — aber weiter kann Niemand Etwas. —

R. spricht mir von der „fortschreitenden Auflösung" in Rußland — Alles schreit nach „Constitution", wobei der Landadel und die Großen sich nur ein Mittel denken, die Emancipation der Bauern wieder rückgängig zu machen.

Gortschakoff fährt fort in seinen „Fanfaronnaden" und will den Kaiser bewegen, das Königreich Italien anzuerkennen. (NB. Seine einzige Sorge ist also immer noch sich persönlich an Oesterreich zu rächen.) — Der Kaiser dagegen möchte diese Erklärung verwerthen und dem Papst mit der Anerkennung des neuen Königreichs drohen für den Fall, daß seine Heiligkeit die polnischen Bischöfe nicht zur gehörigen Unterwürfigkeit anhält. —

30. November. Einen langen Brief an Vincke-Olbendorf geschrieben; schildere ihm die Situation sehr schwarz und zeige ein Ministerium Bismarck in großer Nähe.

6. Dezember. Herrn v. Wentzel aus Frankfurt a. M. in der Straße getroffen; er ist auf einige Tage hier; erzählt mir von den Wahlen, die heute stattfinden — Waldeck, der angenehme Mann von 1848, ist schon zweimal gewählt hier in Berlin — dann ist Virchow gewählt. — Angenehme Aussichten.

Digitized by Google

Ein solches Interesse für die Wahlen hat sich in Preußen noch nie kund gegeben.

Besuch bei Moltke, der auch an der gegenwärtigen Lage keine Freude hat.

Die liberalen Thoren werden nun wieder gegen die dreijährige Dienstzeit zu Felde ziehen und werden über die Bevorzugung des Adels im Dienst klagen. Die finde nicht statt, betheuert Moltke; bei der Annahme der jungen Leute, die sich als Offizier-Aspiranten zum Dienst melden —: das sei etwas anderes! — Da müsse man allerdings eine Menge Bürgerlicher abweisen, theils weil es unbrauchbare junge Leute sind, die sich zum Militär-Dienst melden, weil sie in einer anderen Carrière nicht fortkommen können — theils weil sie die Gesinnung nicht mitbringen, die man in der Armee bewahren muß. Dabei müsse es auch bleiben.

7. Dezember. Die ersten Listen der Wahlen. In Schlesien sind sie bis jetzt leidlich. Aber aus den anderen Provinzen lauten die Nachrichten um so schlimmer.

Daneben erhalte ich einen Brief von Vincke, der ganz außer sich ist vor Verwunderung über mein letztes Schreiben: „Um des Himmels Willen, in welcher Welt leben Sie denn?" — es gehe ja Alles überaus vortrefflich! Dem ist der Star nicht zu stechen.

Obernitz besucht. Die Wahlen und deren unerfreuliches Ergebniß besprochen. — Er meint, es sei schlimm; man habe die Erfahrung gemacht, daß auch auf die Unteroffiziere in der Armee nicht mehr ganz sicher zu rechnen sei. Sie hatten die Weisung erhalten für Roon zu stimmen, mehrere sind davon abgegangen und haben für Kühne gestimmt. — Das werde den Demokraten neuen Muth geben, und sehr benutzt werden. — Wir sind darüber einig, daß es unpassend ist, daß Militärs im activen Dienst das Wahlrecht ausüben. Es lockert die Disciplin — und dann darf der Soldat doch gewiß keiner politischen Partei angehören.

Obernitz sagt, es werde jetzt auch ein Gesetz in diesem Sinn vorbereitet. Das hätte früher geschehen können.

Armee-Verhältnisse; Manteuffels abnorme Stellung — zum Theil durch den König veranlaßt. — Beschreibt mir die Manöver

Digitized by Google

am Rhein, die von einer kaum glaublichen Thorheit waren. Unbekümmert um die Wirkungen der heutigen Artillerie und der Zündnadel-Gewehre, ließ man zwei Armee-Corps in tiefen Massen und compacter Stellung gegen einander kämpfen. General Forey äußerte: „C'est compromettre le métier" — und überhaupt war der Eindruck auf die fremden Offiziere ein sehr ungünstiger. —

9. Dezember. Besuch bei General Brandt. Die Wahlen besprochen, die schlechter ausgefallen sind als das Ministerium dachte und rechnete; 27 Proz. des Hauses bestehen aus Demokraten!

Brandt sagt mir, die Corvette „Amazone" — auf einer Uebungsfahrt begriffen, sei wahrscheinlich verunglückt im Kattegat; sieben Offiziere und 23 Cadetten sind mit ihr untergegangen. — Ein schlimmes, ergreifendes Unglück, und ein schwerer Schlag für unsere noch sehr junge Flotte.

Abends zu Max Duncker — nur einen Augenblick. — Gruner war bei ihm und er muß nun in wichtigen Angelegenheiten an den König nach Letzlingen schreiben.

Er sagt mir: Die Demokraten sind in der rosigsten Laune und glauben gewonnenes Spiel zu haben; Franz Duncker, der Demokrat, sagt seinem Bruder, in der Militär-Frage giebt der König nun nach; das versteht sich; er willigt in die zweijährige Dienstzeit, da er sieht, daß das der allgemeine Wille des Landes ist, und auch im Uebrigen bringen die Demokraten die Regierung wozu sie wollen. — „Wir gehen jetzt nach Hessen, — wir gehen nach Schleswig-Holstein"; das Alles versteht sich von selbst.

10. Dezember. Wentzel bei mir vor seiner Rückkehr nach Frankfurt — der erklärt: Wenn Bismarck-Schönhausen Minister wird — octroyirt er kein neues Wahlgesetz, dergleichen Maßregeln seien ihm durchaus fremd.

15. Dezember. Telegraphische Nachricht: Der Prinz-Gemahl Albert ist in der vergangenen Nacht gestorben; ein großes Unglück! —

Gestern und heute die aus Varnhagens Nachlaß herausgegebenen „Tagebücher" von Friedrich von Gentz durchgelesen. Welch ein Blick in eine schuftige Welt! — Das sind die Leute, die der Welt

Digitized by Google

Religion und Moral predigten und sich kreuzigten und segneten vor den Greueln des Liberalismus! —

Paul Rennenkampff erzählt: Der Staatsrath Grimm aus Petersburg ist hier — der ehemalige Erzieher des Großfürsten Constantin. Er lebte in Dresden; 1858 wurde er wieder nach Petersburg berufen, um nun auch den Thronfolger zu erziehen. Brewern de la Gardie und Louis Heyden fragten mich damals, was er für einen Ruf in Deutschland habe und waren sehr verwundert zu vernehmen: „aucune! C'est un homme qui ne compte pas!"

Die Kaiserin-Mutter scheint seine Berufung veranlaßt, und ihn dann auch gehalten zu haben, so lange sie lebte; nach ihrem Tode ist man bald inne geworden, daß er sehr unbrauchbar ist. Man hat ihn entlassen, aber wie! — In Ungnade zwar, — wie er denn auch sehr unzufrieden ist —: aber mit einer jährlichen Pension von 7000 Rubel; — 10,000 Rubel hat man ihm zur Reise geschenkt — zwei Dampfboote sind zu seiner Verfügung gestellt worden, um seine Sachen nach Deutschland zu transportiren.

Beim Abschied aber hat ihm die regierende Kaiserin gesagt: wenn er etwas über Rußland schreiben wolle, werde seine Pension aufhören.

16. Dezember. Gefficken klagt über die Art, wie die Dinge hier betrieben werden. Zwei Bremer Senatoren sind hier, um eine Flotten-Convention mit Preußen abzuschließen: ein sehr erwünschtes Ereigniß. — Hier war man aber nicht vorbereitet auf die Sache — fürchtet Verpflichtungen zu übernehmen, von denen man nicht weiß wie weit sie führen können — zögert, wie man zu thun pflegt in Dingen, von denen man nichts begreift — und die Bremer Gesandten reisen ab mit der Vertröstung, daß demnächst von Berlin aus nach Bremen Jemand kommen werde, um weiter zu unterhandeln!

Watzdorf und Larisch sind hier gewesen, um von Seiten Weimars und Meiningens Militär-Conventionen anzubieten —: haben aber auch nach Hause reisen müssen, ohne zum Schluß zu kommen!

17. Dezember. Großes Diner bei Roon, den Herren aus Bremen, Bürgermeister Duckwitz und Senator N. N. zu Ehren. —

Digitized by Google

Frau von Roon und ihre älteste Tochter, beide in tiefer Trauer. Prinz Adalbert mit seinem Stabe, und mehrere See-Offiziere.

Ich sitze zwischen Gefficken und dem Corvetten-Capitän Kuhn, der die Loreley vor Neapel kommandirt und unsere Regierung durch Gefälligkeiten gegen die Legitimisten compromittirt hat.

Das Unglück der Amazone nimmt der Mann sehr leicht. — Das mache Aufsehen in unserer jungen Marine, meint er, weil uns die Sache noch neu sei — dergleichen werde wohl öfter vorkommen!

Im Gespräch mit Patow und mir erwähnt Roon, daß er heute die militärische Gesellschaft nicht besuchen wird — er bedürfe der Ruhe — „wenn man den Morgen in der Wilhelmstraße zugebracht hat!!" — (NB. Natürlich war von einem Ministerrath die Rede.)

Der Sohn geht, wie das dem Jüngling ziemt, etwas grader mit der Sprache heraus; fragt, ob ich eine Broschüre: „Nur nicht drängeln" schon gelesen habe? — Sie sei zwar vom demokratischen Standpunkt aus geschrieben, aber enthalte viel Wahres und Treffendes; — die Minister kommen darin sehr schlecht weg, namentlich Auerswald, und schlagend sei nachgewiesen, daß das gegenwärtige System ganz unhaltbar sei.

Für ihn und ein paar andere Herren ist der Capitän Kuhn der Löwe des Tages — eben wegen seiner Heldenthaten in Neapel. —

19. Dezember. Bei General von Prittwitz. Wir besprechen die Nothwendigkeit an der oberen Mosel eine Festung zu haben. — Prittwitz äußert bei dieser Gelegenheit, „es sei eine Streitfrage, ob man an der Mosel eine Schlacht wagen oder ohne Kampf bis an den Rhein, die eigentliche Vertheidigungslinie, zurückgehen soll."

Ich: Wenn Soldaten Schachsteine wären, könnte letzteres das Zweckmäßigere sein. Aber bei der entscheidenden Rolle, welche die moralischen Elemente im Kriege spielen, stellt sich die Sache in der Wirklichkeit anders. Lieber eine Schlacht an der oberen Mosel verlieren, als das linke Rheinufer ohne Kampf aufgeben.

22. Dezember. Dr. R. Haym (Halle) hat von „glaubwürdiger Seite" folgende Mittheilungen aus Wien erhalten, von denen er mir brieflich Kenntniß giebt:

Digitized by Google

„So sehr man (in Wien) auch mit inneren Angelegenheiten beschäftigt ist, so arbeitet man doch an der Feststellung des Programms für Deutschland in entschieden liberalem Sinne: man will den ernstlichen Versuch machen, die Machtstellung in Deutschland nach der altösterreichischen Auffassung durch Gewinnung der süd- und westdeutschen Liberalen zu sichern. Eine Menge von Leuten aus Deutschland, sogar auch aus Preußen gehen in Wien aus und ein und werden zu Rathe gezogen. Besonders vermittelt Fröbel die Verbindungen. — Mit den von der Regierung vorbereiteten Schritten geht die Bildung von großdeutschen Vereinen, die zugleich die Deutschen in Oesterreich gegen Czechen u. s. w. stärken und die Verbindung mit den liberalen Großdeutschen draußen vermitteln sollen, Hand in Hand."

NB. Was ist daraus zu folgern? —

1. Oesterreich erwartet im Frühjahr einen Angriff — und in der That sind die italienischen Verhältnisse nicht länger in der Schwebe zu erhalten.

2. Man sagt sich in Wien, daß die eigenen Kräfte nicht ausreichen, um dem Sturm zu trotzen. Deutschland soll aushelfen und nach althergebrachter Weise mit Aufopferung seiner eigenen Interessen, den besonderen Interessen Oesterreichs dienstbar gemacht werden.

3. Durch einen Majoritäts-Beschluß des Bundestages Preußen zur unbedingten, unterthänigen Lehnsfolge zu zwingen ist 1859 nicht gelungen —: da soll die Sache durch ein deutsches Parlament bewirkt werden!

R. Haym: Ein zweiter Punkt, auf den mein Correspondent mich aufmerksam macht, ist der, daß man in Wien genau von allen Phasen der Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich über den Handelsvertrag unterrichtet ist, so genau, daß selbst die dortigen Beamten über die geschickte Spionage, die über Leipzig geht, erstaunt sind. Daran knüpfte man dann auch Gegenprojecte zu einer Handelsverbindung zwischen Oesterreich, Süddeutschland und der Schweiz, und bereitete Alles zu einem überraschenden Schlage vor. —

Abends zu Roon. Bald kommt die Frage, was ich zu unserer inneren Lage denke?

Digitized by Google

Ich: Meiner Ueberzeugung nach wird es nicht möglich sein, mit dem gegenwärtigen Hause der Abgeordneten zu regieren; man wird es auflösen müssen.

Roon: Meine Collegen sind nicht der Meinung. Sie meinen, man werde mit diesem Hause vorwärts kommen. — Er selbst glaubt das nicht. — Aber was muß man thun, um nach der Auflösung bessere Wahlen zu erhalten?

Ich: Es wird hauptsächlich darauf ankommen, daß man die Partie vollkommen ruhig und mit gehöriger Vorsicht spielt, sich keine Uebereilung zu schulden kommen läßt — und Alles vermeidet, was nahe oder entfernt einem Staatsstreich ähnlich sieht.

Roon: Von einem Staatsstreich kann gar nicht die Rede sein.

Ich: Daß man keine Veränderungen des Wahlrechts octroyirt.

Roon: Daran ist gar nicht zu denken.

Ich: Man muß das Haus nicht eher auflösen, als bis es sich eine Blöße gegeben hat — als bis es sich eclatant in das Unrecht versetzt hat. — Und dann muß man die ministerielle Partei im Hause und im Lande zur Thätigkeit auffordern. Man muß dahin arbeiten, daß sie sich im Hause fest organisirt — und dann für die folgenden Wahlen organisirt und disciplinirt bleibt.

Roon: Die Minister sind in der Meinung, daß die Demokraten sehr vorsichtig auftreten und sich nicht so leicht in das Unrecht setzen werden.

Ich: Das glaube ich bis auf einen gewissen Grad auch; sie wissen recht gut, daß sie jetzt auf einem anderen Boden stehen als 1848. — Damals — das können wir uns unter vier Augen wohl gestehen — stand ihnen ein König gegenüber, der nicht zu imponiren wußte, und es herrschte viel Mißmuth im Lande. — Jetzt haben sie es mit einem Könige zu thun der geachtet ist, und von dem sie recht gut wissen, daß er die Hauptmasse des Volkes hinter sich hat. Sie werden nicht entfernt wagen, was sie 1848 versucht haben.

Roon giebt zu, daß die Sachen jetzt anders stehen als damals: Wir haben jetzt einen König vor uns, der seinen geistigen Horizont fester abgegrenzt hat, in diesem Kreise besser Bescheid weiß, und

Digitized by Google

von dem wir wissen, daß er sich nicht über die einmal gezogene Linie drängen läßt.

Indessen würden die Demokraten doch wohl nicht so gemäßigt auftreten, wie die Optimisten glauben. — So wie sie ihre Befugnisse überschreiten, muß man die Gelegenheit benutzen, um das Haus aufzulösen.

Vergangenes Jahr z. B. sagte der König in der Thronrede: die Reorganisation der Armee sei in Uebereinstimmung mit den Gesetzen bewirkt worden — die „Kammer" antwortete darauf: „ob die Reorganisation der Armee in Uebereinstimmung mit den Gesetzen bewirkt worden sei, das wollte sie sich noch erst überlegen." — So etwas darf der König sich nicht sagen lassen! — Darauf mußte von Rechtswegen die Kammer aufgelöst werden; es war unverzeihlich, daß es nicht geschah. — Kommt diesmal wieder ein solcher Passus in der Adresse vor, so muß man die Gelegenheit wahrnehmen und das Haus augenblicklich auflösen.

Ich: Es ist immer bedenklich ein Haus nicht wegen einer wirklichen staatsrechtlichen Frage, sondern wegen eines bloßen Passus der Adresse aufzulösen. —

Roon: Warum? — Weswegen? — Er sieht dabei kein Bedenken; eine solche Redensart, die dem König geradezu widerspricht, darf nicht geduldet werden. — Oder wenn das Haus eine unpassende Persönlichkeit zum Präsidenten erwählt; Waldeck z. B. — einen Mann, der gesagt hat: die Firma Königthum habe den Credit verloren —: den kann doch der König unmöglich als Präsidenten der Kammer empfangen. — Oder wenn sie Schulze-Delitzsch wählen — kurz, eine Persönlichkeit, die der König anständiger Weise nicht empfangen kann —: das ist ein Grund das Haus aufzulösen.

Beiläufig wird der Fehler gedacht, die das Ministerium begangen hat. Ich erwähne, daß ich als Mittel gute Wahlen zu erhalten, angerathen habe: einige populäre Gesetz-Entwürfe laut ankündigen — eine Anzahl Pairs ernennen und einige besonders mißliebige Beamte entfernen, deren Zahl nicht einmal groß zu sein brauchte.

Roon: Gemeinde- und Landpolizei-Ordnung wird man vorlegen.

Digitized by Google

Ich: Ja, — aber man hat sie nicht laut und effectvoll genug angekündigt. — Und dann: die Ernennung von Pairs, die Entfernung einiger Beamten, die vor den Wahlen sehr heilsam hätte wirken können, hätte jetzt nach den Wahlen — gleichsam unter dem Druck dieser Wahlen, im Gegentheil mancherlei gewichtige Bedenken.

Roon: Sie ist jetzt nicht möglich.

Ich: Die Fehler, die das Ministerium begangen hat — und in einem noch viel höheren Grade die ministerielle Partei — haben ihren Grund in einer gewissen Planlosigkeit. — Alle Maßregeln werden fragmentarisch — isolirt — betrachtet und berathen; nicht als Theile eines Ganzen. Es liegt kein Plan vor, nach dem man Schritt vor Schritt consequent vorwärts schreitet.

Roon: Es liegt doch ein Programm vor; aber es wird sehr verschieden gedeutet. — Die Reden des Königs beweisen, daß er es ganz anders versteht als die Minister. — Und selbst die einzelnen Minister legen es sehr verschieden aus. Dem Ministerium fehlt ein Haupt, das Einheit in die Sache und eine bestimmte Auslegung des Programms zu allgemein anerkannter Geltung brächte. Ein Mann, der auch der höchsten Stelle gegenüber das einmal angenommene Programm aufrecht zu erhalten wüßte — der dem Lande imponirte — und auch den übrigen Ministern gegenüber die Einheit herbeiführte: den Einen reckte, den Andern verkürzte, bis Alles auf das gleiche Maß gebracht ist — und den, der gar nicht hinein paßt, hinaus schafft.

Ob nicht, um bessere Wahlen zu erhalten, eine Aenderung des Ministeriums nothwendig sein sollte? —

Ich: Eine theilweise Veränderung des Ministeriums könnte allerdings wünschenswerth sein, wenn ich nur wüßte, wer an die Stelle treten soll.

Roon: Ja! — Das ist eben die Schwierigkeit! — Denn die Regierung muß im Wesentlichen auf derselben Linie bleiben, die der König einmal eingeschlagen hat: der König muß consequent bleiben; ein solches Wechsel-Regiment von Whigs und Tories wie in England, darf bei uns nicht einreißen.

Es wird auch der Fehler gedacht, welche die Junker-Partei bei

Digitized by Google

den Wahlen begangen hat. Roon äußert sich sehr mißbilligend über die Kreuzzeitung; deren Tendenzen seien nicht mehr an der Zeit.

Ich: Man sagt mir, daß die Lehre für die feudale Partei, die in dem Ergebniß der Wahlen liegt, doch nicht spurlos an den Herren vorübergegangen ist. — Viele sollen zu der Einsicht gelangt sein, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter geht; daß sie auf diese Weise sich selbst zu Grunde richten. Das sagt mir unter anderen auch Knesebeck.

Roon: Knesebeck hat nie zu der Partei gehört. — Aber auch andere Leute, die wirklich selbst der Partei angehören und besser Bescheid wissen, sagen dasselbe. — Die Partei fühlt die Nothwendigkeit, sich dem constitutionellen System und der Regierung anzuschließen.

Ich: Das wäre das glücklichste, was zur Consolidirung unserer Zustände geschehen könnte — und wir wollen den Tag preisen, wo es geschieht. —

Roon: Da liegen nun aber Schwierigkeiten in den Persönlichkeiten; so lange an der Spitze der Regierung Männer stehen, die ihnen 10 Jahre lang opponirt haben, — so lange wird es ihnen sehr schwer, sich der Regierung zu nähern; denen können sich die Leute nicht anschließen.

(NB. Der Plan, den die persönliche Umgebung des Königs verfolgt, um das gegenwärtige Ministerium zu beseitigen, ist mir nun hinlänglich klar.)

Die Auflösung des Hauses der Abgeordneten soll überstürzt werden; sie soll erfolgen, sobald nur halbwegs ein plausibeler Vorwand dazu gegeben ist.

Dann aber wird man den König zu überreden suchen, daß er gleichzeitig das Ministerium „modificiren" muß, um bessere Wahlen zu erhalten, und zwar aus einem doppelten Grunde:

1. Weil das gegenwärtige Ministerium nicht Einheit und Energie genug hat um bessere Wahlen herbeizuführen.

2. Damit die feudale Partei — oder vielmehr der Theil derselben, der nun bekehrt ist und bereit sich der Politik des Königs

Digitized by Google

ohne Rückhalt anzuschließen — sich wirklich mit der Regierungspartei vereinigen könne; — um die Persönlichkeiten aus dem Wege zu räumen, die das einzige Hinderniß bilden — das jetzt noch diese wünschenswerthe Vereinigung, von der das Heil Preußens abhängt, leider unmöglich macht.

Zur Macht gelangt, verspricht sich die Partei dann allerdings mit Weisheit und Mäßigung zu regieren, und würde diesem Entschluß auch wohl treu bleiben — bis der Uebermuth des Erfolges sie weiter und weiter führte!

So wollen die Herren operiren.

Wir erwähnen auch andere Dinge; ich benutze die Gelegenheit darüber zu sprechen, daß Courbière mit seiner Schriftstellerei, mit seinen „Militärischen Blättern" großen Schaden thut; besonders im südlichen Deutschland, wo die Feinde und Gegner Preußens alle Schroffheiten und Ungehörigkeiten, die in den Militärischen Blättern vorkommen, auf das Beste und mit großem Erfolge ausbeuten.

Roon spricht mit großer Indignation über Courbière; nennt dessen Schriftstellerei „frech und naseweis" — daß sie großen Schaden thut, hat er auch anderweitig schon erfahren; aber „ich habe gar kein Mittel gegen ihn!"

(NB. Er ist ohnmächtig in Beziehung auf Courbière, weil General Manteuffel den Mann protegirt, der auf das engste mit Louis Schneider verbündet ist.)

Jetzt neuerdings hat Courbière einen Artikel bekannt gemacht, der für Oesterreich und insbesondere für den F. M. L. Baumgarten beleidigend ist. Roon hat ihn auffordern lassen, unbedingt zu widerrufen; thut er das nicht, so wird Roon offiziell bekannt machen, daß die „militärischen Blätter" in keinerlei Verbindung mit dem Kriegsministerium stehen.

26. Dezember. Den Abend zu Auerswald; — sein Bruder Alfred bei ihm. Theile meine Nachrichten aus Oesterreich mit; sie stimmen zu anderen, die man von dort her hat.

30. Dezember. Abonnirt auf die „Allgemeine preußische Zeitung" die Stiftung unserer Partei — von Julian Schmidt redigirt — und finde, daß zwar der König und die Prinzessin Victoria, in

UNIVERSITY
Digitized by Google

der Expedition selbst aber nur 105 Personen abonnirt haben. — Aber die Expedition meint, mit den Abonnements bei den Spediteuren und in den Provinzen werde eine für das erste genügende Abonnentenzahl zusammen kommen.

Waldeck hat nicht weniger als 110 Plätze im Abgeordneten-Hause für sich und seinen Anhang belegt.

Digitized by Google

Die Anfänge der Conflicts-Zeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor der Eröffnung der Kammern im Winter 1862.

6. Januar. In das Staatsministerium zu dem Dr. Wehrenpfennig, dem ich seinen Aufsatz mit Randglossen wiederbrachte (über die Summen, welche die Staaten Europas auf die bewaffnete Macht verwenden).

Längeres Gespräch mit ihm; er ist, wie jetzt außer dem Grafen Schwerin und meinem sanguinischen Freunde Vincke-Olbendorf so ziemlich alle Welt, der Meinung, daß mit dem gegenwärtigen Abgeordneten-Haus nicht wird zu regieren sein.

Gegen die Militär-Vorlagen, um die es sich handelt, stimmen: Waldeck natürlich, und sein Anhang (80—100) — die Polen (25) — die Clericalen (42) diesmal, in Folge der neuesten Note Bernstorffs Bundessachen betreffend, wahrscheinlich — denn die Vorschläge, die Bernstorff in Aussicht stellt, sind antiösterreichisch, folglich nach der Anschauungsweise der Clericalen antikatholisch. Ferner stimmt dagegen höchst wahrscheinlich der rheinische Liberalismus, dessen Anhänger sich unter Führung von Bockum-Dolffs und Harkort als besondere Fraction zusammenthun werden.

Wenn die Leute nun ankommen, wird man ihnen sagen: stimmt Ihr für die Militär-Vorlagen, so erhaltet Ihr das Ministerium, das von Jahr zu Jahr mit liberalen Maßregeln vorgehen wird — und die Regierung bleibt in den Bahnen, die Euren Ansichten entsprechen; verwerft Ihr dagegen die Militär-Vorlagen — so tritt das Ministerium zurück, und Ihr bekommt ein reactionäres an dessen Stelle.

Hilft das nicht, stimmen die Leute dennoch gegen die Militär-Vorlagen — dann muß die Kammer natürlich aufgelöst werden — aber auch das Ministerium löst sich auf.

Digitized by Google

Schwerin muß zurücktreten, denn sonst kriegen wir noch tollere Wahlen als die jetzigen. — Er hat sich nämlich diesmal in Beziehung auf dieselben so rücksichtslos freisinnig geäußert, daß er gar keine Maßregeln treffen *kann*, um die Wahlen zu beeinflussen. — Er muß also weichen.

Mit Schwerin muß dann aber auch Auerswald austreten — das ist eine Art von Ehrenpflicht für ihn, da seine politischen Ansichten identisch sind mit denen Schwerins. — Patow läßt sich dann um keinen Preis halten — Bernuth geht ebenfalls — Graf Pückler auch, das versteht sich von selbst, da er in diesem Ministerium die äußerste Linke bezeichnet.

Es bleiben also: Graf Bernstorff, Roon und v. d. Heydt, um die sich das neue Ministerium gruppiren wird. —

Abends Helldorf „Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Württemberg" zu Ende gelesen — Aufsätze, die in dieser Gestalt nicht für den Druck bestimmt waren. Was ich von dem Herzog selbst mündlich und schriftlich über die Katastrophe Pauls erfahren habe, lautete in den Einzelheiten zum Theil anders.

8. *Januar*. Pertz gesehen. Er erzählt mir einiges aus seiner Correspondenz mit England. Dort ist nun bekanntlich ein Examen eingeführt worden für junge Leute, die in den Civildienst eintreten wollen. Das erste Examen dieser Art hat stattgefunden, und es sind dabei wunderliche Dinge vorgekommen, bei den Antworten — und, wie mir scheint, auch in den Fragen z. B:

Where is Loch-Lomond? — In Africa! — What has Thomas Morus written? — Irish melodies! — What has Shakespeare written? — *The Tower Hamlet's!* Das Letztere ist kaum glaublich.

10. *Januar*. Schon gestern früh brachten die Zeitungen die Nachricht, daß Nord-Amerika die Herren Mason und Slidell frei giebt — daß die Veranlassung zu einem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und England vor der Hand geschwunden ist.

Ich gestehe, daß ich das bis zum letzten Augenblick nicht geglaubt habe; ich dachte mir die rohe Unvernunft, die in Amerika herrscht, eines solchen Entschlusses nicht fähig. — Nun ist scheinbar Jubel

Digitized by Google

überall — aber vielleicht nirgends redlich. In England giebt man vor, sich sehr beglückt zu fühlen — und bedauert doch im Stillen die versäumte Gelegenheit die Spaltung der Vereinigten Staaten auf immer entschieden zu begründen. — In den Tuilerien hätte man gar zu gern England in einen fernen Krieg verwickelt gesehen!

8. Januar. Es erscheint ein Hoffourier und entbietet mich zum Thee zur Königin — ganz unerwartet.

Um 9 Uhr hingefahren — auf der Treppe mit General Moltke und seiner sehr hübschen Frau zusammengetroffen — im Vorzimmer Oberhofmeisterin Frau von Bülow — Gräfin Hacke — und als dienstthuendes Fräulein eine Comtesse Kospoth — dann der Graf Stillfried, der mich seiner ältlichen Frau vorstellt.

Dann kommen noch Graf Boos-Waldeck als dienstthuender, Major von Loë als Flügeladjutant du jour — der Minister Schleinitz.

Nun erschien die Königin. Mein Platz am Theetisch zwischen der Gräfin Stillfried und Boos. Der König kommt aus dem Theater und grüßt mich im Vorbeigehen: „Noch nicht gesehen." Zu meiner Ueberraschung ist er in der rosigsten Laune und erzählt lustige Dinge —: daß der Kaiser Franz seinen Wahlspruch von Recht und Gerechtigkeit u. s. w. an das Burgthor in Wien geschrieben hat, über das oben ein Fußweg hinweg geht, wo dann der Wiener Volkswitz sagt, er habe seinen Wahlspruch da angebracht, „wo 's drunter und drüber geht."

Stillfried erzählte von den Wahlsprüchen verschiedener Fürsten, und wie der oppositionelle Witz sie umgedeutet hat — die Königin sagte ein paar mal: „Das ist ja abscheulich!" — ich hörte nur den letzten:

Württemberg: „furchtlos und treu!" — fruchtlos und theuer.

Nach aufgehobenem Theetisch führt die Königin mich in eine Fenstervertiefung zu einem besonderen Gespräch. Ueber den überall, „wo man nur hinsieht", bewölkten, sehr drohenden politischen Horizont. Schlimme Lage der Dinge in Rußland.

Königin: Ich habe oft an Sie gedacht während der Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben: wie richtig Sie Alles vorhergesagt haben — in dem vertrauten mémoire — was jetzt

Digitized by Google

dort geschieht — und zu einer Zeit, wo es kein Mensch glauben wollte.

Ich: Zur Zeit des Kaisers Nikolaus hätte man wohl manchmal eine Herabstimmung der russischen Ansprüche wünschen können: jetzt aber ist diese gänzliche Lähmung Rußlands eine europäische Calamität.

Königin: Ja gewiß! — O wie hat man geseufzt unter dem Druck! — und wie hat man dort gepocht auf die Macht! — und jetzt! — Man sieht sich um, es ist da eine Lücke!

Noch einige Bemerkungen über die Schwankungen der inneren Politik Rußlands.

Auch der König spricht von der Schwierigkeit der Zeiten — was ich von der neuen Kammer erwarte — „Unsere Feinde sind sehr thätig!" (die Demokraten nämlich).

Ob ich die Artikel über die Armee schon gelesen habe, die jetzt in der Sternzeitung erscheinen? — sie sind sehr gut.

Ich: Gedruckt habe ich sie noch nicht gesehen, aber ich kenne sie: Dr. Wehrenpfennig, von dem sie herrühren, hat sie mir im Manuscript mitgetheilt und mich gefragt, ob ich etwas dabei zu bemerken habe.

König: Aha! Haben die Hand dabei im Spiel gehabt.

Ich: Ein wenig, Ew. Majestät!

Was ich jetzt schreibe?

Ich bin im Augenblick mit einem Aufsatz für die Preußischen Jahrbücher beschäftigt, in dem ich den Ernst der europäischen Lage klar zu machen suche, um darauf aufmerksam zu machen, daß jetzt wenigstens nicht die Zeit ist, in Beziehung auf die Armee zu theoretisiren.

König (im Ton der Ungläubigkeit): Ja! machen Sie das den Leuten klar!

Der König fragte mich auch, ob ich einen Leitartikel in der heutigen Spener'schen Zeitung gelesen habe, einen Aufruf zur Bildung einer conservativ-constitutionellen Partei? — Nein!

König: O! lesen Sie ihn ja! — Das ist mein Standpunkt! — Das ist der Standpunkt, den ich festhalten will!

Mit Erstaunen hörte ich auch hier, daß man den alten Mar-

Digitized by Google

ſchall Saldanha im Verdacht hat, den König und die Infanten von Portugal vergiftet zu haben! — Man glaubt, er ſtrebe nach der Regentſchaft, um ſein durchaus zerrüttetes Vermögen herzuſtellen.

13. Januar. Zu Auerswald, denn ich hatte erfahren, daß er unwohl iſt, und finde ihn zu meiner ſehr peinlichen Ueberraſchung ſehr bedeutend erkrankt — ſo zwar, daß es geſtern ſehr bedenklich um ihn ſtand! — Er hat ſich durch heftige Erkältung einen Gichtanfall zugezogen, der ſich auf die edlen Theile zu werfen drohte — und ſo litt er denn geſtern an heftigen Bruſtkrämpfen.

Heute geht es beſſer: es ſcheint ein Podagra daraus zu werden, und damit wäre die Gefahr wohl beſeitigt — aber es wird eine langwierige Krankheit daraus!

Jetzt in dieſem Augenblick, wo es gilt Stellung in den Kammern zu nehmen, energiſch zuſammenzuhalten, und wo auf der anderen Seite die reactionäre Umgebung des Königs, von der reactionären Hälfte des Miniſteriums unterſtützt, ihre Anſtrengungen verdoppelt, um das ganze Miniſterium nach ihrem Sinn umzumodeln!

Abends raout bei Radziwill; zahlreich, wäre aber ohne die Militäruniformen ſehr lugubre ausgefallen, da die Damen ſämmtlich ſchwarz gekleidet ſind. — Herr und Frau vom Hauſe ſehr liebenswürdig — mancherlei Bekannte: Moltke, Troſchke — Pertz — u. ſ. w. u. ſ. w. Unvermuthet ſehe ich hier den Ingenieuroberſten Schweinitz, der aus Königsberg wieder hierher verſetzt iſt.

Frau von Roon; ſpreche mit ihr von Auerswalds Krankheit und ſage: er hat den Augenblick zu einer langwierigen Krankheit ſehr ſchlecht gewählt. — Frau von Roon antwortet: Er wird erfahren, daß der Einzelne immer entbehrlich iſt!

Das hatte jedenfalls das Verdienſt der Deutlichkeit! — Sie ſuchte es nachher in allgemeine Redensarten einzuhüllen, wie der Einzelne ſelbſt in der Familie immer entbehrlich ſei; wenn er ſtirbt — die Welt geht ihren Gang u. ſ. w. — wir kamen auf dieſem Wege ſehr bald glücklich bei der Vorſehung an — es war mir aber doch nun klar, daß das „conſervative" Kleeblatt im Miniſterium — Bernſtorff, Roon, v. d. Heydt — auch Auerswalds Krankheit zu be-

Digitized by Google

nützen gedenkt, um das eigentliche Ministerium, d. h. dessen Majorität zu stürzen.

General Manteuffel hat von Anfang an die Militärvorlagen so gewendet, daß sie das Mittel werden sollten, das Ministerium zu stürzen — drei Jahre lang hat er daran gearbeitet — jetzt endlich wird es ihm gelingen, im dritten Jahre!

14. Januar. Heute findet die Eröffnung des Parlaments statt. So treten wir der Entscheidung näher.

Die Entwickelung der inneren Verhältnisse bis zum Beginn des Conflicts.

16. Januar. Abend zu Max Duncker, um zu erfahren, wie sich denn nun die ministerielle — i. e. liberale Fraction constituirt.

Ich: Die Lage ist eine sehr trübe: ich halte die Tage des Ministeriums für gezählt; denn Auerswalds Krankheit kommt noch hinzu, um die Manöver der Gegenpartei zu begünstigen, die sich auch jetzt in der That des Sieges gewiß glaubt; v. d. Heydt, der Mann aller Ministerien und aller Situationen, schmeichelt sich mit der Hoffnung Ministerpräsident zu werden.

Max Duncker: Ja gewiß! Die Dinge stehen durchaus schwankend. Der König hat das Vertrauen zu dem liberalen Ministerium verloren. — Schwerin, der anfänglich aufräumen konnte in seinem Ministerium, aber mit dem unseligen Edelmuth anfing, ist so weit, daß er nicht mehr den reactionären Landrath v. Gerlach zu beseitigen vermag; — das Herrenhaus ist beleidigt und entschlossen, gegen das Ministerium vorzugehen — bei der Thätigkeit der Intrigue — und da nun noch Auerswalds Krankheit hinzukommt, wird die Sache wohl nicht zu halten sein.

Leider kann auch Sybel einer Augenkrankheit wegen für den Augenblick nicht kommen. — Max Duncker hat dem Fürsten Hohenzollern nach Hyères geschrieben und ihm vorgestellt, daß doch unmöglich v. d. Heydt dem Ministerrath dauernd präsidiren kann, wie er das jetzt als ältester im Range thut. — Aber der Fürst wird doch

Digitized by Google

nicht hierher zurückkehren. Er hat keine Luſt, mit in den Sturz der liberalen Partei verwickelt und mit ruinirt zu werden.

Ich: Wie hat ſich die liberale Partei in der Kammer conſtituirt? Das iſt zunächſt das Wichtigſte.

Max Duncker: Sie iſt mit ihrer Organiſation noch nicht fertig; die Leute müßten entſchloſſen die Militärvorlagen aufnehmen und zu den ihrigen machen, aber dazu haben ſie den Muth nicht; „ſie drücken ſich mit allerhand Redensarten um die Frage herum!"

Ich: Das ſehe ich; es iſt noch nicht einmal zu der Trennung von Bockum-Dolffs, Harkort und Stavenhagen gekommen.

Max Duncker: O, dahin wird es ſchon kommen.

Die Thronrede iſt von ihm; es hat aber harte Kämpfe gekoſtet die Zuſtimmung des Königs dazu und zu den Geſetzentwürfen zu erhalten.

Die liberale Partei hält Max Duncker für vollſtändig verbraucht; es iſt in ihr „kein Material mehr" zu etwas Beſſerem; — man muß eine neue Partei zu begründen ſuchen; eine conſervativ-conſtitutionelle Partei; den Herzog von Ujeſt (Hohenlohe) müßte man dazu ziehen und Andere; wenn man nur wüßte, wie das einzuleiten wäre!

Die Dinge hin und her erwägend kommen wir immer wieder auf den alten Punkt: die Junkerpartei, die das Miniſterium ſtürzen will, weiß kein anderes zu bilden — und ſo kann es denn doch ſein, daß die Dinge ſich ſo weiter quälen, wie bisher. — Die Wahrſcheinlichkeit eines Krieges wird ſehr groß — aber Max Duncker meint, bei der im Lande herrſchenden Stimmung gegen Oeſterreich — und bei dem Einfluß, den Uſedom und Bismarck üben, werden wir genau dieſelbe Rolle ſpielen wie 1859.

Ich hoffe, die Dänen werden uns das unmöglich machen. In der däniſchen Angelegenheit macht auch Bernſtorff Ernſt, in der heſſiſchen nicht.

(Uſedom wühlt in der Preſſe, wie er das an der Art hat, und ſtellt jedes Einſchreiten gegen Dänemark in der Kölniſchen Zeitung — in der Voſſiſchen u. ſ. w — als einen thörichten Unfug dar.)

Digitized by Google

19. Januar. Burggraf Brünneck in der Straße; sagt mir: Die Situation hat sich seit gestern wesentlich verbessert; Stavenhagen und sein Anhang haben den Entschluß gefaßt diesmal für die Militär-Vorlagen zu stimmen. Stavenhagen hat es Brünneck selber angekündigt mit der Einleitung: „Halten Sie mich nicht für einen inconsequenten Menschen" — und dem erklärenden Grunde: „Der König ist so weit vorgegangen, daß er nicht mehr zurück kann; man muß ihm zu Hülfe kommen!"

20. Januar. Abend bei Droysen, ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Gelehrten — Dr. Julian Schmidt.

Droysen eifert gewaltig über die liberale Partei; mit den Leuten sei ein für allemal nichts anzufangen, und er wolle auch nichts weiter von ihnen wissen.

Langes Gespäch mit Beseler; der will an die Bekehrung Stavenhagens nicht recht glauben, hält aber auch die Situation für verbessert, denn er hat gehört, daß die katholische Fraction für das Militärbudget stimmen will. — Die liberale Partei hört aber nicht auf Thorheiten zu machen, sie hat einen Demokraten Behrend zum ersten Vicepräsidenten erwählt und Bockum-Dolffs zum zweiten. — Die Katholiken hatten ihr eine viel bessere Combination angeboten: wenn sie den Katholiken Osterrath zum zweiten Vicepräsidenten annehmen wollte, war die Wahl des trefflichen Bürgers zum ersten gesichert. Aber! ihre Stimmen einem Ultramontanen geben! das schien den Leuten ganz unmöglich! So wenig haben sie begriffen, daß es jetzt darauf ankommt zu retten, was zu retten ist, und sich gegen die Demokraten zu vereinigen.

Ich: Wenn die Leute vor zwei Jahren so gescheidt gewesen wären das Militärbudget anzunehmen, dann war die Stellung gesichert; wenn sie es jetzt thun, hilft es zu weiter gar nichts mehr, als daß eben nur der Schiffbruch abgewendet wird.

Beseler: Noch voriges Jahr war es Zeit; jetzt ist es allerdings nur eine Verlegenheit weniger.

Max Duncker kommt spät und will auch nicht glauben, daß Stavenhagen sich bekehrt haben könnte. Er erzählt: vorgestern bei dem Ordensfest hat sich der König in sehr wohlthuender Weise aus-

Digitized by Google

gesprochen; — er hat dem neuen Polizeipräsidenten Winter sehr angelegentlich gedankt für die verständige, energische und humane Weise, in der er sein schwieriges Amt verwaltet.

Simson, Beseler und Max Duncker hatten sich in eine Fenstervertiefung zurückgezogen, durch eine Menschenmenge vom Inneren des Saales getrennt. Der König drang zu ihnen durch und äußerte lächelnd: sie hätten sich wohl dahin begeben, damit man sie nicht sehen solle? — Dann sprach er sein Bedauern aus, daß Simsons Gesundheit ihm nicht gestatte, die Präsidentenwürde wieder einzunehmen.

Simson erwiderte, er hoffe auch in anderer Stellung nützlich, vielleicht noch nützlicher sein zu können. Der König äußerte darauf, wenn Simson eine wirklich conservative Partei bilden könne, das wäre das Nützlichste, was überhaupt geschehen könne — worauf dann Simson schließend entgegnete: eine solche conservative Partei zu bilden, sei stets die Aufgabe seines Lebens gewesen.

Ich: Jetzt werden die thörichten Wahlen des Abgeordnetenhauses den König wieder beleidigt haben.

Wie sieht denn der Kronprinz die Dinge an?

Max Duncker: Er findet die Lage sehr ernst; aber er meint, daß man das Ministerium um jeden Preis halten muß.

Da bei dem Abendessen Julian Schmidt erklärt, es werde doch wohl zu einer Adresse in Antwort auf die Thronrede kommen, erwidert Max Duncker: dann könne der Bruch möglicherweise sehr nahe sein.

21. Januar. Abends Ball bei Roon; — schöne Räume — foule. — Das diplomatische Corps da — mehrere Minister. — Von dem königlichen Hause: die Prinzen Alexander — Friedrich Karl mit seiner Frau — Adalbert, der längere Zeit mit mir spricht und sich nach Glasenapp erkundigt (dem russischen Admiral).

Mit vielen Bekannten gesprochen — Frau v. Rheinbaben unter Anderen. General Willisen erzählt mir von seiner Reise nach Constantinopel.

Vincke-Olbendorf war ich einigermaßen überrascht hier zu treffen. Wir sprechen von der Lage — er ist und bleibt aber verblendet; wenn er auch jetzt die Idee hat, daß die Lage eine sehr schwierige ist, sieht

Digitized by Google

er doch die Schwierigkeiten da, wo sie gar nicht sind, und verfällt in die seltsamsten Widersprüche!

Da ich auch ihm sage: wenn man vor zwei Jahren den Verstand gehabt hätte die Militärvorlagen anzunehmen, dann stünden wir jetzt ganz anders — gibt er das unbedingt zu — erinnert sich aber durchaus nicht, daß Niemand im Anfang so leidenschaftlich gegen die Militär-Vorlagen gewühlt, Niemand so entschieden Opposition gemacht hat, als gerade er.

Was die Annahme des Militärbudgets für dieses Jahr betrifft, so meint er ganz keck und herausfordernd: Ja! — man wird nun sehen! — Das Ministerium hat ganz recht gethan, daß es die neue Kreisordnung zuerst in das Herrenhaus bringt. — Da werden wir nun sehen! — Wenn die Regierung uns die Garantie geben kann, daß sie solche Gesetze im Herrenhause durchbringen kann, dann wird das Abgeordnetenhaus auch das Militärbudget annehmen; wo nicht — nicht!

(NB. Die letzten Worte mit einem air of defiance! — Welche Verblendung! — Er sieht nicht ein, daß es sich jetzt nur noch darum handelt den Schiffbruch zu meiden — sieht nicht, daß die liberale Partei ruinirt ist — und lebt immer noch in dem gar verwunderlichen Wahn, sie könne die Regierung beherrschen und Bedingungen stellen!

Er gesteht, daß es ein arger Fehler war das Militärbudget nicht vor zwei Jahren ohne Umschweife anzunehmen — und verlangt in demselben Athem, daß derselbe Fehler auch noch jetzt wiederholt werden soll!)

Später sitze ich mit Moltke in einem sehr hübschen, ganz leeren Zimmer in einer halbrunden Nische mit Divan. Roon setzt sich zu uns — dann auch Vincke — und er setzt hier umständlich auseinander, daß es reiner „Humbug" war, voriges Jahr die Mehrbewilligung für die Armee auf das Extraordinarium zu setzen; da das Budget alle Jahre bewilligt wird, sei es ganz einerlei ob die Summen im Ordinarium oder im Extraordinarium stehen u. s. w.

(NB. Lauter Dinge, von denen ich ihn voriges Jahr zu überzeugen suchte — aber vergeblich — er eiferte dagegen und meinte, das sei ganz etwas Anderes.)

Digitized by Google

Dann hält es Vincke für angemeſſen, auch Roon zu ſagen: das Abgeordnetenhaus werde das Militärbudget annehmen, wenn die Kreisordnung im Herrenhauſe durchgeht, ſonſt nicht!

(NB. Das ſagt er dem General Roon, der ein Intereſſe daran hat das Miniſterium zu ſprengen und das gegenwärtige Parlament dazu! — Die Leute im Herrenhauſe brauchen nur zu erfahren, daß die Abgeordneten das Militärbudget verwerfen wollen, wenn ſie die Kreisordnung verwerfen — dann thun ſie das Letztere ganz unfehlbar und mit doppeltem Hochgefühl — denn ſie erkennen alsdann darin das rechte Mittel, den ſehnlichſt gewünſchten Bruch auf dem allergeradeſten Wege herbeizuführen.)

In den ſpäteren Stunden fordert Roon mich auf, mich mit ihm in ſein Kabinett zurückzuziehen um ernſte Dinge zu beſprechen — fügt aber ſogleich hinzu: „Nein! — das wäre grauſam! — Sie wollen zu Bett gehen!“ Dringende Aufforderung, ihn nächſtens zu beſuchen. Um 12 Uhr nach Haus gefahren — aus dem Geſpräch in der Divanniſche weg.

24. Januar. Ball bei Schwerin. — Die Lieutenants, die in Schwärmen als Tänzer ankommen, werden direct in den Tanzſaal gewieſen — für uns Andere führt der Eingang durch eine Reihe von Zimmern zu einem Saal, in welchem König und Königin ihre Cour halten — der iſt aber ſo angefüllt mit Leuten, die bemerkt ſein wollen, daß Unſereiner ſich gern beſcheiden im Hintergrund hält.

Berthold Auerbach, der da iſt, erlebte die Freude, daß der König ihn anredete. Der König hat ſeine Vorleſung über den Weltſchmerz neulich mit angehört und äußerte, er habe bei der Gelegenheit erſt erfahren, was das Wort bedeute; — er habe nicht gewußt, daß es ſo etwas gibt — in ſich auch nie etwas davon erlebt.

B. Auerbach gab, wie er mir ſpäter erzählte — die glückliche Antwort: „Ew. Majeſtät dürfen den Weltſchmerz auch nicht empfinden, denn Sie ſollen ihn heilen, und wer eine Krankheit heilen ſoll, muß ſelbſt geſund ſein.“

Das Local iſt geräumig, aber nicht gerade glänzend zu nennen; beſonders iſt der ganz anſehnliche Tanzſaal ein wenig ärmlich aus-

Digitized by Google

gestattet mit seinen etwas dürftigen Tapeten; es fehlt darin an Marmor und Vergoldung und an Spiegeln, deren da kein einziger angebracht ist.

Die Gesellschaft ist zahlreich — von der feudalen Partei aber in auffallender Weise Niemand erschienen — kein Arnim-Boitzenburg u. s. w. — auch von den Ministern Niemand als Schleinitz und v. d. Heydt — und von den Prinzen: Friedrich Carl, Alexander, Georg — und was mir als merkwürdig auffällt — auch der Prinz Carl — der ist doch wahrlich kein Freund der liberalen Minister.

In der Zeitung heute früh hatte ich die Rede gelesen, mit der Roon die Novelle zu dem Militärpflichtigkeits-Gesetz in das Herrenhaus gebracht hat — sie ist sehr wunderbar, denn sie enthält verdächtigende Bemerkungen über das Abgeordnetenhaus, von denen schwer zu glauben ist, daß sie aus bloßer Ungeschicklichkeit vorgebracht worden sind. — Jedenfalls kann sie nur einen sehr üblen Eindruck machen, und davon waren die Zeichen zu gewahren.

Vincke sprach mir zuerst davon, höchst entrüstet; das heiße geradezu einen Bruch herbeiführen wollen u. s. w. — Ich erkläre, daß ich ihm selber Vorwürfe zu machen habe.

Weswegen? — Wegen seiner Aeußerungen neulich gegen Roon. Wenn die Leute im Herrenhause erfahren, daß sie nur die Kreisordnung zu verwerfen brauchen, damit das Abgeordnetenhaus das Militärbudget verwirft und der Bruch da ist, dann thun sie es gewiß. — „Sie wissen, daß die Leute auf einen Bruch hinarbeiten — und Sie sagen ihnen, wie sie es anfangen müssen!" er solle das nicht wieder thun!

Es geht ihm wie ein Ruck durch den Geist; er sagt nach einer kleinen Pause: Ja! das ist wahr! — das war unvorsichtig!

Max Duncker, der mit seiner Frau da ist, spricht mir auch von Roons neuester Rede und fragt, ob ich glaube, daß er ohne Absicht gesprochen und nicht daran gedacht habe das Abgeordnetenhaus zu verletzen und einen Bruch herbeizuführen? — Schwerin hat ihm nämlich gleich darauf Vorwürfe gemacht seiner anzüglichen Worte wegen. — Roon zeigte sich überrascht, erklärte, es thue ihm sehr leid,

Digitized by Google

wenn er etwas Unpassendes gesagt habe — er habe dabei durchaus keine böse Absicht gehabt.

25. Januar. Ball bei Patow. — Der glänzendste der Bälle, die mir bis jetzt hier vorgekommen sind. Das Gebäude ist ausgezeichnet schön; der Tanzsaal sehr groß, geht durch zwei Stockwerke — weißer Marmor und Gold, mit großen Wandspiegeln. König und Königin sind da mit ihrem ganzen Hofstaat. — Die Minister vollständig mit Ausnahme von Bernstorff — von den Koryphäen der Junkerpartei aber Niemand — Arnim-Boitzenburg namentlich nicht.

Merkwürdig, wie die schönen Räume günstig auf die Stimmung der Gesellschaft wirken; der Ball ist sehr animirt. — Eytelwein gesehen; der ist hier als vortragender Rath im Finanzministerium ganz zu Hause; noch dazu hat er den Bau des schönen Saales geleitet. Alles, was zum Hof gehört, ist hier.

Saucken ist — wie mir Max Duncker sagt — dem Kriegsminister sehr ernsthaft zu Leibe gegangen seiner Rede wegen; Roon betheuert aber gegen ihn wie gegen Schwerin, er habe dabei durchaus keine böse Absicht gehabt, es thue ihm unendlich leid u. s. w.

Roon spricht sehr viel mit mir, fragt mich, wie mir die Temperatur im Abgeordnetenhause gefällt u. s. w. — ich gebe mit großer Offenheit Antworten, die mich durchaus nicht compromittiren: Die Situation ist unberechenbar — wenn Thorheiten begangen werden, werden sie nicht von den Demokraten ausgehen, sondern von der Fraction Harkort-Bockum-Dolffs. Roon beklagt die Verblendung dieser an sich sehr achtungswerthen Leute, wobei er namentlich Harkort eine glänzende Lobrede hält.

27. Januar. Etwas spät in das Archiv — gearbeitet —, dann zu dem russischen General v. Mickwitz oder Minckwitz —, dem Gemahl der schönen, ci-devant Fräulein Ungern-Sternberg.

Der macht eine traurige Beschreibung von den Zuständen in Rußland; die jüngeren Leute lesen Alexander Herzens Schriften, — bilden sich daran und sind durch und durch revolutionär gesinnt. — Sie haben Sympathien der lebhaftesten Art für Alles, was revolutionär ist — mit den Unternehmungen der Italiener und den Be-

Digitized by Google

ſtrebungen der Ungarn natürlich — ſogar mit denen der Polen, obgleich ſie unmittelbar gegen Rußland gerichtet ſind.

Ich: Ein Theil der ſchlimmſten Uebel, mit denen Rußland behaftet iſt, haben ihren letzten Grund in der griechiſchen Kirche.

Minckwitz fragt etwas verwundert: Wieſo?

Ich: Die griechiſche Kirche iſt im Formenweſen erſtarrt; ſowie ein Ruſſe zu einiger Bildung gelangt, ſowie ſich ſein Geſichtskreis erweitert, ſagt er ſich von der Kirche los; ihn auf einen beſſeren Boden philoſophiſcher Religioſität hinüberzuführen, dazu reicht ſeine Bildung gewöhnlich nicht aus; er bleibt bei der einfachen Negation ſtehen; — ſein Glaube iſt zerſtört, und es tritt gar nichts Anderes an die Stelle. — Mir iſt kaum ein höher gebildeter Ruſſe vorgekommen, der nicht in der roheſten Weiſe Atheiſt wäre. — Daher die ruchloſe Gewiſſenloſigkeit.

Minckwitz: Das iſt wahr! — Jetzt iſt es vollends guter Ton unter den jungen Leuten, ſich frei von allem „Aberglauben" zu zeigen; man fürchtet, wenn man nicht allen Aberglauben abſtreift, nicht für einen „Progreſſiſten" zu gelten.

Welch traurige Ausſichten eröffnet das Alles! — Daß die Bauernemancipation verfehlt iſt, die jetzigen Bauerneinrichtungen die ländliche Bevölkerung in ein unüberſehbares Proletariat auflöſen müſſen, ſieht auch Minckwitz ein.

29. Januar. Abends zu Radziwill — finde da zu meiner Ueberraſchung einen großen Ball — der ganze Hof iſt da — das diplomatiſche Corps aber nicht. Dagegen manche Perſönlichkeiten, die ich ſonſt hier nicht geſehen habe, namentlich mein Freund Vincke-Olbendorf.

Der iſt nun einmal nicht zur Vorſicht zu bekehren; er erklärte auch heute wieder laut — und gegen Mitglieder der Regierung, gegen Reactionäre: nur wenn die neue Kreisordnung im Herrenhauſe durchgehe, werde das Haus der Abgeordneten das Militärbudget annehmen — und ſagte dann, den Blick auf mich gerichtet: „Ja! Das erkläre ich laut!" Was er damit auszurichten hofft mag der Himmel wiſſen.

Profeſſor Tellkampf, Abgeordneter, bedauert, daß ich nicht im Abgeordnetenhauſe bin.

Digitized by Google

Ich: Was könnte ich nützen? wollen denn die Leute hören? predige ich denn nicht seit fast drei Jahren Vernunft und vergeblich? Ich rechne ihm vor, was die constitutionelle Partei gewinnen konnte, wenn sie vor zwei Jahren das Militärbudget annahm; wenn sie es noch voriges Jahr that — während jetzt, wenn sie es thut, weiter gar nichts mehr dabei herauskommt, als daß großes Unheil vermieden wird.

Tellkampf gibt mir in allen Dingen recht, bedauert die Unvernunft seiner Parteigenossen — und hat vollständig vergessen, daß er einer von denen ist, denen ich noch voriges Jahr vergeblich gepredigt habe. Graf Arnim-Boitzenburg spricht sehr viel und eifrig mit Roon, wie bei jeder Gelegenheit seit einiger Zeit. Auch ich spreche mit Roon und er erklärt mir das Räthsel dahin, es gäbe jetzt im Herrenhause drei Parteien; der einen sei die neue Kreisordnung zu liberal; der anderen sei sie nicht liberal genug — und eine dritte wolle transagiren: an deren Spitze stehe Graf Arnim-Boitzenburg.

Es ist mir interessant das zu wissen.

30. Januar. P. Rennenkampff (von der russischen Gesandtschaft) ist sehr ungehalten über Alles, was in Rußland geschieht. Sagt mir, die Adelsversammlung in Moskau sei aufgelöst worden, weil sie eine „Constitution" verlangt hat. Abend Ball bei Hof, im Schloß. Ich nehme in meinem Wagen Droysen mit, der in seiner Amtstracht, in einem wunderlichen schwarzen Talar und Barett — i. e. in Gala — bei dieser Festlichkeit erscheint. Wir kommen sehr glücklich gerade zur rechten Zeit an, nicht zu spät und nicht zu früh.

Eingang für uns nach Vorschrift auf der Einladungskarte durch das Portal Nr. 4 und die „alte Capelle", die schon Schlüter in einen Saal verwandelt hat. Wir gehören zu dem Theil der Gesellschaft, der sich in der Bildergalerie versammelt.

Das diplomatische Corps — die Excellenzen — die Damen — und die tanzenden Herren im weißen Saal; — Generalmajors und Räthe erster Classe in der „Königin Gemach". Wie wunderlich, daß der „tanzende Herr" eine besondere Rangstufe bei Hof ist!

Ich sehe diese Räume zum ersten Mal; sie sind großartig und prachtvoll. Die Kammerherren, Pagen, die Wachen: Palast-Grenadiere und Garde du Corps zu Zweien an allen Thüren, machen mit

Digitized by Google

der glänzenden Gesellschaft selbst ein imposantes Bild. Besonders schön nimmt es sich aus, wenn von halber Stunde zu halber Stunde die Ablösung vom Schweizersaal her durch die lange Reihe von Sälen marschirt, 14 Mann von einem Wachtmeister geführt, bildschöne Leute — aus solchen besteht die Leibcompagnie — Heldengestalten, in der prachtvollen Uniform, mit den funkelnden Helmen, das blanke Schwert in der Hand. Auch wenden sich jedesmal alle Blicke auf sie.

Der Hof zieht von den inneren Gemächern an der Wendeltreppe her an uns vorüber bis zum weißen Saal. Ein Ceremonienmeister voraus — überall mit dem Stab das Zeichen gebend — Kammerlakeien in goldbetreßten Röcken — Pagen d. h. Cadetten in Pagenröcken — Kammerherren, Hofchargen, Hofdamen — die Königin strahlend von Juwelen am Arm des Königs, der die rothe Uniform der Garde du Corps trägt und ungemein heiter aussieht.

Man muß, wenigstens streng genommen, in dem Saal bleiben, in den man gewiesen ist, bis der Hof seinen Umgang gemacht hat.

Viel Professoren in schwarzen Talaren: Röpell, Tellkampf begrüßt — Director Waagen. Seltsam und komisch, wie die Leute, die eigentlich nicht gewöhnt sind, sich in diesen Kreisen zu bewegen — truppweise zusammenhalten; so bildeten die sechs schwarz gekleideten Bürgermeister in Kniehosen mit den goldenen Ketten eine fest geschlossene Gruppe, die sich nicht anders als in corpore aus einem Saal in den anderen bewegte — und ebenso hielten die katholischen Geistlichen, die als Deputirte da waren, fest zusammen wie ein Volk Rebhühner; eine unheimliche Gesellschaft.

Viel Bekannte begrüßt — York, Dyhrn, Vincke, Saucken u. s. w. Max Duncker, dem ich sage, wie nach meiner Meinung die Entscheidung in den Händen der katholischen Fraction liegt; er ist frappirt und sagt: Ja! Das ist sehr richtig combinirt!

Sehr viel mit Richthofen-Brechtelshof gesprochen, der als Abgeordneter hier ist und, fremd in den hiesigen Kreisen, der Orientirung bedarf. Er gehört natürlich zur Fraction Grabow, ist aber nicht zufrieden mit deren Haltung; namentlich damit nicht, daß sie nicht entschieden gegen die Fortschrittspartei in die Schranken treten

Digitized by Google

will; so wie man in den Fractionssitzungen ein entschiedenes Wort sprechen will — wird den Leuten bange; es erwacht das Bedenken: „Das könnte die Fortschrittspartei verletzen!"

Er theilt mir auch mit zu meiner großen Ueberraschung — daß er vor einem halben Jahre seine junge Frau verloren hat; sie schien sich von ihrem Wochenbett ganz erholt zu haben — als sie ganz unerwartet und plötzlich starb. Er hat große Mühe die Thränen zurückhalten, wie er mir das erzählt.

Der König trat in unseren Saal — dann die Königin, die mich anredet. Sie thut ein Paar gleichgültige Fragen, wie es meinen Kindern geht u. s. w. Der Kronprinz reicht mir die Hand und spricht längere Zeit mit mir — bedauert, daß er mich noch nicht hat sehen können: „in Gesellschaft, das führt zu nichts, da sagt man sich guten Abend u. s. w." — er wünscht sich über Manches mit mir auszusprechen — hat mir aber noch keine Stunde bestimmen können. Wenn seine Frau nach England gereist ist, wird sich eher die Gelegenheit dazu finden.

Um 11 Uhr Souper; die große Masse der Gesellschaft strömt rückwärts durch die lange Reihe von Zimmern — den Rittersaal — immer weiter in den ältesten Theil des Schlosses — rechts durch die sogenannte braunschweigische Galerie — wo die Damen soupiren, von den „tanzenden Herren" bedient — bis in die entfernten Zimmer, die uns bestimmt sind.

So komme ich denn erst nach dem Souper dazu, die beiden Säle zu besuchen, in denen getanzt wird — den Rittersaal und den weißen Saal. Der Rittersaal mit den gemalten, von außen erleuchteten Fensterscheiben — dem Thron und dem reichen Buffet König Friedrichs I. — dem vergoldeten Silbergeschirr, das von vielen Armleuchtern erleuchtet bis zur hohen Decke hinan zur Schau gestellt ist, macht einen ungemein prächtigen Eindruck und ist eigentlich der schönere, weil er etwas Phantastisches hat. Der weiße Saal ist viel größer, hoch, luftig — ein weiter Festraum, in dem einzelne menschliche Gestalten klein aussehen. Hier sehe ich unter Anderen auch den General Minckwitz.

13. Januar. Verdruß pour commencer la journée — näm-

Digitized by Google

lich R. Haym (Redacteur der Preußischen Jahrbücher) meldet mir in einem Brief, daß er sich genöthigt gesehen Einiges in meinem Aufsatze zu ändern; das könnte hingehen, aber am Schluß seines Briefes heißt es: „Eigentlich entschuldigen möchte ich mich nur wegen der zweischneidigen Spitze, die ich den allerletzten Zeilen Ihrer einschneidigen Schlußwendung gegeben habe. Das frivole — wo nicht perfide — Gebahren des Kriegsministers bei Einbringung der Militärnovelle im Herrenhause. Ich erbitte mir in dieser Beziehung Indemnität von Ihnen." Das ist verdrießlich!

Zu Auerswald; der hat gestern Abend einen Rückfall gehabt — wahrscheinlich in Folge eines Diätfehlers — sodaß es die Nacht wieder sehr bedenklich mit ihm stand, wie mir sein alter Kammerdiener mit Thränen in den Augen versichert. Jetzt ist nach dem Bulletin des Arztes die Gefahr wieder beseitigt, doch vollkommene Ruhe nothwendig.

Macht mir schweres Bedenken! Wer steht für wiederholte Rückfälle!

Abends Ball bei Schwerin; weniger zahlreich und glänzend als das erste Mal. Das dachte ich mir wohl, denn zur Vorfeier des Geburtstags der Prinzessin Alexandrine ist heute ein kleiner Ball bei dem Prinzen Albrecht, wo sich natürlich die königliche Familie im weitesten Sinne des Wortes versammelt.

So war denn Niemand vom Hofe hier und — wohl in Folge dessen — auch Niemand vom diplomatischen Corps, was ich nicht gerade höflich finde. Dagegen eine große Anzahl Abgeordneter; manche können nach Salonmaßstab für „Bassermann'sche Gestalten" gelten.

Viel mit Richthofen-Barzdorf verkehrt, den ich über hiesige Zustände und die parlamentarische Vergangenheit orientire; die Verkehrtheit, mit der Vincke-Hagen die altliberale Partei ruinirt hat. Dennoch bedauert er, daß Vincke nicht da ist — denn auch er ist unzufrieden damit, daß die liberale Partei nicht entschieden gegen die Demokraten auftreten will; „Vincke hätte ihnen den Handschuh hingeworfen!"

1. Februar. Abends Gang zu Roon; bringe den Abend mit seiner Familie zu. Zum Schluß Gespräch mit Roon in seinem Cabinet. Ich theile ihm R. Hayms Brief mit — wobei ich jedoch die Worte

Digitized by Google

„frivol" und „perfide" unterdrücke — erzähle, wie es mir gegangen ist — verleugne den Aufsatz in seiner gegenwärtigen Form.

Er seinerseits sucht mir zu beweisen, daß er die gerügten Worte gar nicht so gesprochen, namentlich das Wort „Vorwand" gar nicht gebraucht hat. Will mir Wehrenpfennigs Zeitungsartikel geben, die nun als Brochure erschienen sind — kann sie nicht finden — und so sind wir denn die besten Freunde geblieben.

2. Februar. Früh aus zu Saucken, der im Hôtel de France in der Leipziger Straße wohnt. Bei ihm sein Neffe Saucken-Tarputschen, der zugleich sein Schwiegersohn ist; der hat sich der Fortschrittspartei angeschlossen, scheint aber dabei auf dem besten Fuß mit seinem Schwiegervater zu stehen.

Wie wir allein sind, erzählt mir Saucken wichtige Dinge. Er war auf der Durchreise hier, als der König von der Letzlinger Jagd sehr verstimmt zurückkehrte. Auerswald und Patow hielten sich damals für entlassen — Auerswald veranlaßte Saucken sich bei Hof zu melden, er war da in einer Abendgesellschaft, und der König hatte in einem besonderen Zimmer mit ihm allein ein langes Gespräch, das Saucken für eine Wiederholung der Letzlinger Rede hält; der König sprach seine Entrüstung über die Wahlen sehr scharf aus — von „Amnestie" und „Verbrechen" kam aber nichts vor.

Da Saucken ihn daran erinnerte, daß er von dem Volke, über das er sich so entrüstet äußerte, in hohem Grade geliebt sei — warf der König ein: ob die Wahlen etwa ein Beweis von Liebe seien? „Nun werden sie sich noch den Löwe (aus Calbe) und den Jacoby (aus Königsberg) holen" — von der Liebe des Volkes habe er gar nichts zu erwarten.

Saucken: Und Sie sind dennoch geliebt, wie kaum je ein König von Preußen war! Er solle nur darauf achten, daß im ganzen Reich kein Demokrat anders zu den Wählern sprechen durfte, als indem er mit einer Loyalitätserklärung anhob.

Der König meinte, auf das Hochrufen gebe er nichts; das sei leere Comödie.

Saucken: Es kann sein, daß mancher von den Demokraten damit nicht seine wahre Gesinnung ausgesprochen — daß er seine Rede

Digitized by Google

als Rolle spreche wie ein Schauspieler — aber daß er das thun mußte, daß er den Wählern gegenüber so zum Schauspieler werden mußte, das hat seine Bedeutung.

Da der Gegenstand sich nicht auf der Stelle erschöpfen ließ, versprach ihm der König auf ein paar Tage später eine Audienz — die dann über zwei Stunden währte. — Saucken fand den König schon viel ruhiger, wiederholte alles früher Gesagte und warnte vor einer übereilten Auflösung des Abgeordnetenhauses, mit der eine Entlassung des Ministeriums selbstverständlich verbunden sein müßte: Damit käme der König auf eine abschüssige Bahn, auf der kein Anhalten mehr sei; er könne dann dahin kommen, das thun zu müssen, was er selber früher als das Unheilvollste von Allem bezeichnet habe — er könne dahin kommen, selbst die Verfassung verletzen zu müssen.

König: Wie das?

Saucken malte absichtlich so schwarz wie möglich. Ein demokratisches Ministerium sei nicht möglich; ein Ministerium der Kreuzzeitung werde der König niemals wählen, das wisse er — Saucken —: es bleibe also für den gegebenen Fall nur ein reines Beamtenministerium, aus politisch unbedeutenden Männern zusammengesetzt. Ein solches aber werde die Bevölkerung mit großem Mißtrauen aufnehmen; sie werde immer glauben, daß die Kreuzzeitungs-Partei dahinterstehe und die Regierung hinter den Coulissen leite; in Folge dessen würden die nächsten Wahlen noch schlimmer ausfallen als die gegenwärtigen — und wie dann weiter?

(NB. Das Beamtenministerium könnte auch wohl wirklich von der reactionären Umgebung beherrscht werden; wenigstens ist ein solches Verhältniß das, was die Junker-Partei erstrebt.)

Der König schien dem zuzustimmen, sagte manches über die Politik, die er zu befolgen gedenke — manches über die deutsche Frage, was Saucken nicht wiedersagen darf.

Zum Schluß trug Saucken die Bitte vor: Der König möge das Parlament persönlich eröffnen. Dabei fuhr der König auf; der Vorschlag war ihm so peinlich, daß er die Hand auf das Herz gedrückt hielt, indem er erklärte, das sei zu viel verlangt; das

Digitized by Google

könne er nicht; er könne nicht Leuten wie Waldeck persönlich gegenübertreten.

Saucken erwiderte, daß er wohl einsehe, wie schwer es dem König werden müsse, aber er halte das Opfer für nothwendig. Der König stehe zudem über den Parteien — zu hoch, um je die Dinge so aufzufassen, als ob er einem Mann wie Waldeck persönlich gegenüberstehe; er habe überhaupt nicht Individuen vor sich, sondern zwei Corporationen: das Herrenhaus und die Abgeordneten. Wenn der König aber das Parlament nicht persönlich eröffne, das werde verletzen und die ganze Situation sehr wesentlich verschlimmern.

Nachdenklich entließ der König Saucken mit den Worten: „Nun, fest beschlossen ist es noch nicht, daß ich den Landtag nicht persönlich eröffne!"

(Daß er es gethan hat, verdanken wir also vorzugsweise Saucken.)

Wir sprechen uns auch über v. d. Heydt aus, der Ministerpräsident werden will.

Saucken spricht die Ueberzeugung aus, daß das Herrenhaus die neue Kreisordnung annehmen wird. Ich hege sie auch. Arnim-Boitzenburg arbeitet sehr thätig dafür.

Saucken: Nicht allein das; unter den erblichen Mitgliedern des Herrenhauses ist eine entschiedene Wendung dafür eingetreten; der Herzog von Ujest (Hohenlohe) ist thätig dafür; die Herren überzeugen sich, daß es auf den bisherigen Wegen nicht weiter geht.

(NB. Die wirklich hochgestellten Mitglieder der Aristokratie sind immer am ersten bereit der Vernunft Gehör zu geben — sehr natürlich! Sie sind unter allen Bedingungen ihrer Stellung gewiß, was bei den Zaunjunkern nicht in derselben Weise der Fall ist.)

Saucken: Selbst Waldow-Steinhöfel soll das Prinzip der Virilstimmen für alle Rittergutsbesitzer schon aufgegeben haben.

Ich: Das kann ich mir erklären; er sieht darin, daß die Rittergutsbesitzer unter sich Vertreter für den Kreistag wählen sollen, ein Mittel, die bürgerlichen Rittergutsbesitzer und namentlich die Juden von den Kreistagen auszuschließen. Doch ist es am Ende einerlei, welches Motiv ihn bestimmt.

Digitized by Google

4. Februar. Ball bei Roon, wohin ich nach 9 Uhr fahre. Großes Gedränge, weil der gesammte Hof da ist; bald nachdem ich angelangt bin, kommen Prinz und Prinzessin Carl — die Landgräfin — der junge Prinz Albrecht Nikolaus — der Prinz Waldemar — der Prinz Wilhelm von Baden — zuletzt treten König und Königin ein — der König heiter und wohlgemuth.

Ich will mich dem russischen Gesandten Budberg vorstellen lassen und der Gräfin Bernstorff, die mich zu ihrem Ball eingeladen hat, in der foule ist das aber gar nicht möglich; um so weniger, da sie fast immer um die Königin ist.

Nachdem längeres Gespräch mit Roon in einer ruhigen Ecke. — Sage ihm, was R. Haym in meinen Aufsatz hineingeschrieben hat — da meint Roon: „Nun! wenn ihm das Vergnügen macht —"

8. Februar. Starker Frost. Im Archiv gearbeitet. Zum Kronprinzen-Palais, um mich bei dem Herzog von Coburg einzuschreiben. Der ist aber, gestern früh eingetroffen, heute schon wieder abgereist, um seine Reise nach Afrika anzutreten. Ich glaube, Bollmann vertreibt ihn aus Europa.*)

Auf dem Wege in das Archiv Vincke besucht, der krank ist; langes Gespräch mit ihm. Er ist sehr empört über die Unvernunft unserer Abgeordneten und sehr besorgt der österreichisch-würzburgischen Pläne wegen.

Vorhin, als ich aus dem Archiv zurückkam, begegnete mir Droysen auf der Treppe und erzählte mir von einem Artikel Bollmanns gegen den Herzog von Coburg, den die Kreuzzeitung aufgenommen hat.

10. Februar. Im Archiv gearbeitet — Karten bei der jüngeren Gräfin Voß abgegeben. Abends zu Gefficken. Er hat mich gestern verfehlt. Daraus, daß er mich aufgesucht hat, schließe ich, daß er mir etwas mitzutheilen hat — und so ist es auch. Er liest mir Briefe aus Kopenhagen vor. Man ist dort eben damit beschäftigt

*) Der einige Zeit als Privat-Secretär des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha thätig gewesene Journalist Bollmann drohte, nachdem er wegen Unzuverlässigkeit entlassen worden, mit sogenannten Enthüllungen d. h. mit dem Verrath geheim gehaltener politischer und privater Angelegenheiten des Herzogs, die diesen in peinliche Verlegenheiten zu bringen drohten und ihrer Zeit von der Presse vielfach erörtert bezw. zu Feindseligkeiten gegen den fürstlichen Beschützer des National-Vereins ausgebeutet wurden.

Digitized by Google

Schleswig der däniſchen Monarchie einzuverleiben; die neueſten Schritte der däniſchen Regierung haben aber keineswegs den Beifall der europäiſchen Großmächte gefunden.

In Frankreich ſind die Mittheilungen des däniſchen Kabinetts mit der entſchiedenſten Kälte aufgenommen worden. In Rußland iſt man ſogar ſehr ungehalten darüber und hat ſeine Unzufriedenheit in der Antwort entſchieden ausgeſprochen — und ſelbſt Lord Ruſſell hat eine Note an das däniſche Miniſterium erlaſſen, „die vom deutſchen Standpunkt aus beinahe correct zu nennen wäre"

Das Gebahren der däniſchen Regierung iſt himmelſchreiend — Geffcken meint aber doch, daß unſere Regierung nicht zu Thaten kommen werde: „Sprechen Sie nur einmal mit Schwerin von einem Krieg mit Dänemark! Sie werden ſehen! — Er will davon nichts hören; Auerswald auch nicht!"

In den Briefen aus Kopenhagen wird geſagt, daß eigentlich Schweden das jetzige Vorgehen der däniſchen Regierung veranlaßt hat und das Ganze hinter den Couliſſen leitet. Welche weitere Pläne Schwedens ſich darunter verbergen, iſt zur Zeit noch nicht klar.

Die Würzburg-öſterreichiſche Note; daß ſie ſo ganz unerwartet kommen konnte, iſt den preußiſchen Diplomaten nicht zu verzeihen. Ich erfahre, daß Savigny gar nicht einmal auf ſeinem Poſten iſt; er iſt gegen ſeine Inſtruction ſeit Wochen hier in Berlin!

Ich erfahre ferner, daß Savigny — wie ſich das von den Nachkommen franzöſiſcher réfugiés eigentlich von ſelbſt verſteht — in der reformirten Religion geboren und erzogen iſt; er iſt in Paris in legitimiſtiſchen Kreiſen bewogen worden zur katholiſchen Religion überzutreten.

Geffcken hat bei Bethmann-Hollweg mit dem Miniſter und ſeinem Sohn Theodor zuſammen geſpeiſt — und Vater und Sohn ſtimmten darin überein, daß Bismarck-Schönhauſen der einzige mögliche Retter ſei.

12. Februar. Im Archiv gearbeitet. Bei dem alten Noſtitz en tête à tête mit ihm geſpeiſt und vielerlei mit ihm beſprochen. Er meint auch, Bernſtorff werde ſich nicht halten können wegen ſeines Mangels an parlamentariſchem Geſchick.

Digitized by Google

Von da zu Max Duncker und — grand Dieu! — was war da Alles zu besprechen!

Die note identique hat die ganze Lage ungemein verschlimmert, schon durch ihre Rückwirkung auf die Stimmung unseres Parlaments. Es ist jetzt sehr zweifelhaft geworden, ob die Abgeordneten das Militärbudget annehmen werden. Wenigstens thun sie das nur, wenn in der äußeren Politik etwas Energisches geschieht, denn sie sagen, man behält das liberale Ministerium nur noch bei, um das Militärbudget durchzubringen; hat man das erlangt, dann tritt ein reactionäres Ministerium, das uns wieder nach Olmütz führt, an seine Stelle! (NB. Dem vorzubeugen, wollen die Leute das Militärbudget ablehnen und damit das gegenwärtige Ministerium stürzen! — Ein eigenthümliches Mittel!)

Geschehen muß nun aber auch schon darum etwas, weil Preußen sich sonst verächtlich macht und der Abhängigkeit verfällt.

Max Duncker: Wir sind nach allen Seiten hin engagirt! Wir sind in Schleswig-Holstein engagirt, wir sind in der Union engagirt, wir sind in Kurhessen engagirt. Alles zugleich können wir nicht durchführen — aber noch weniger darf man Alles zugleich fallen lassen. Man muß also sich entschließen, eine Wahl treffen; Eines fallen lassen und das Andere dann mit Energie verfolgen und durchführen.

Will man die holsteinische Sache durchführen, so muß man sich begnügen, auf die identische Note bloß durch einen Protest zu antworten und die kurhessische Sache ruhen zu lassen. Glauben Sie, daß die Würzburger und Oesterreich über den ersten, allgemeinen Vorschlag hinaus, den sie gemacht haben, einig bleiben würden?

Ich: Ganz gewiß nicht.

Max Duncker: Nimmt man die holsteinische Sache auf — die ist die am wenigsten gefährliche. Will man die kurhessische Sache verfolgen, so muß man es auf einen Bruch mit den Mittelstaaten und Oesterreich ankommen lassen; das ist einleuchtend. Man muß dann vor allen Dingen irgend einen Vorwand suchen, um Kurhessen militärisch zu besetzen. Das ist unerläßlich!

Wir müssen es thun, um vor allen Dingen Hannover von seinen süddeutschen Verbündeten abzuschneiden — und dann auch, um unserem

Digitized by Google

einzigen Verbündeten in Süddeutschland, Baden, den wir nicht preisgeben dürfen, die Hand bieten zu können.

Aber nun weiter! Kommt es zum Bruch, dann bietet Napoleon seine Vermittelung an — und vermöge einer „Grenz-Regulirung" — der Abtretung von Landau und Saarlouis — auch sein Bündniß. Lehnen wir das ab, dann schließt er sich Oesterreich an, und wir haben eine Situation wie im siebenjährigen Kriege.

Ich: Für mich ist es nicht zweifelhaft, daß wir die holsteinische Sache wählen und ausfechten müssen. Dabei ist weit weniger Gefahr, als bei der kurhessischen. Aber ich bin nicht der Meinung, daß man sich begnügen müsse auf die note identique mit einem einfachen Protest zu antworten.

Den verbündeten Regierungen ist es mit der Sache ganz gewiß nicht ernst. Es wäre ihnen gewiß nichts weniger als erwünscht, wenn man sie beim Wort nähme — aber sie verlassen sich darauf, daß das nicht geschehen kann und wird. Sie haben ihre Anträge gestellt in der festen Zuversicht, daß Preußen sie zurückweisen wird, und gerade damit Preußen sie zurückweise; damit sie dann sagen können: „wir haben die Hand geboten zur Einigung Deutschlands, wir haben uns zu Opfern bereit erklärt — Preußen hat unsere Anträge zurückgewiesen und hindert allein die Einigung Deutschlands!"

In solchen Declamationen wollen sie sich ergehen; das muß man ihnen verderben. Darum müßte man zunächst noch einen Schritt weiter gehen und sie zwingen Farbe anzugeben — ihre eigentliche Absicht bestimmter auszusprechen.

Man müßte also zunächst erklären: Eine „andere Grundlage" ohne nähere Bezeichnung ist ein so weitsichtiger und unbestimmter Begriff, daß man daraufhin nicht auf Unterhandlungen eingehen könne. Sagt uns bestimmter, was das für eine Grundlage sein soll, legt uns ein wirkliches Programm vor; dann erst werden wir auch sagen können, ob wir auf Unterhandlungen darüber eingehen können oder nicht.

Max Duncker: Dann kommen sie mit ihren Dresdener Forderungen von 1850: Aufnahme des österreichischen Gesammtstaates in den deutschen Bund — Garantie des Besitzstandes — und eine Exe-

Digitized by Google

cutive, in der Oesterreich und die Würzburger der Majorität noch gewisser wären, als auf dem Bundestag.

Ich: Das eben sollen sie aussprechen; dann sind wir im Vortheil und können sie vor ganz Deutschland bloßstellen.

Max Duncker meint, ich könne wohl recht haben; das sei sehr gut combinirt — doch bleibe die Hauptsache immer, daß etwas Energisches gethan werde.

Ich: Versteht sich, und auch ich bin der Meinung, daß die schleswig-holsteinische Sache energisch aufzunehmen das wenigste Bedenken hat und die mindeste Gefahr herbeiführt. So lange wir einer deutschen Sache wegen mit Dänemark engagirt sind, können und dürfen es die Würzburger nicht bis zu einem Bruch mit uns treiben. Die hessische Sache führt zu einem Bruch mit dem südlichen Deutschland — und auf einen Bruch mit dem südlichen Deutschland dürfen wir es erst dann ankommen lassen, wenn wir Thaten aufzuweisen haben, die wir für das gesammte Deutschland gethan haben — vorher nicht!

Max Duncker gab mir schließlich recht; dennoch aber wird er, wenn man etwa die Action in der kurhessischen Sache vorziehen sollte, durchaus nicht widersprechen, sondern im Gegentheil dahin arbeiten aus allen Kräften, daß man den Entschluß auch mit Energie durchführe. Denn eine Sache zum Stillstand zu bringen, es dahin zu bringen, daß nichts geschieht, das sei nur zu leicht. Die Hauptsache aber sei doch immer, daß irgend etwas Namhaftes geschieht.

14. Februar. Heute wird über die kurhessische Sache discutirt; das Publicum nimmt großen Antheil; ich nicht.

Mir ist es sehr fraglich, ob diese Redeübungen sehr ersprießlich sind. Max Duncker meint, der König werde dadurch gereizt; er lege sich die Frage vor, ob man ihn denn zwingen wolle.

Diner bei Max Duncker; da sind Vincke, Saucken, der Abgeordnete Bürgers, Herr v. Sänger und der Kammerpräsident Grabow. Es wird von der heutigen Discussion gesprochen, die herzlich unbedeutend gewesen zu sein scheint.

Digitized by Google

Die Stimmung im Hause hat sich merklich verschlechtert. Saucken äußert: wenn die Kreisordnung nicht angenommen wird, geht auch das Militärbudget bei den Abgeordneten nicht durch. Später fügt er hinzu: geht die Regierung in der kurhessischen Sache energisch vor — dann wird das Militärbudget fast einstimmig angenommen. (Wenn dabei nur nicht so viele Bedenken wären; besser, wenn es die dänische Frage thäte.)

Vielerlei Erinnerungen kommen zur Sprache von 1848 her; General Prittwitz wird sehr scharf getadelt wegen des Rückzugs der Truppen in Berlin in den berufenen Märztagen.

Max Duncker sagte mir vorgestern noch: die zahlreichen Anträge in dem Hause über die kurhessische, die deutsche Frage u. s. w. könnten nur schaden; sie erweckten bei dem König den Gedanken, daß man ihn zwingen, seiner Politik die Bahnen vorschreiben wolle. Ich äußerte jetzt dieses Bedenken gegen Saucken; der antwortete aber: diese Anträge schienen doch im Gegentheil der Regierung erwünscht zu sein — nur die in Beziehung auf Italien nicht. (NB. Der Regierung vielleicht, ob auch dem König, ist eine andere Frage.)

Was den italienischen Antrag betrifft, so wünscht die Regierung, daß er nicht vorkomme oder doch verzögert werde, hat sich aber wieder sehr ungeschickt dabei benommen. Anstatt daß Bernstorff selbst mit der Hauptperson, mit dem Antragsteller Carlowitz darüber sprechen mußte, hat Patow ganz beiläufig gegen eine Nebenperson in der Commission, die den Antrag bearbeitet, ausgesprochen: man möchte doch damit zögern; zu verstehen gegeben: man werde ohnehin die italienische Regierung demnächst anerkennen; man möge doch der Regierung den Vortheil und das Verdienst der ganz freiwilligen Initiative in dieser Beziehung lassen.

Patow dachte, das würde durch die dritte Hand an Carlowitz gelangen und den gewünschten Erfolg haben. Carlowitz hatte auch wirklich von der Sache reden hören — sah aber darin keinen genügenden Grund inne zu halten, und die Sache geht vorwärts zur unangenehmen Verlegenheit des Ministeriums.

Langes Gespräch mit Lord Augustus Loftus, der zum ersten

Digitized by Google

Mal wieder in der Welt erscheint, nach seiner langen Hof- und Familientrauer.*) Er nähert sich mir — freut sich, mich nach langer Zeit wieder zu sehen u. s. w.

Fragt mit feinem Lächeln, ob es mir nicht aufgefallen ist, daß die Sprache der englischen Regierung in Beziehung auf die dänischen Angelegenheiten sich sehr geändert hat?

Ich (sehe, wo der dumme Kerl hinaus will): Effectivement j'ai remarqué que le langage de Votre cour a sensiblement changé depuis quelque temps par rapport à la question danoise, et j'ai cru entrevoir que Votre influence y était pour quelque chose.

Das nimmt er sehr wohl auf und gesteht mit großem Behagen: Allerdings! er sei diesen Sommer auf Urlaub in England gewesen und habe dahin zu wirken gesucht.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs ergibt sich dann: daß England einsieht, daß wir Recht haben und dies offen ausspricht — das soll uns vollständig genügen; befriedigt dadurch sollen wir nun die Sache selbst aufgeben und nichts weiter verlangen!

L. Augustus weiß eine Menge vortrefflicher Gründe dafür.

Es sei das Klügste, was wir thun können, diese Händel fallen zu lassen; sie seien ein Dorn in unserem Fleisch; so lange wir in diese lästigen Händel verwickelt seien, hätten wir gar keine Freiheit der Action in Deutschland; u. s. w. u. s. w.

Tadelt vielfach und in wegwerfendem Ton unser gegenwärtiges Ministerium, das die Umstände gar nicht zu benützen wisse; nicht wisse, wie man sich benehmen müsse. Nebenher aber hat er selber gar keinen Begriff von unseren Zuständen und beurtheilt sie durchaus nach englischem Maßstab. So meint er: da sei kürzlich die Direction der Posten erledigt worden (durch Schmückerts Tod) — das hätte man benutzen müssen! — 30 Stimmen hätten sie mit dieser Stelle im Hause gewinnen können — und anstatt dessen gibt der Minister diese Stelle einem Bureaukraten, der mit dem Parlament gar nichts zu thun hat! — Wie thöricht!

*) Tod des Prinz-Gemahls Albert, Dezember 1861.

Digitized by Google

Diese Art von praktischem Sinn, alias politischer Corruption, die Lord Augustus voraussetzt, existirt bei uns nicht in demselben Grade wie in England. Unsere Abgeordneten sind unbrauchbare Doctrinärs — aber käuflich sind sie nicht. Lord Augustus will zu mir kommen, um das Alles ausführlicher zu besprechen. Ich erwidere: Je n'ose pas Vous proposer de passer chez moi — denn es sei sehr unsicher, ob er mich findet, da ich Vormittags meist im Archiv bin. Darauf meint er: Je sais que Vous êtes toujours très occupé — und gibt mir die Tage und Stunden an, wo ich ihn am sichersten treffe.

Ich erbitte mir ein Gespräch mit Roon. Er sagt mir im Vorbeigehen einiges Interessante: die Lage sei in der That bedenklich geworden; da das Königreich Italien sich etwas zu sehr von Frankreich protegirt fühle und sich gern aus dieser freundschaftlichen Umarmung loswinden möchte, *fischt man von Wien aus nach einem Bündniß mit Frankreich*, um sich gegen Italien besser zu stellen; und nicht ohne Aussicht auf Erfolg.

15. *Februar*. Zeitung. Bernstorffs Antwort auf die note identique. Sie ist gut; rügt auch, daß die Mittelstaaten sich ihrer Wortbrüchigkeit im Jahre 1851 rühmen. Ich vermisse auch das nicht darin, was mir besonders wichtig scheint: die Aufforderung, bestimmter zu sagen, was man denn eigentlich will.

Im Archiv gearbeitet. Abends gehe ich zu Roon; Max Duncker erkennt mich im Dunkeln in der Leipziger Straße und holt mich ein. Komisch, wie wir unter einer Laterne hohe Politik besprechen.

Ich sage, was mir Roon mitgetheilt hat über die Wiener Versuche zu einem französischen Bündniß zu gelangen.

Max Duncker: Das ist wahr! aber dem läßt sich vorbeugen; der coup läßt sich pariren. Man braucht in Paris nur zu erklären, daß man das Königreich Italien anerkennt — daß man Napoleon in Italien will schalten lassen, wie er will — aber natürlich unter der doppelten Bedingung, daß er uns in Deutschland und im Norden freie Hand läßt und die Grenzen Deutschlands respectirt.

Wie mir Bernstorffs Antwort gefällt? — Sie sei gut! — es sei auch das darin, was ich verlangt habe. — Max Duncker hat

Digitized by Google

einen Brief aus Baden von Roggenbach, dem dortigen faiseur; der verlangt auch, daß man in die Antwort setze, was ich nöthig glaube, und geht sogar noch weiter; er meint, man müsse auf Conferenzen eingehen, damit die Würzburger gezwungen werden, ihre Pläne bestimmt auszusprechen.

Unwillkürlich rufe ich aus: Das ist zu viel! Das ist zu viel! Das meint auch Max Duncker; er wird dazu nicht rathen.

Langes Gespräch mit Roon in seinem Cabinet.

Ich: Was ich zu sagen habe, ist nichts weniger als erfreulich. Die identische Note, die neuesten Würzburger Vorschläge haben im ganzen Lande unverkennbar eine große Irritation hervorgerufen, und die Lage der Dinge auch im Hause der Abgeordneten durchaus verändert. Die Ultramontanen, von denen man die günstige Entscheidung erwarten konnte — die stimmen jetzt gegen das Militärbudget wie ein Mann; denn sie sagen sich: die Politik der Regierung ist anti-österreichisch, folglich anti-päpstlich — so folgern die Herren — und einer solchen Politik muß man gesteigerte Mittel der Macht nicht gewähren. Die Fortschrittspartei sagt: man behält das liberale Ministerium nur noch bei, um das Militärbudget durchzubringen; dann kommt ein reactionäres Ministerium, das uns wieder nach Olmütz führt.

Roon: Herr v. Saucken ist bei mir gewesen, um mich zu befragen, ob nicht das Ganze doch wieder auf einen Zug nach Bronnzell hinauslaufen werde — ich weiß nicht, was das heißen soll. (NB. Er spricht in einem Ton der Nichtachtung von Saucken und von diesem Schritt, als ob er etwas Zweideutiges an sich habe.)

Ich: Saucken ist ein sehr achtungswerther Mann; ein verständiger, gemäßigter Mann, der zu vermitteln und zu versöhnen sucht, wo er kann und weiß und der Regierung schon manchen guten Dienst geleistet hat. Er hat ohne Zweifel E. E. diese Fragen vorgelegt, um im Innern der Fraction über die Absichten der Regierung beruhigen und sich dabei auf ein bestimmtes Wort von Ihnen berufen zu können. Dafür kenne ich ihn.

Roon: Das hat er mir auch gesagt — und persönlich achte ich ihn. Ich habe ihm geantwortet, daß ich jedenfalls nicht

Digitized by Google

nach Olmütz gehe; das überlasse ich Anderen. So lange ich Minister bin, gehen wir nicht nach Olmütz. (Roon ging nun in das Allgemeine; wie es scheint, lag ihm daran, sein politisches Glaubensbekenntniß vor mir auszusprechen.)

Roon: Die seltsame Furcht vor der Reaction hat überhaupt gar keinen Grund. Ich kann versichern, in der ganzen Umgebung des Königs denkt Niemand an Reaction. Die Umgebung des Königs theilt sich in zwei Parteien; die eine will auf dem gegenwärtigen Standpunkt stehen bleiben und nicht weitergehen, die andere will fortschreiten. Ich gehöre zu derjenigen, die fortschreiten will; ich habe im vorigen Jahre ein Ministerverantwortlichkeits-Gesetz unterschrieben, das viel liberaler war als das jetzige.

Aber ich bin der Meinung, daß man einem Hause wie das jetzige durchaus keine Concessionen machen muß, denn bei einem solchen Hause erweckt jede Concession nur den Appetit auf mehr — und dann muß man vor allen Dingen in den unteren Schichten vorwärts gehen und da in Landgemeindeordnungen, Kreisordnung und Städteordnung die Leute an Selbstregierung und Selbstverwaltung gewöhnen und dazu erziehen. Solange das nicht geschehen ist, solange das Alles in bureaukratischer, centralisirender Weise gehandhabt wird, „in den höchsten Regionen dem König ein Recht nach dem andern aus der Hand zu winden —" daraus kann nichts Gutes entstehen. Er hat in Beidem Recht, besonders aber in dem letzteren Satz; ich gebe ihm daher auch mit entschiedener Zustimmung Recht — und füge hinzu: Gerade dieser Mangel an Selbstregierung in den unteren Kreisen, verbunden mit den liberalsten Forderungen in den höchsten, sei das Unheil, an dem Frankreich seit der Revolution unheilbar leide.

Roon mißbilligt solche Forderungen, namentlich den Antrag, den jetzt Carlowitz auf die Anerkennung des Königreichs Italien gestellt hat.

Ich: Das muß geschehen, aber man muß dergleichen nicht umsonst thun; man muß es verwerthen.

Roon: Thun muß man es allerdings — aber man muß es verwerthen — und man muß sich sicherstellen, daß man dar-

Digitized by Google

über nicht mit Oesterreich und mit Frankreich zugleich bricht.

Die Dinge in Italien sind gar nicht nach Napoleons Sinn gegangen — er beabsichtigt durchaus nicht die Einheit Italiens — er möchte dort Secundogenituren für Murats und Napoleoniden einrichten — die Anerkennung Italiens entzweit uns noch mehr mit Oesterreich — man muß sich vorsehen, daß sie uns nicht auch mit Frankreich entzweit. (NB. Das also ist das Bedenken, das die Anerkennung des Königreichs Italien noch aufhält. — Es ist gut, das zu wissen.)

Ich suche das Gespräch auf das eigentliche Gebiet zurückzuführen, um das es sich handelt, und bemerke: zunächst kommt es darauf an, das Militärbudget durchzubringen. Auf die Ultramontanen ist dafür nicht mehr zu rechnen — die einzige Möglichkeit die Stimmenmehrheit dafür zu erhalten, liegt in einer activen auswärtigen Politik, die etwas Namhaftes unternimmt, wodurch es den Demokraten unmöglich gemacht wird der Regierung die Mittel zu verweigern, deren sie bedarf.

Roon: Die auswärtige Politik kann uns nicht helfen; mit diesem Hause, mit dieser Gesellschaft ist ein für allemal nicht zu regieren; sie wird das Militärbudget ablehnen unter allen Bedingungen; man wird gezwungen sein, sie aufzulösen. (NB. Dahin also will man kommen; ich lasse das gelten, weil es wirklich unter Umständen dahin kommen kann.)

Ich: Ich glaube auch, daß wir der Nothwendigkeit das Haus aufzulösen, nicht entgehen werden — dann handelt es sich darum, vom Lande bessere Wahlen zu erhalten als die gegenwärtigen — und die erhalten wir nur vermöge einer activen Politik nach außen — die große und populäre Zwecke mit Entschiedenheit verfolgt — der gegenüber die Demokraten schweigen müssen. Ohne eine Action nach Außen fallen die nächsten Wahlen noch schlechter aus als die gegenwärtigen.

Roon: Wir müssen bessere Wahlen zu erhalten suchen, aber eine aktive auswärtige Politik wird uns dazu nicht verhelfen. Schwerin hat leider die Wahlen ganz sich selbst überlassen. Es war die Rede von einer königlichen Proclamation — ich war nicht dafür, denn der König soll nur

Digitized by Google

selten und bei großen Veranlassungen zu seinem Volk unmittelbar selbst sprechen. Aber das Ministerium hätte mehr thun müssen; der Herr v. Schwerin bestand darauf, die Wahlen müßten ganz sich selbst überlassen bleiben, damit sie der reine Ausdruck der öffentlichen Meinung würden. Er wollte gar nichts thun — und so kamen denn alle die Dinge, die bei Gelegenheit der projectirten königlichen Proclamation zur Sprache gekommen waren, nur sehr abgeblaßt in sein zweites Wahlcircular — das noch unglücklicher war als das erste. Er hielt sich darin ganz im Negativen; er sagte nur, was für Leute die Regierung nicht haben will — das konnte nichts helfen!

Ich bin überzeugt — noch steht das Königthum so in Preußen — noch stehen die Sachen so, daß, wenn die Regierung ausdrücklich sagt, was sie für Abgeordnete haben will — wenn allen Regierungspräsidenten u. s. w. gesagt wird, was für Leute die Regierung haben will — und wenn sie angewiesen werden, in diesem Sinn auf die Wahlen zu wirken — dann bekommen wir sie auch!

Ob der Graf Schwerin das thun kann nach seinen Antecedentien — nach Allem, was er gethan hat, das muß ich dahingestellt sein lassen! (NB. Also durch Maßregelungen will diese Fraction des Ministeriums conservative Wahlen erzwingen — und damit die eingeleitet werden können, soll Schwerin entfernt werden — mit dem natürlich Auerswald, Bernuth, Bethmann-Hollweg und Pückler austreten!)

Ich: Allerdings muß man auch direct auf die Wahlen einzuwirken suchen — aber die unmittelbare Einmischung der Behörden als solcher hat doch auch manche Bedenken.

Was mir in dieser Beziehung vor Allem nothwendig scheint, ist, daß man eine Regierungspartei fest organisirt — so wie die Demokraten für die letzten Wahlen organisirt waren — und dann vorzugsweise die Partei in eigenem Namen auf die Wahlen einwirken zu lassen. Aber ich halte daneben auch eine active Politik, die jede Möglichkeit der Opposition benimmt, für nothwendig; die Lage ist von der Art, daß man alle Mittel zu Hülfe nehmen muß. Denn

Digitized by Google

wenn man etwa nach der Auflöſung ein noch ſchlechteres Haus erhielte, das wäre um ſo bedenklicher, je entſchiedener die Regierung ſich in eigenem Namen bei den Wahlen betheiligt hätte. Kommt es alsdann zu einem offenen Bruch, dann wird die Partie um einen ſehr hohen Einſatz weitergeſpielt — man könnte auf dieſem Wege dahin kommen, daß man ſich gezwungen ſähe, die Verfaſſung nicht mehr zu achten.

Roon: Die Verfaſſung zu verletzen, daran denkt Niemand!

Ich: Das weiß ich wohl, daß Niemand das beabſichtigt — und daß man höchſten Orts durchaus von jedem ſolchen Gedanken entfernt iſt — aber man kann durch die Umſtände dazu gezwungen werden.

Roon: Das könnte nur geſchehen, wenn die Verfaſſung von unten gebrochen würde.

Ich: Für eine Revolution, für einen Volksaufſtand nach einem irgend erheblichen Maßſtab gibt es in Preußen gar kein Material mehr, denn die Bauern ſind ſehr conſervativ geworden, ſeitdem ſie erlangt haben, was ſie insbeſondere wollten, nämlich die vollſtändige Separation.

Roon verweiſt auf den Pöbel der großen Städte, der immer und überall die Aufſtände mache und auch bei uns wohl dahin zu bringen ſei.

Ich: Ach! mit dem wird man ſehr leicht fertig.

Roon: Gewiß! wenn nur Jemand an der Spitze ſteht, der ernſtlich und entſchloſſen will, — der ſich nicht bewegen läßt ohne Nothwendigkeit nachzugeben.

In einem etwas unregelmäßigen Hin- und Herreden äußert Roon, an ſich und im Allgemeinen ſei eine active auswärtige Politik allerdings die allein angemeſſene für Preußen; Preußen ſei ein parvenu unter den Großmächten und müſſe ſich eben darum thätig zeigen; er ging ſo weit zu ſagen, wo es Händel gäbe, da müſſe Preußen dabei ſein. Ich nahm damit die Nothwendigkeit einer activen Politik nach Außen auch in dieſem Augenblick für eingeräumt und kam auf mein eigentliches Thema zurück, indem ich fortfuhr:

Die nächſte Frage iſt demnach, was nun zuerſt geſchehen muß.

Digitized by Google

Zwei Wege stehen uns offen; nach zwei Seiten sind wir engagirt: in der kurhessischen Frage, die auf das Engste mit der Reform des deutschen Bundes verbunden ist — und in dem dänischen Streit. Beides zugleich können wir nicht durchführen; dazu reichen unsere Mittel nicht aus. Eine von beiden muß für jetzt in der Schwebe gelassen werden, damit wir die andere mit Energie durchführen können. Es fragt sich nun also, welche soll für's Erste in der Schwebe gelassen, welche soll aufgenommen werden.

Sie kennen die Lage der Dinge bei uns natürlich weit besser als ich; Sie wissen besser als ich, wie leicht es bei uns ist, durch Einwendungen die man macht, durch Bedenken die man erhebt, jede Action wieder zum Stillstand zu bringen und zu bewirken, daß man beschlossene Dinge wieder aufgibt — und daß gar nichts geschieht. Die Hauptsache ist aber, daß überhaupt etwas geschieht; irgend Etwas. Wenn Etwas beschlossen würde und wenn es auch nach meiner Ueberzeugung nicht gerade das Zweckmäßigste wäre, würde ich mich doch sehr hüten, wenn man mich um meine Meinung fragte, zu widersprechen und abzurathen; ich würde fürchten, damit Alles wieder auf die völlige Unthätigkeit zurückzuführen.

Für mich ist also die eigentlich entscheidende Frage nicht: was ist an sich das Zweckmäßigste? — sondern: womit kommt man wirklich durch? — wobei ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß man die Sache auch wirklich durchführt — nicht mitten darin fallen läßt? — *Wohin geht an maßgebender Stelle überwiegend die Neigung?*

Roon wiederholt, was er zum Theil schon gestern angedeutet hatte: *Der König wälzt die kurhessische Sache vielfach hin und her im Gemüth*; sie beschäftigt ihn sehr!

Sollten die Würzburger sich zu irgend einer übereilten That, zu einem wirklichen Einschreiten verleiten lassen — oder sollte von unten her Etwas geschehen, ein Aufstand ausbrechen: „dann ist er entschlossen!" — „dann greift er zu" — besonders wenn Oesterreicher oder Bayern in Hessen einrücken wollten.

Dann würde die europäische Combination sich so stellen: auf der einen Seite England, Preußen und Italien — da Italien sich

Digitized by Google

sehr danach sehnt, aus der freundschaftlichen Umarmung Frankreichs loszukommen — auf der anderen Seite: Oesterreich, Frankreich und die Würzburger.

Aber den Fehler in Hessen einzurücken, werden Oesterreich und Bayern nicht begehen — und im Allgemeinen hat der König doch auch wieder eine gewisse Scheu vor der kurhessischen Sache; er bebt davor zurück, „wie vor etwas Gespenstischem" — sie ist ihm etwas Unberechenbares, wovon man gar nicht weiß, wohin es führen könnte.

„Im Allgemeinen geht die Neigung mehr nach dem Norden."

Ich: Nun gut also, dann ist es die dänische Sache, die aufgenommen und durchgeführt werden muß. Mir ist das um so erwünschter, da mir das auch an sich das Zweckmäßigere scheint, wobei die mindere Gefahr ist. — Ich führe nun alle Fährlichkeiten der kurhessischen Sache aus, wie ich sie neulich mit Max Duncker durchgesprochen habe.

Roon gibt zu, daß man sofort in Hessen einrücken müßte, um demnächst Hannover entwaffnen zu können — aber dazu bedürfte man eines Vorwands, und wo soll man den hernehmen, wenn die Würzburger nicht den Fehler begehen, ihrerseits in Hessen einrücken zu wollen?

Ich: Wenn sich kein Vorwand findet, ließe er sich ohne Mühe schaffen — wenn man höchsten Orts einwilligen wollte, etwa in Macchiavelli's Weise zu verfahren — was freilich nicht geschehen wird. Wenn man etwa eines Aufstands in Hessen bedürfte, um unter diesem Vorwand einzurücken: der ließe sich leicht bewerkstelligen; dazu bedarf es nur eines Winkes!

Darauf fahre ich fort in der Berechnung, daß Frankreich, weil wir ihm doch nun einmal auf dem linken Rheinufer nichts einräumen können, sich höchst wahrscheinlich Oesterreich und den Würzburgern anschließen würde.

Dann haben wir den siebenjährigen Krieg minus Friedrich den Großen!

Roon: Und plus einer französischen Armee, die eine andere ist, als die damalige unter Soubise!

Digitized by Google

Ich: Gewiß! — Gehe nun die minder bedenklichen Chancen eines dänischen Krieges durch, und daß wir es später, wenn wir erst Thaten aufzuweisen haben, die wir für Deutschland gethan haben, weit eher auf einen Bruch im Innern Deutschlands können ankommen lassen.

Ist nun die Action an sich nothwendig — nach dieser Seite hin am wenigsten bedenklich — so ist es ferner, in Beziehung auf unsere inneren parlamentarischen Verhältnisse, dringend geboten, sie zu beschleunigen.

Roon: Für das Militärbudget hilft uns die dänische Sache gar nichts! — Da muß noch manches Blatt Papier gewechselt werden, ehe es zur Action kommen kann — die Entscheidung über das Militärbudget muß aber unmittelbar erfolgen.

Ich: Für das Militärbudget kann uns die Sache allerdings nicht mehr helfen — wohl aber für die Wahlen. Wenn das jetzige Haus aufgelöst werden muß, dann muß bis zum 1. Juli das neue Haus beisammen sein — und bis dahin können die Dinge wohl so im Zuge sein — wenn man den Gang der Sache beschleunigen will — daß jede Opposition gegen die Militär-Vorlage offenbar absurd wird.

Roon: Ich habe mir Alles überlegt, was Sie sagen; Sie haben Recht! Wir bedürfen einer Action nach Außen, um das Fieber im Innern zu lindern. Und Sie haben auch darin Recht, daß Dänemark das geeignete Feld für unsere Action ist. Ich werde morgen am Tage mit Bernstorff darüber sprechen.

Ich habe auch neulich schon mit Patow gesprochen über die Idee, die Sie neulich aussprachen, wegen des Steuernachlasses. — Patow schien darauf einzugehen — er fing gleich an zu rechnen. Ich berief mich dabei auf Sie und sagte ihm: sprechen Sie mit Bernhardi weiter über diese Sache!

Ich: Da werde ich suchen, eine Gelegenheit wahrzunehmen, um weiter mit Patow über die Sache zu sprechen.

Roon: Ach Gott! — rechnen Sie darauf nicht! — das ist ein wogendes Gewässer — das steigt und fällt! — das ist heute so und in acht Tagen anders!

Digitized by Google

16. Februar. Karte bei Schubert abgegeben. Bei Simson treffe ich seinen Vetter Oppenheim. Simson ist krank, verstimmt, gereizt und sehr böse auf die Fraction Grabow und ihre unentschiedene Haltung. Ergeht sich mit großer Bitterkeit über die Thorheiten, die sie seit der Sitzung von 1860 in Beziehung auf die Militär-Vorlagen begangen hat — und prophezeit mit großer Bestimmtheit, daß das Militärbudget nicht durchgeht. Es sei gar nicht daran zu denken. Selbst von der Fraction Grabow stimmt die Hälfte dagegen — aus Furcht, sonst an Popularität zu verlieren.

Auch eine active auswärtige Politik hilft uns, meint er, in dieser Beziehung nicht weiter; die Demokraten legen ja schon Verwahrung ein: daß nur ja die kurhessische Sache nicht als Vehicle gebraucht werde, um das Militärbudget durchzubringen!

Die Demokraten sagen: wenn Preußen in Kurhessen einrückt und sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellt, dann brauchen wir gar keine Armee! — dann kommt Preußen an die Spitze Deutschlands ganz ohne Armee; „die Strömung" thut dann Alles!

Uebrigens ist Simson überzeugt von der Nothwendigkeit in der kurhessischen Frage entschlossen vorwärtszugehen und es auf einen Bruch mit den Würzburgern ankommen zu lassen; Preußen muß die Sachen in die Hand nehmen und regeln — sonst thut es Oesterreich!

Ich: Das kann, glaube ich, Oesterreich nicht; denn das Bündniß mit Oesterreich hat für die deutschen Fürsten gerade den Werth, daß es sie gegen alle Ansprüche ihrer Landesvertretung schützt.

Simson hält es dennoch für möglich, daß der Kurfürst erklärt, aus Rücksicht auf Oesterreichs Verwendung, Oesterreich zu Liebe lenke er ein.

Erneute Klagen über die liberale Partei; die Leute werden von einer doppelten Furcht beherrscht; sie fürchten immerdar nicht populär genug zu sein — und sie fürchten beständig die Demokraten zu verletzen; das darf nach ihrer Meinung nicht geschehen! (NB. Vermöge dieser Feigheit beherrschen die Demokraten die liberale Partei; die Demokraten sagen bei jeder Gelegenheit kategorisch: „entweder — oder!" und um nicht mit ihnen zu brechen — ja, um sie nicht zu reizen, fügen sich die Liberalen.)

Digitized by Google

Ich mache geltend, da die Auflösung wohl kaum zu vermeiden sein wird, ist jetzt vor allen Dingen nöthig, die liberale Partei als Regierungspartei für die nächsten Wahlen tüchtig zu organisiren. Simson stimmt dem sehr entschieden bei. (NB. Jedermann stimmt damit überein, und Niemand thut Etwas zur Sache.)

17. Februar. Im Archiv gearbeitet. — Abends Ball bei Patow — nicht so zahlreich besucht als der erste und nicht so select. Vom Hofe ist Niemand da als der Prinz Georg und die Landgräfin — von den Ministern — des kranken Auerswald nicht zu denken — auch Roon und Bernstorff nicht. Von den Diplomaten beinahe Niemand.

Zwei große Neuigkeiten setzen die ganze Welt en émoi: Das Herrenhaus — doch für's Erste nur dessen Commission — hat die amendirte Kreisordnung Kleist-Retzows angenommen, was mir Dohna-Finckenstein mit großer Indignation sagt: „Damit sinken wir unter den bisherigen Standpunkt hinab."

Dann: Arnim-Boitzenburg hat gestern eine Audienz bei dem König gehabt, die eine ganze Stunde gedauert haben soll — und man sieht nun schon einen werdenden premier in ihm!

„Das wäre schön," sagt Bockum-Dolffs, „wenn jetzt Alles zusammenbräche, wo wir gerade mit aller Welt verfeindet sind!"

Max Duncker, den ich erst spät auffinde, sagt mir, daß die vielbesprochene Audienz durchaus gar nichts zu bedeuten hat. Aber doch! wie wird Arnim-Boitzenburg morgen gehuldigt werden!

19. Februar. Im Archiv gearbeitet. — Kehler ist auch ganz en émoi über die Würzburger. —

Graf Peter Ernst v. Mansfeld, der bekannte Kriegsmann, ist vor mehr als 200 Jahren tief verschuldet gestorben; es war am Reichs-Kammergericht u. s. w. Streit darüber, nach welchem Modus die Erben der Grafschaft Mansfeld: Kur-Brandenburg und Sachsen, die Schulden zu zahlen hätten. Der Prozeß ist erst jetzt entschieden. Von den Gläubigern sind inzwischen die meisten auch in ihrer berechtigten Nachkommenschaft verschwunden, und nur ein kleiner Theil der ursprünglichen Forderungen trat bei dem Aufruf 1838 rechtlich begründet wieder hervor. Die Uebrigen wurden präcludirt. Jetzt hat

Digitized by Google

Preußen zu zahlen: 8000 Thaler Capital und 170000 Thaler rückständige Zinsen.

In der Kreuzzeitung schreibt jetzt ein gewisser Fornet raisonnirende Artikel; Auftrag und Anleitung erhält er — vom Grafen Bernstorff! — der hat die Kreuzzeitung zum Organ gewählt! — Wie viel Zusammenhang doch in unserem Ministerium ist!

23. Februar. Diner bei Nostitz. Nostitz will auch mit Auerswald sprechen wegen des Steuernachlasses, den ich angeregt habe. Er hat heute den Major Beitzke gesehen; ist ganz erstaunt darüber, was das für ein confuser Patron ist — und erschreckt durch die Stimmung, die in Beziehung auf die Armee-Vorlagen in der Fortschrittspartei herrscht. Er hat dem Major Beitzke seine Meinung mit großem Ernst gesagt.

24. Februar. Auf dem Wege zum Archiv begegnet mir Max Duncker — ich gestehe ihm, daß ich sehr verstimmt bin.

Es geschieht Nichts — und Alles treibt unaufhaltsam rathlos auf ein gänzliches Auseinanderfallen der Verhältnisse hin; die liberalen Minister, die das einsehen, thun doch nichts Energisches dem Unheil zu steuern — das Herrenhaus steuert schnurgerade auf einen Conflict hin und will ihn herbeiführen — das Abgeordnetenhaus arbeitet ihm dabei aus Fortschrittsdummheit, aus Furcht seine Popularität zu verlieren, rüstig in die Hände — v. d. Heydt will Ministerpräsident werden — er und Roon haben nur den einen Gedanken: sie wollen so schnell als möglich die Auflösung des Abgeordnetenhauses herbeiführen — da wird Alles gut danach! — Dann muß das liberale Ministerium gehen — und durch Maßregelungen in Manteuffelschem Styl denken sie ein Parlament nach ihrem Herzen zusammen zu bringen. Bernstorff weiß, was unsere innere Angelegenheit betrifft, von Himmel und Erde nicht — so treibt Alles auf einen gänzlichen Schiffbruch hin!

Max Duncker: Und doch wäre es möglich das Ganze zu halten, es gehört gar nicht viel dazu; man kann eine Anzahl neue Pairs ernennen — man kann eine kräftige Action nach außen einleiten, vor der die Opposition schweigen muß. Es könnte sogar noch auf die Abstimmung über das Militärbudget Einfluß üben; man kann die

Digitized by Google

Sachen augenblicklich machen, wenn man nur will. Man kann von den Dänen verlangen, ſie ſollen die Stände der Herzogthümer zuſammenrufen und ſie befragen über ihre neueſten Verfügungen — und wenn ſie das nicht thun wollen, rückt man ein. Will man in der kurheſſiſchen Sache vorgehen — zieht man das vor — daß läßt ſich auch augenblicklich machen. In Caſſel findet keine Steuerverweigerung ſtatt, weil der Bürgermeiſter Nebelthau, der die Sache in der Hand hat, ſie verhindert. Der ſagt nein! — man kann nicht dazu ſchreiten, weil die Steuerverweigerung hier in Berlin als ein revolutionärer Act betrachtet und mißbilligt wird. Will man ſie haben, das koſtet nur einen Wink — dann iſt die Sache da — und der Conflict nimmt eine Wendung, der uns berechtigt einzurücken.

Ich: Sie wiſſen, ich halte es für zweckmäßiger die däniſche Sache aufzunehmen — aber, Beides zugleich können wir nicht durchführen — und da habe ich mir die Frage vorlegen müſſen, ob man uns nicht zwingen wird die kurheſſiſche Sache durchzuführen? — Ob man ihr nicht von Seiten der Würzburger eine Wendung geben wird, die uns keine Wahl läßt, und uns nöthigt einzuſchreiten? — Dann wäre es bedenklich, wenn wir ſchon im Norden engagirt wären.

Max Duncker: Bis zum Bruch treiben die Würzburger es nicht! Außerdem läßt ſich die kurheſſiſche Sache in kurzer Zeit abmachen; aber dann muß man dort auch eine Regentſchaft einrichten.

Es gebe noch mehr Mittel der Action; Mecklenburg und Hannover widerſetzen ſich der Herabſetzung der Elbzölle —: nun ſo ermächtige man die preußiſchen Schiffe, einfach an den hannöveriſchen und mecklenburgiſchen Zollſtätten vorbei zu fahren!

Abend Ball bei Patow. Der Hader im Innern des Miniſteriums ſcheint jetzt gerade wieder auf einen ſehr hohen Grad geſtiegen; ich rede den jungen Roon an, bedauere, daß ſein Vater nicht da iſt, mit dem ich gern geſprochen hätte — der junge Mann antwortet: ſein Vater ſei wohl am wenigſten geneigt gerade hierher zu kommen!

Digitized by Google

Ein paar weitere Bemerkungen des jungen Herrn verrathen, daß für den Augenblick die Anerkennung des Königreichs Italien der Zankapfel ist.

Langes Gespräch mit dem Flügeladjutanten Strubberg über die Militärzeitschrift, die der Buchhändler Bath herausgeben wollte. Er wendete sich an Strubberg, der die Sache bei dem König befürwortete — der König nahm die Idee sehr günstig und mit großer Wärme auf, und äußerte: freilich! das müsse geschehen; ja es sei ein Scandal, daß die preußische Armee kein solches wissenschaftliches Organ habe u. s. w.

Dennoch ist es dem General Manteuffel gelungen die Sache unmöglich zu machen — und wie ich vermuthete, stecken zwei Persönlichkeiten dahinter, die Manteuffel protegirt: Courbière und Louis Schneider. Als die Sache nun an Manteuffel gelangte, äußerte dieser: die Sache sei eine sehr bedenkliche und müsse von allen Seiten wohl erwogen werden. „Die Armee darf nicht eine politisirende werden!"

Ueberrascht rief ich aus: Ach! wollte Gott, daß sie das nicht schon längst wäre!

Strubberg: Eben! eben! — Dem General Manteuffel hat er gesagt: jedem Bedenklichen, was sich da ergeben könnte, ließe sich leicht vorbeugen, wenn man die einfache Verfügung träfe, daß Alles, was irgend das Gebiet der Politik berührt, zuerst dem Kriegsminister vorgelegt werden muß. Manteuffel erwidert: Das geht nicht, denn dadurch würde der Kriegsminister ein politischer Minister und das darf er nicht sein!

Die Forderung, daß der Kriegsminister, der Sitz und Stimme hat im Ministerium, kein „politischer Minister" sei, ist eine wissentliche Unwahrheit — denn Niemand weiß besser als Manteuffel „wie viel Roon in Politik macht" — aber die Forderung deutet wieder sehr charakteristisch an, welche Rolle Manteuffel mit kluger Berechnung dem König gegenüber spielt. Sein ganzes Benehmen sagt beständig: „Siehst Du! — ich bin ein reiner Fachmann, ein Techniker! — ich thue was meines Amtes ist, beschränke mich auf das Technische, und bekümmere mich um weiter gar Nichts! — und um Politik am aller-

Digitized by Google

wenigsten." — Und ebenso ein anspruchsloser, einfacher Fachmann muß auch der Kriegsminister sein!

Strubberg sieht auch sehr gut ein, daß die „Militärischen Blätter" Courbière's sehr großen Schaden thun — aber Manteuffel hält den Mann und seine Zeitschrift. Louis Schneider steht bei Manteuffel in hohem Ansehen und hat sich auch dem König, der Anfangs nichts von ihm wissen wollte, sehr angenehm, beinahe unentbehrlich gemacht.

Louis Schneider versteht russisch — hat das zu seiner Zeit mit gutem Bedacht gelernt — hält die russischen Militär-Journale — den „Invaliden" u. s. w. und hält den König au courant der Veränderungen in der Organisation und Uniformirung der russischen Armee — von den Avancements in dieser Armee u. s. w., was natürlich alles sehr interessirt.

Strubberg klagte, daß er mit seiner Verwendung für Baths Project „in ein wahres Wespennest" gestochen habe; zuletzt bot er mir die Hand mit den Worten: „Ich habe ganz offen und im Vertrauen mit Ihnen gesprochen."

Längeres Gespräch mit Lette, dem ich die Fehler seiner Partei, ihren Mangel an Entschiedenheit und Muth den Demokraten gegenüber vorhalte. „Das Herrenhaus geht auf einen Bruch aus, und ihr arbeitet ihm in die Hände."

Lette saß gewaltig auf dem hohen Pferde: Wenn das Herrenhaus einen Bruch haben will — nur immer zu! — das können sie haben! — Dann wollen wir einmal sehen, wer dabei mehr zu verlieren hat! — Wir wollen nur hoffen, daß die Krone dabei nicht leidet! — (NB. Welche Verblendung! als ob die liberale Partei in der beneidenswerthen Lage wäre Bedingungen machen und aus so hohem Ton sprechen zu können! — Sie würde wahrhaftig nichts gewinnen, vielmehr ziemlich geräuschlos zu Grunde gehen.)

Auf seine letzten Worte antwortete ich durch die Frage: Also darauf wollt Ihr es ankommen lassen? — Lette behauptet, diese Frage gar nicht zu verstehen; ich bemühe mich, ihm begreiflich zu machen, daß sie den Sinn hat: „obgleich ihr einseht, daß bei einem Bruch selbst die Krone in Gefahr kommen könnte — dennoch und selbst auf diese Gefahr hin wollt ihr Nichts thun den vollständigen

Digitized by Google

Bruch zu vermeiden; ihr wollt es in eurer zuversichtlichen Weisheit darauf ankommen lassen." Lette that immer, als hätten meine Worte gar keinen begreiflichen Sinn, und machte mir zuletzt das bekannte Compliment: die Kritik sei leicht, auf das Bessermachen kommt es an.

Ich: „Das dürfen Sie mir am allerwenigsten sagen; denn Sie gerade können nicht leugnen, daß ich euch seit länger als zwei Jahren vorausgesagt, daß ihr, so wie ihr es treibt, dahin kommen würdet, wo ihr jetzt steht; daß ich euch seit länger als zwei Jahren gesagt habe, wie ihr es anders und besser machen könnt?" Lette schwieg.

26. Februar. Vincke, der gestern bei mir war — vergebens — begegnet mir in der Straße und liest mir einen neuen Aufruf in Flottenangelegenheiten vor, den ich mit unterschreibe.

Varnhagens Tagebücher besprochen. Vincke erzählt: Der Ober-Staatsanwalt hat einen förmlichen Bericht eingereicht, in den neuesten Bänden des Werks kämen Stellen vor, die allerdings dem Strafrecht verfielen; ob der König befehlen wolle, daß man das Werk gerichtlich verfolge?

Der König hat geantwortet: Befehlen wolle er dergleichen nicht; er stelle es dem Ermessen der Staatsanwaltschaft anheim, zu thun, was sie nach bestem Wissen und Gewissen für Amtspflicht halte — doch solle man sich wohl hüten, daß man sich keine Blöße gebe. — Jedenfalls wolle er persönlich nichts mit der Sache zu thun haben.

Ich: Es steht aber in dem Buch Vieles über die Ereignisse von 1848, das berichtigt werden muß — und namentlich Manches, was Sie widerlegen müssen.

Vincke gibt zu verstehen, daß er schon damit beschäftigt sei, und seinen Aufsatz, um sicher zu gehen, dem König mittheilen wird, ehe er ihn drucken läßt.

Ich: Sie müssen namentlich die schnöde Lüge widerlegen, daß die Königin bei Nacht in Mannskleidern ausgegangen sei.

Vincke: Ja das ist wahr! — Es ist gut, daß Sie mich daran erinnern! — ich hatte nicht daran gedacht!

Spricht über die Situation, ergeht sich sehr unzufrieden über

Digitized by Google

das Ministerverantwortlichkeitsgesetz — und das Gesetz über die Oberrechnungskammer.

Ich: Wie jenes beschaffen ist, darum bekümmere ich mich gar nicht, denn, wie es auch beschaffen sein mag, es ist immer nur eine Decoration, die keinerlei praktische Bedeutung hat.

Bincke meint, die Finanzcontrolle hätte aber doch jedenfalls besser eingerichtet werden können — und führt mancherlei secundäre Dinge an, die besser hätten gemacht werden müssen, wenn man das Militärbudget durchbringen wolle.

Ich: Sie mögen in allen diesen Dingen Recht haben; Alles, was Sie da vorschlagen, wäre in einer gewöhnlichen Lage ganz zweckmäßig — in diesem Augenblick aber ist die Situation eine solche geworden, daß das Alles Nichts dazu und Nichts davon thut. Das Einzige, was vor dem Schiffbruch bewahren kann, ist eine energische Politik nach Außen.

Bincke: Ja, wo soll die herkommen!

Abend kleine Soirée bei der Gräfin Voß; Reventlow-Altenhof und seine gescheite, liebenswürdige Frau — mehrere Damen — v. d. Bussche-Ippenburg — Robert Goltz (Gesandter in Constantinopel) — Richard Pfuel (bei der Gesandtschaft in Turin), beide auf Urlaub hier — noch einige Herren.

Robert Goltz hat viel Verstand; was er über die türkischen Zustände sagt, klingt, als müsse es wahr sein. Er sagt: wenn man das Wesen sieht, könnte man glauben, es müsse jeden Augenblick zusammenbrechen — aber ein solcher kranker Körper hängt dann doch, wenn er auf einer langen Vergangenheit ruht, durch die Macht der Gewohnheit mit kaum glaublicher Zähigkeit zusammen.

Er kann sich um so länger erhalten, wenn auch die einzelnen Glieder, die sich gerne ablösen möchten, in sich krank sind, wie das hier der Fall ist, namentlich in Beziehung auf Griechen und Rumänen. Die Serben sind ein tüchtiges Volk, das ohne Zweifel eine Zukunft hat — aber gerade sie kommen weniger in Betracht, denn sie wollen nichts weiter, als daß man sie unangetastet läßt in ihrem gegenwärtigen Zustand — sie haben nicht solche phantastischen, hochfliegenden Pläne

Digitized by Google

wie die Griechen, die gerne das ganze europäische Gebiet der Pforte haben möchten. Auch die Montenegriner sind ein tüchtiges Volk, aber auch sie sind von geringer Bedeutung; ihre Macht reicht nicht weit — und Griechen, Rumänen und Montenegriner werden nie dahin gelangen mit Einigkeit gemeinsam gegen die Pforte zu handeln — könnte das je geschehen, dann wäre die Sache bald zu Ende!

Die Bildung der Serben ist beschränkt, aber sie ist naturgemäß und geht aus dem Volksleben hervor — und zu ihrem Glück haben die Serben nicht, wie die Rumänen, einen Bojaren-Adel, dessen Corruption alle Begriffe übersteigt.

27. Februar. Nostitz besucht. Er hatte mich zu sich bitten lassen — und hat ein Anliegen.

Schleinitz, der Minister, ist gestern bei ihm gewesen; sie sind beide überein gekommen, daß die Dinge so nicht fortgehen können; es fällt Alles auseinander; bei dem Zwiespalt im Ministerium ist nicht vorwärts zu kommen — es muß ein Ministerpräsident da sein, der die Berathungen zusammenfaßt — Einheit hineinbringt — einen Vers daraus macht!

Ein Ministerpräsident ist also, was wir brauchen; Schleinitz hat den Fürsten Hohenlohe, Präsidenten des Herrenhauses, als den rechten Mann für die Stelle genannt und Nostitz ist ganz damit einverstanden. (NB. Mir ist die Sache nicht so plausibel — hat auch Hohenlohe sich hin und wieder vom König verwenden lassen, um den reactionären Eifer des Herrenhauses zu mäßigen — und Ein und Anderes durchzusetzen, woran dem König besonders gelegen war — so steckt er doch wohl zu tief in der Junkerpartei, als daß er an der Spitze dieses Ministeriums stehen könnte; jedenfalls müßte ich erst vollständiger orientirt sein.)

Nostitz will nun mit diesem und jenem von den Ministern sprechen und die Sache zu fördern suchen. Ich soll nun auch das Meinige dazu thun, und bei den Ministern, die meine guten Freunde sind, Hohenlohe's Präsidentschaft in Vorschlag bringen; aber ohne Nostitz oder Schleinitz zu nennen; als sei das meine eigene Idee, „denn es ist gut, wenn die Leute das von vielen Seiten hören."

Ich: Wozu könnte das helfen? — Antworte etwas Allgemeines

Digitized by Google

— „werde sehen, was zu thun ist u. s. w." — beschließe aber im Stillen vor allen Dingen mit Max Duncker über die Sache zu sprechen. Das wird erstens dienen, mich selber über Hohenlohe vollständig aufzuklären, und liegt hier — wie mir sehr wahrscheinlich ist — eine Intrigue vor, so ist das der kürzeste Weg die nöthigen Warnungen an den Kronprinzen und sonst à qui de droit gelangen zu lassen.

Uebrigens ist Schleinitz stets der alte; und jetzt, wo er die Verantwortung nicht mehr zu tragen hat, so gut wie früher, für die Politik des Nichtsthuns.

Er hat Nostitz auseinandergesetzt, *man müsse sowohl die dänische wie die kurhessische Sache fallen lassen* — diese Dinge führten zu nichts und müßten so verbluten.

Max Duncker spät Abends bei mir. Ich sagte ihm — ohne Nostitz zu nennen — daß Schleinitz für Hohenlohe's Ministerpräsidentschaft zu wirken sucht. Ich weiß das um so gewisser, da ich, nicht von Schleinitz selbst, aber auf seine Veranlassung durch die dritte Hand aufgefordert worden bin eben dahin zu arbeiten.

Max Duncker: Ja, Hohenlohe's Name schwebt in der Luft; es ist von ihm die Rede; aber es ist mir sehr wichtig zu wissen, daß Schleinitz dahinter steckt.

Uebrigens ist Hohenlohe gar nicht der Mann, der der Sache aufhelfen könnte; er neigt natürlich zur Junkerpartei — er ist ein kränklicher und bequemer Mann. Die Sache ist geradezu unmöglich — denn er selber wird nicht Ministerpräsident sein wollen — und sehr entschieden will ihn das Ministerium nicht haben. Nur Roon würde seine Ernennung gerne sehen, weil er denkt, das wäre eine Stimme mehr für die reactionäre Partei im Ministerrath — v. d. Heydt wäre selber gern Ministerpräsident — und die übrigen wollen natürlich von Hohenlohe nichts wissen. Schwerin namentlich sagt: „So gut wie der kann ich selber Ministerpräsident sein."

Der einzige Mann, der passend wäre als Ministerpräsident, ist Ludolf Camphausen.

Ich: v. d. Heydt müßte man auf jeden Fall los zu werden suchen.

Max Duncker: *Der steht fester als jemals.* Der König ist gestern wieder auf seiner Soirée erschienen; zum zweiten Mal in

Digitized by Google

dieſem Winter. (NB. Bei jedem der anderen Miniſter iſt der König nur einmal erſchienen.)

Ich erzähle von Louis Schneider, wie der ſich doch bei dem König einzudrängen gewußt hat; von ſeiner Reiſe auf eigene Hand nach Warſchau 1860.

Max Duncker: Das Reiſegeld hat ihm wahrſcheinlich Budberg gegeben. (NB. Der ruſſiſche Geſandte!!!) Auch bei dem Kronprinzen hat Louis Schneider anzukommen geſucht, das iſt ihm aber nicht gelungen. (Dank Max Duncker ſelber ohne Zweifel.)

1. März. Den Herren Geſſcken und von Benda begegnet. Sie berichten:

Das Militärbudget fällt im Abgeordnetenhauſe; es giebt nur ein Mittel es durchzubringen: es muß eine Million davon geſtrichen werden, und Patow muß zugleich den Zuſchlag zu den unteren Claſſen der Claſſenſteuer fallen laſſen. Den vollen Bedarf für die Armee muß man erſt ſpäter verlangen, wenn die Mittel dazu ſich in den Voranſchlägen nachweiſen laſſen.

Ich: Auch ich habe das ſchon in Vorſchlag gebracht, daß man dieſen Theil der Claſſenſteuer ſoll fallen laſſen; man braucht ja nur um ſo viel weniger in den Schatz zu legen, und das hat weniger zu ſagen.

Benda: Das allein hilft nicht; es muß ausdrücklich vom Militärbudget ſo viel geſtrichen werden.

Ich: Das eigentliche Rettungsmittel wäre eine energiſche Action nach Außen.

Benda: O! wenn das wäre, wenn wir in Kurheſſen oder in Holſtein einrückten — dann braucht die Regierung gar nicht Geld zu fordern — dann könnte ſie ohne Weiteres nehmen ſo viel ſie wollte. Aber für dieſe elende Politik wollen wir nicht ſo viel Geld ausgeben.

Abends in tiefem Mißmuth Geſſcken beſucht, der mir ankündigt, daß er nun auch als oldenburgiſcher Geſchäftsträger hier fungirt.

Gemeinſchaftliche Klagen; ich ſage: Alles dreht ſich um die Militärfrage, aber Nichts iſt gewiſſer, als daß ſie verworfen wird, wie die Sachen jetzt ſtehen — es giebt keine Rettung, als eine energiſche Action nach Außen, die Alles mit ſich fort reißt, und dazu iſt keine

Digitized by Google

Aussicht. Die Minister sind mehr mit dem Hader unter sich beschäftigt, als mit irgend etwas sonst. Bernstorff, Roon und v. d. Heydt haben nur einen Gedanken: sie steuern so gerade als möglich auf die Auflösung des Hauses los — Auflösung! — da wird Alles gut danach! — Sie hoffen sich dann durch Maßregelungen à la Westphalen ein Abgeordnetenhaus zu schaffen, wie sie es brauchen, und in diesem Wahn bringen sie den Staat an den Rand des Abgrundes.

Sie verhehlen den Hader gar nicht, der unter ihnen herrscht.

Geffcken: Durchaus nicht; Bernstorff äußert gegen Leute die sein Vertrauen haben: wenn nur erst die drei liberalen Minister, Auerswald, Schwerin und Patow, entfernt wären — dann würde die Sache schon gehen.

Eine energische auswärtige Politik, meint Geffcken schließlich, würde aber zuletzt immer bei dem Könige scheitern; er bebt zurück vor dem Gedanken an Krieg —: wenn es dazu kommen soll, dann erklärt er, er sei ein alter Mann, wie er vor Gott erscheinen solle, beladen mit all dem Blut u. s. w. (Mir scheint das denn doch nicht so sicher.)

Von Seiten der Minister zeigt sich die seltsamste Schwäche; sie sind jetzt einig über die Anerkennung des Königreichs Italien — aber Bernstorff wagt nicht, das dem König zu sagen. Auch das Verhältniß zwischen Bernstorff und dem Kronprinzen ist ein gespanntes.

Die drei Herren wollen die Kammer auflösen; das ist auch nicht so leicht; wie wollen sie dahin gelangen? — Wegen der Militärfrage dürfen sie das Haus nicht auflösen, wenn sie nicht ein noch schlechteres bekommen wollen. —

Ich: Das eben sehen sie nicht ein!

Geffcken: Und eine andere Frage giebt keine Veranlassung dazu.

Auch die liberalen Minister sind nicht so leicht zu entfernen; Schwerin hat sich mit den Militär-Vorlagen identificirt; er hat sie zu den seinigen gemacht — wie und weshalb will man ihn entfernen?

Ich: Man will ihm Maßregelungen bei den Wahlen zumuthen, auf die er nicht eingehen kann — und wenn er sich weigert, will man ihn deshalb beseitigen.

Digitized by Google

Es ist jetzt viel davon die Rede, daß Hohenlohe Ministerpräsident werden soll; von einer anderen Seite wird Solms-Lich genannt.

Der Fürst Hohenzollern war in Hyères ernstlich krank; die französischen Aerzte hatten seinen Zustand sogar eine Zeit lang gefährlich gemacht. Auerswald wird schwerlich wieder in die Geschäfte eintreten können.

3. März. Früh zur Bibliothek.

Dann zu Augustus Loftus, wozu er mich seit lange aufgefordert hat.

Er führt das Gespräch gleich auf die Politik; die Bemerkung, daß es kalt ist, führt ihn zu der: „Mais c'est dans la politique qu'il fait chaud!“

Er macht einige unvortheilhafte Bemerkungen über das Ministerium.

Ich: Il n'y a pas de ministère, il n'y a que des ministres, voilà le mal!

Er wiederholt meine Worte zustimmend. Natürlich will er sich orientiren, und ich sage ihm natürlich nur, was er nach Hause melden soll — spreche gerade so viel Unzufriedenheit mit den Zuständen aus, als nöthig ist, um ihn glauben zu machen, daß ich mich mit vollkommenster Offenheit ausspreche.

Ich: Das Unglück ist, Bernstorff ist ein Fremder; seine Güter sind in Holstein — sein Leben hat er bei Gesandtschaften zugebracht — seine Frau ist ebenfalls eine Fremde — und so hat er denn keine Ahnung von unseren inneren Zuständen; die vota, die er im Ministerrath in inneren Fragen abgiebt, sind von der Art „to make one stare“.

Unglücklicher Weise ist er dann auch befangen und mißtrauisch; die Leute, die ihn über die inneren Zustände aufklären könnten, wie Simson, Grabow, Saucken u. s. w., die hält er sich fern; so verfällt er mehr und mehr dem Einfluß v. d. Heydts und der Reaction.

L. Augustus meint, er werde sich auch wohl nicht behaupten können.

Ich: Kaum! Denn er hat durch seinen Mangel an parlamentarischem Tact, durch sein ungeschicktes Benehmen in den Commis-

Digitized by Google

sionen des Abgeordnetenhauses, seine Stellung von Grund aus verdorben. „Il s'est rendu impossible!“

L. Augustus (mit dem schlauesten Lächeln): Peut-être avait-il l'intention de se rendre impossible!

Ich: Das glaube ich nicht; il est trop honnête homme pour cela; je crois qu'il agit de bonne foi ohne eine solche arglistige Berechnung; wenn er etwa das Unbehagliche der Stellung fühlt, die er sich gemacht hat und sich in Folge dessen hinaus sehnt, so ist das etwas Anderes.

Unglücklicher Weise haben beide, er und v. d. Heydt, nur einen Gedanken: Auflösung des Hauses; sie meinen, wenn man nur auflöst, dann ist Alles gut! und demgemäß steuern sie auf dem geradesten und kürzesten Wege, den sie finden können, auf die Auflösung zu; dann hoffen sie die Wahlen durch allerhand kleine Nachhülfen nach ihrem Wunsch zu lenken und mit Bequemlichkeit weiter zu regieren.

Das ist nun freilich ein Wahn, und zwar ein bedenklicher; ich habe mich bemüht die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß mit der Auflösung — die allerdings nöthig — eine energische, den Wünschen der Bevölkerung entsprechende Action nach Außen verbunden sein muß — sonst geht aus den neuen Wahlen eine noch viel entschiedener oppositionelle Kammer hervor, als die gegenwärtige — und welche Wege man dann weiter einschlagen könnte oder sollte, ist schwer zu sagen.

L. Augustus findet es falsch, daß man nach Schwerins Grundsätzen die Wahlen ganz sich selbst überlassen, daß die Regierung sich jeder Einwirkung darauf enthalten hat. Die Regierung müsse auf die Wahlen Einfluß zu üben suchen; das geschehe in allen constitutionellen Ländern und gehöre zur Sache.

Er hat auch in diesem Sinne guten Rath an die Hand zu geben gesucht und angedeutet, daß man das Haus ja nicht der Militärfrage wegen auflösen dürfe — sondern die Auflösung, wenn sie nothwendig wird, auf irgend einem anderen Wege herbeiführen müsse — und dann nicht versäumen dürfe, die neuen Wahlen verständig zu leiten. Denn wenn man ein noch oppositionelleres Haus bekäme als das gegenwärtige: was dann weiter? Ein Conflict zwischen der Krone

Digitized by Google

und dem Lande könne daraus hervorgehen — und das sei sehr bedenklich.

Ich stimme dieser wohlfeilen Weisheit vollkommen bei; die doctrinären Vorstellungen von einer idealen Reinheit der Wahlen, wie sie Schwerin hegt, sind auch in meinen Augen thöricht. Wollte man nicht durch die Organe der Regierung unmittelbar auf die Wahlen wirken — wobei allerdings manches Bedenken sein könnte —, so mußte man wenigstens die liberale Partei veranlassen, sich als ministerielle energisch zu organisiren und die Wahlen ernstlich in die Hand zu nehmen. Das muß auch jetzt geschehen — natürlich! — Aber es genügt unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr; die Strömung des oppositionellen Geistes ist zu stark geworden. Nichts nützt, als eine energische, volksthümliche Politik nach Außen. (NB. Darauf komme ich beständig zurück, denn es liegt mir daran, daß er in diesem Sinne an Lord Russell berichtet; daß man in England unsere Action als eine unbedingte Nothwendigkeit betrachtet und ihr nichts in den Weg legt.)

L. Augustus scheint das zuzugeben und führt das Gespräch auf das Feld der möglichen preußischen Action: auf die deutsche und kurhessische Frage. Bernstorff bestrebe sich diese letztere im Verein mit Oesterreich zu lösen.

Ich: Das scheint mir schon an sich ein verkehrtes Streben; Preußen kann dabei nur seine günstige Stellung einbüßen. Auch halte ich dafür, daß es nicht gelingen wird, sich mit Oesterreich zu einigen — es wird in Wien nicht beabsichtigt — und Rechbergs Ansichten sind sehr eigenthümlicher Art.

L. Augustus: Was Rechberg vor allen Dingen hochhält ist die Heiligkeit und Autorität des Bundestages.

Ich: Il ne connaît et n'admet qu'un seul ordre social, celui dans lequel il se voit comte du Saint Empire par la Grâce de Dieu. Uebrigens würde ein Zusammengehen mit Oesterreich bei uns im Lande nichts weniger als günstig — vielmehr mit entschiedenem Mißtrauen aufgenommen werden; l'irritation contre l'Autriche est très grande dans le pays depuis la note identique.

L. Augustus: Elle doit l'être; er an Bernstorffs Stelle hätte

Digitized by Google

die note identique gar nicht beantwortet. Er hätte nur durch drei Zeilen geantwortet, pour accuser réception, und die eigentliche Antwort den sämmtlichen deutschen Parlamenten überlassen.

Ich: Mir scheint, man mußte doch nun etwas weitergehen, und es freut mich, daß der Graf Bernstorff es gethan hat. Man mußte die Würzburger veranlassen, mit bestimmten Vorschlägen hervorzutreten; das können sie nicht, denn sie sind nicht über den ersten Schritt hinaus einig. So wie man sie dazu zwingt, wird die Hohlheit des ganzen Treibens an den Tag treten.

L. Augustus: Sie haben Bernstorff geantwortet, und auf die Vorschläge von 1815 hingewiesen. Uebrigens wäre es gar nicht so übel gethan auf Conferenzen einzugehen — da würde die Unhaltbarkeit der Vorschläge der Würzburger Coalirten sich vollends zeigen.

Ich: Dazu würde ich doch nicht rathen. Es wäre in mancher Beziehung bedenklich; voulez-vous placer Bernstorff en face de Mr. de Beust?

L. Augustus: Ah! il serait démoli! Es zeigten sich einige Spuren, daß die Würzburger geneigt seien, in Hessen einzurücken — eventuell.

Ich: Wenn das geschieht, dann kommt die Sache schnell zur Entscheidung; unser König ist ein wohlwollender, zum Frieden geneigter Mann, daß wissen Sie; aber auch die Waffenehre Preußens steht ihm sehr hoch. Wenn er die verletzt glaubt, wird er vor keinem Entschluß zurückbeben.

L. Augustus: Aber wenn Preußen in Kurhessen einschreitet: „C'est la guerre civile!“

Ich (hüte mich wohl ihm zu sagen, daß eine gleichzeitige Action nach Dänemark das Gegengewicht bilden muß, das den Bruch unmöglich macht): Je ne le crois pas; Mr. de Beust a trop d'esprit pour cela; er weiß zu gut wie hohl der Boden unter dem sächsischen Thron ist, und wie sehr sie Alle bei einem solchen Beginnen die Gewalt der öffentlichen Meinung im eigenen Lande gegen sich haben würden; so wie wir entschlossen vorwärts gehen, wagen sie nicht es auf einen wirklichen Bruch ankommen zu lassen.

L. Augustus: Nun ja! — Beust — mais le roi de Hanovre?

Digitized by Google

Ich: Il est fou!

L. Augustus: Oui, mais ce sont justement les fous qui font de pareilles choses.

Ich: Wenn sich etwas der Art regen sollte, dann müssen wir jedenfalls vor allen Dingen in Hessen einrücken, um Hannover von seinen süddeutschen Verbündeten abzuschneiden, pour pouvoir au besoin désarmer le Hanovre et pour pouvoir donner la main au seul allié que nous ayons dans le midi de l'Allemagne, au Grand-duc de Bade; — tout cela — ce sont des combinaisons stratégiques tellement simples, qu'il ne peut pas y avoir deux opinions à cet égard.

L. Augustus: Man scheint sich in der That auf eine Action vorzubereiten.

Er hat auf Umwegen erfahren, daß eine Anzahl Regimenter ganz in der Stille den Befehl erhalten, Reservisten einzuziehen und sich marschfertig zu halten. Mais hier j'ai appris encore autre chose — et ceci est bien grave! — Man werde das Abgeordnetenhaus auflösen, um die Discussion der deutschen Frage zu verhindern; je crois la dissolution imminente — je l'attends cette semaine — den hiesigen Regimentern seien, so lauten seine Nachrichten, scharfe Patronen ausgetheilt worden, für den Fall, daß Unruhen ausbrechen — zwar für's erste noch nicht an die einzelnen Mannschaften, wohl aber an die Regiments-Commandos. Ob ich das für wahr halte?

Ich: Je n'en crois rien, bien que ce soit la tactique habituelle du parti, qui voudrait nous ramener à Olmütz, de vouloir faire croire au roi que nous nous trouvons sur un volcan, qui peut éclater à chaque instant! C'est une bêtise.

L. Augustus klagt von Neuem darüber, daß man noch immer zögert das Königreich Italien anzuerkennen; woran das wohl liegen möge?

Ich hüte mich wohl ihm zu sagen, daß Roon das hemmende Element ist: „Tout le monde est d'accord sur ce point, et pourtant cela ne se fait pas.“

Digitized by Google

L. Auguſtus: Es ſei aber doch keine Zeit mehr zu verlieren!

Ich — wollte wiſſen was er dazu ſagen würde —: Mais effectivement! puisque tôt ou tard il faudra bien arracher l'Italie à la tutelle de la France — il faudrait bien faire quelque chose pour elle.

L. Auguſtus: Mais c'est cela! — c'est cela! — zeigt ſich ſehr eingenommen für ein ſolches Arrachiren. Theilt mir ein Telegramm mit, das auf ſeinem Tiſch liegt: das Miniſterium Ricaſoli iſt geſprengt; Rattazzi an deſſen Stelle getreten.

Ich: Eh bien, c'est la guerre! Schon vor Monaten, als Rattazzi in Paris war, ſchrieb man mir aus guter Quelle, daß zwiſchen ihm und Napoleon III. beſtimmte Verabredungen getroffen ſeien, et que je pouvais être sûr que la guerre serait imminente aussitôt que Rattazzi entrerait dans le ministère.

Und nun läßt ſich auch manches Andere dazu an; die Italiener können unmöglich in ihrem gegenwärtigen unfertigen Zuſtand ſtehen bleiben — ſie verfallen dem Mazzinismus, wenn ſie es verſuchen. Wenn Napoleon III. ihnen Rom vorenthalten will, muß er ſie um ſo gewiſſer gegen Venetien loslaſſen — und außerdem regt ſich im Innern Frankreichs ſelbſt mancherlei, das es ihm wünſchenswerth machen muß die Geiſter auswärts zu beſchäftigen.

L. Auguſtus ſtimmt dem Allen bei; man ſage ihm, Napoleon III. habe auch den Preis ſchon genannt, den er für ſeinen Beiſtand in Italien fordert; er verlange Italien bis zum Teſſino.

Ich: Dem möchte ich kaum Glauben beimeſſen; Napoleon III. iſt beherrſcht von dem Gedanken, daß er die Fehler meiden müſſe, die den Sturz ſeines Oheims herbeigeführt haben — und dieſe Vergrößerung iſt kein Bedürfniß für ihn — ſie entſpricht keinem denkbaren Zweck. — Dans tous les cas ce n'est pas la Sardaigne qu'il demande, comme on l'a dit tant de fois; qu'est ce qu'il ferait de cette île? (L. Auguſtus macht eine wegwerfende Bewegung.)

Viel wahrſcheinlicher iſt mir, was man mir auch ſchon ſeit vielen Monaten mitgetheilt hat: Il veut la Dalmatie; il la veut pour avoir un pied à terre dans la péninsule ottomane; elle lui ser-

Digitized by Google

virait de camp; il la veut pour y avoir une armée, qu'il pourrait au moment donné lancer sur Constantinople et qu'une flotte anglaise ne pourrait pas empêcher d'y arriver.

L. Auguſtus meint, an dem Allen könnte wohl viel Wahres ſein; mit geheimnißvoller Miene fügt er hinzu: ob ich nicht bemerkt habe, daß im vergangenen Sommer ein Theil der engliſchen Flotte im Mittelländiſchen Meer vor den Bocche di Cattaro erſchienen ſei? — Er habe das veranlaßt, zur Vorſicht.

Ich: Das war ſehr zweckmäßig! — Wenn ſich Garibaldi wieder in Bewegung ſetzt, wird es wahrſcheinlich nicht unmittelbar nach Venetien ſein, ſondern an die Küſte von Dalmatien; ayez l'oeil sur les Bouches de Cattaro!

L. Auguſtus geht ſehr darauf ein; wie ich mich erhebe und Abſchied nehme, kommt er auf den däniſchen Streit: ob es denn nicht möglich ſei, dieſer dummen, unnützen Geſchichte ein Ende zu machen; ſie ſei doch für Preußen ein Dorn im Fleiſch, und ſo lange ſie dauere, ſei Preußen in ſeiner Action nach anderen Seiten hin gelähmt.

Ich ſage ihm natürlich nicht, daß hier gerade das günſtige Feld für eine Action Preußens liegt — ſchüttele aber den Kopf und ſage: Man kann den Streit wohl in die Länge ziehen, die Sache hinhalten —, aber mit dem beſten Willen wird man es nie dahin bringen, que le Danemarc faſſe des concessions, dont l'Allemagne puisse se contenter.

L. Auguſtus: Vielleicht doch!

Ich: Gewiß nicht! — Die Sache iſt eben von lange her verdorben; ſchon auf dem Wiener Congreß, wo man Rendsburg und Kiel zu Bundesfeſtungen hätte machen müſſen; on a trop méprisé le Danemarc alors — mais Rendsburg, Glückstadt et Kiel entre les mains d'une puissance hostile, sont un danger très grave pour nous. Dann hat auch England ſich in den Unterhandlungen von 1850—52 ſehr große Fehler zu Schulden kommen laſſen — (bei dieſen Worten ſieht L. Auguſtus etwas beſchämt darein) —, aber was jetzt das Nachgeben Dänemarks anbetrifft, ſo ſage ich Ihnen gewiß nichts Neues, wenn ich daran erinnere que c'est la Suède qui dirige aujourd'hui les fils à Copenhague.

Digitized by Google

6. März. Bennigsen lange bei mir; er reist heute Abend ab und ist wenig erbaut von dem, was er hier erlebt hat, von der gänzlichen Zerfahrenheit der Zustände. — Ich setze ihm auseinander, wie wir durch die grenzenlose Unvernunft der liberalen Partei dahin gekommen sind; wie Alles anders wäre, wenn die Leute in Beziehung auf die Militär-Vorlagen 1860 — oder auch nur vergangenes Jahr, vernünftig gehandelt hätten.

Bennigsen gibt zu, daß das jetzige Haus ein sehr confuses sei — aber das sei jetzt nicht das Hauptunglück; der Schaden liege tiefer.

Ich: Im gegenwärtigen Augenblick ist Bernstorff das Hauptübel, der mit v. d. Heydt zusammen auf die Auflösung hinarbeitet, und sich einbildet, dann wird Alles gut.

Bennigsen weiß natürlich auch, daß es ein leerer und gefährlicher Wahn ist, wenn man durch landräthliche Maßregeln bessere Wahlen zu erhalten hofft. Die Regierung muß entschieden handeln nach Außen.

Ich: Gewiß; das ist es, was ich beständig wiederhole — und wohin ich es zu bringen suche.

Bennigsen geht in Beziehung auf die Armee, wie die meisten Liberalen, von ganz falschen Voraussetzungen aus; daß sie in Preußen einen ganz unverhältnißmäßigen Theil der Staatseinnahmen absorbire — einen viel größeren als anderswo. Er sagt ferner, auf die materiellen Machtmittel dürfe sich Preußen nicht verlassen, denn an denen würde es immer Frankreich und Oesterreich nachstehen; es müsse die Mittel der Macht in den moralischen Elementen, in Intelligenz und Volksthümlichkeit suchen, in den Sympathien des deutschen Volks u. s. w.

(NB. Das wissen wir wohl ungefähr Alle — die Herren kommen aber zu einem falschen Schluß: weil es eine tüchtige Armee allein nicht thut, weil wir auf die Sympathien des deutschen Volks bauen müssen — haben umgekehrt wir uns nur auf diese zu verlassen, und bedürfen dann einer tüchtigen Armee eigentlich gar nicht!

Wie verzweifelt wenig uns die Sympathien und all die idealen Herrlichkeiten helfen würden ohne eine tüchtige Armee, davon haben diese idealisirenden Leute keinen Begriff.)

Digitized by Google

Ich suche ihm auseinanderzusetzen, daß man doch nur zweierlei folgern könne, wenn die Militärlast wirklich für Preußen zu schwer sei: entweder Preußen muß auf die Stellung einer Großmacht verzichten, oder eine breitere Basis für sein staatliches Dasein gewinnen. Das Erstere will Niemand — will man das Letztere, so muß man auch die Opfer bringen, die dazu erforderlich sind.

Bennigsen: In diesem Sinne, als Provisorium, könne man sich die Sache gefallen lassen. Aber die Regierung müsse handeln — in der dänischen Sache — denn mit bloßen Redensarten, ohne Thaten, sei auch die Agitation des Nationalvereins zu Gunsten Preußens nicht lange mehr zu halten.

Nur zu sehr hat er dann Recht, wenn er andeutet, daß eine revolutionäre Bewegung irgendwo in Europa — in Frankreich namentlich, wo sie wenigstens nach dem Tode Napoleons III. mit Bestimmtheit zu erwarten ist, — wieder durch ganz Europa wogen wird, und daß wir nicht hoffen dürfen, ihrer bei uns Herr zu bleiben, wenn wir nicht vorher gehörig eingerichtet sind.

Ich gedachte nämlich Napoleons; die heutige Nachricht, daß er den Gesetzentwurf in Beziehung auf Dotation Montaubans zurückgezogen hat, scheint mir sehr wichtig. Napoleon sieht sich zum ersten Mal genöthigt, vor dem Corps législatif zurückzuweichen! — zum ersten Mal! — Die Dinge müssen wohl in Frankreich eine Neigung zum Bedenklichen haben! Um so gewisser müssen wir auf einen nahen Krieg rechnen.

Gegen meine Erwartung zeigt sich Bennigsen zufrieden mit dem Abkommen in Beziehung auf Kurhessen.

Spät in das Archiv; nicht viel ausgerichtet. Rest des Tages daheim.

7. März. Zeitungen; der Hagen'sche Antrag*) ist mit großer

*) Der — gewöhnlich als Ausgangspunkt des Conflicts bezeichnete — Antrag des (neulich verstorbenen) Abgeordneten und Kämmerers der Stadt Berlin Hagen sprach die Forderung aus, daß die von der Regierung in Aussicht gestellte genauere Specialisirung der einzelnen Budgettitel bereits im laufenden Jahre in Ausführung gebracht werden sollte. — Unter den damals gegebenen Umständen mußte die am 7. März 1862 erfolgte Annahme dieses Antrages als Mißtrauensvotum gegen die Regierung angesehen werden.

Digitized by Google

Majorität gegen das Ministerium angenommen worden; das ist sehr ernst; denn ungefähr wie diese — oder vielmehr genau so — wird die Abstimmung über das Militärbudget ausfallen. Das Dasein der Krisis ist also nun wohl für Niemanden mehr zweifelhaft.

Zu Nostitz; der hatte mich zu sich entboten um mir zu sagen, daß Hohenlohe nicht Ministerpräsident sein will. Das konnte ich mir ungefähr denken. Strachwitz ist da mit seiner Frau. Der alte Pfuel kommt hin — die beiden alten Herren, Nostitz und er, begeistern sich gegenseitig in ihren Erinnerungen an Waterloo und erzählen höchst interessante Dinge.

Abend bei Alexander Duncker; eine Gesellschaft, die ich meist nicht kenne, für mich also nicht sehr lustig. Ein Commerzienrath Wolf ist da, dem Dialect nach ein Westphale; der hat die Expedition nach Japan mitgemacht — mit Eulenburg — und ist von Singapore aus allein zurückgekehrt. Der zeigt eine Menge Photographien aus Japan — und Aquarelle und Gouaches japanischer Künstler — Schiffe, Gewebe u. s. w.

Max Duncker kommt spät; mein Nachbar beim Souper. Das Abgeordnetenhaus ist bis zum Dienstag vertagt. Das scheint die Einleitung zur Auflösung. Wird es auch wirklich dazu kommen? Max Duncker zuckt die Achseln; — vielleicht doch nicht!

Darüber sind wir einverstanden, daß die Auflösung eine kluge Maßregel sein kann, oder eine dumme, je nachdem was man dann weiter thut.

Mit dem Abkommen in der kurhessischen Sache ist auch Max Duncker zufrieden. Preußen hat nämlich das Wahlgesetz von 1849 nicht fallen lassen, sondern als Gegenstand einer offenen Frage behandelt.

Bennigsen hat hier sehr gut operirt. Der hiesige National-Verein wollte sich gegen das Ministerium aussprechen — Bennigsen hat die Spitze aller Erklärungen gegen die Würzburger zu richten gewußt.

Die Thoren, die Liberalen! Ihre Verblendung ist unheilbar! — Sie bilden sich ein, sie wollen die drei reactionären Minister verdrängen! — Sie werden im Gegentheil die fünf liberalen Minister

Digitized by Google

beseitigen, und wenn sie das glücklich zu Stande gebracht haben, dann werden sie so naiv sein sich zu wundern.

Die Auflösung des Abgeordnetenhauses und der Sturz des Ministeriums Auerswald.

8. März. Dr. Wehrenpfennig sagt mir, der Ministerrath sei eben versammelt gewesen, wahrscheinlich habe das gesammte Ministerium seine Entlassung einzureichen beschlossen — es komme nun darauf an, ob der König sie annehmen werde. — Jedenfalls sei es gut, daß man nicht sofort zur Auflösung geschritten sei — daß vielmehr das Ministerium weiche. Das werde einen günstigen Einfluß auf die künftigen Wahlen üben.

Er eilt zu Schwerin, um positiv zu erfahren was geschehen ist.

Schon unterwegs war mir die eigenthümliche Art aufgefallen, in der Roon mir guten Morgen zurief, da ich ihm begegnete. — Jetzt sehe ich auch Bethmann-Hollweg, der mich in tiefen Gedanken gar nicht gewahr wird — und Patow, der ungemein heiter darein schaut.

Legationsrath Meyer sagt mir in der Straße, daß das Ministerium wirklich seine Entlassung eingereicht hat. Was nun weiter werden soll, ist unberechenbar.

So hat der General Manteuffel mit Hülfe der liberalen Partei sein Ziel erreicht; er und Vincke-Hagen müßten einander unter Freudenthränen in die Arme stürzen. Die beiden sind es, die den Sieg mit einander erfochten haben! — Der eine mit kluger Berechnung — der andere in der Verblendung zu seiner eignen Verwunderung.

9. März. Im Archiv gearbeitet. — Abend bei Vincke; Gesellschaft: Moltke und seine Frau — die beiden Richthofens — Dr. Veit — Flügeladjutant Strubberg — ein Struensee — mehrere andere Herren und Damen.

Vincke sagte mir: der König hat die Demission der Minister nicht angenommen — sie besäßen sein Vertrauen

Digitized by Google

u. s. w.; er erwarte nun, daß sie die Maßregeln vorschlagen würden, mit deren Hülfe sie die Geschäfte glaubten weiter führen zu können.

Das ist so weit ganz gut, aber Strubberg sagt mir später, daß Bethmann-Hollweg, der ein für alle Mal nicht mehr Minister sein will, sich geweigert hat dem Ministerrath beizuwohnen, der heute versammelt war, um die verlangten Vorschläge zu berathen.

Strubberg bemerkt dazu ganz richtig: so lange der König seine Demission nicht angenommen und keinen anderen ernannt habe, sei er Minister und müsse die Pflichten eines solchen erfüllen. Dann aber auch sei es Bethmann-Hollwegs Pflicht seinen Collegen über diese Zeit der Krisis hinweg zu helfen — sie mit ihnen zu tragen. Erst wenn sie vorüber sei, stehe es ihm frei zu erklären, daß er jedenfalls austreten wolle.

Richthofen-Barzdorf meinte, es sei nicht günstig, daß die Auflösung gerade um diese Finanz-Kontrollfrage stattfinde. Die große Mehrzahl der Wahlmänner werde nicht begreifen, warum es sich eigentlich handelt; die Demokraten aber werden sagen, sie haben sparen wollen und darum seien sie auseinander getrieben worden — und ein solches Vorgeben macht natürlich auf Kleinbürger und Bauern einen großen Eindruck; es ist nicht schwer sie mit dergleichen zu gewinnen.

Richthofen-Brechtelshof sagt mir, der Ton, in welchem die Unterhandlungen in den Commissionen geführt werden, sei nach gerade ein ganz unerträglicher geworden. Die Minister würden da mit einem cynischen Hohn interpellirt und gehofmeistert, der geradezu empörend sei.

10. März. Gegen 2 Uhr zu Auerswald, mit dem ich sprechen wollte; kann ihn nicht sehen, denn schon seit 10 Uhr früh ist der Ministerrath bei ihm versammelt, nachdem er sich schon gestern vergebens abgemüht hat, das Programm zu Stande zu bringen, das der König verlangt.

Gleich darauf begegne ich Max Duncker in der Straße; der ist in einer leidenschaftlich gehobenen Stimmung, die ich an ihm wohl kenne — sie röthet seine Wangen, und er geht dann ein wenig weit in seinen Behauptungen. So sagt er jetzt, Bethmann-Hollweg allein

Digitized by Google

handle vernünftig, daß er sich entschieden weigere, sein Portefeuille zu behalten; das sollten die liberalen Minister alle thun. Sie sollten geradezu ein reactionäres Ministerium an die Regierung kommen lassen.

Meyer wendete ein, ein reactionäres Ministerium würde doch große Gefahren mit sich bringen.

Max Duncker: Gewiß! Aber wenn die Minister bleiben, das hätte noch größere Gefahren — denn die constitutionelle Partei geht dabei vollständig zu Grunde. Kommt jetzt ein conservatives Ministerium an die Reihe, so wird die constitutionelle Partei erhalten; sie weiß dann, was sie zu thun hat; sie wird Opposition, aber gesondert von den Demokraten. Bleibt dagegen das Ministerium in Folge irgend einer Halbheit — dann werden einige der Constitutionellen sich vergeblich abmühen wie bisher das Ministerium zu stützen und zu halten — und dabei sich selber politisch vollständig ruiniren, die große Masse aber geht zu den Demokraten über, und die Partei ist vernichtet.

Leider kann ich ihm nicht Unrecht geben: dahin führen die Wege der Halbheit. Wenn ich jetzt im Ministerrath wäre, würde ich erklären: ein gemeinsames Programm ist unmöglich, wenn wir nicht sammt und sonders sehr inconsequent werden wollen; so mögen denn zwei entworfen werden: das eine von v. d. Heydt, Bernstorff und Roon — das andere von der liberalen Fraction des Ministeriums — und dann treten wir vor den König und sagen: wählen Sie das Eine oder das Andere! — Die Partei, gegen die der König sich erklärt, tritt dann aus.

Ich: Sonst war er doch mit mehreren von den liberalen Ministern persönlich befreundet.

Max Duncker: Ja! so lange sie mit ihm in den Hauptpunkten einer Meinung waren; jetzt ist das nicht mehr der Fall.

Ich wiederhole, was ich schon die Zeit her öfter gesagt habe: Was in dem Ministerrath beschlossen wird, ist mir ziemlich einerlei. Eine Halbheit wird es jedenfalls sein; welche? — ist gleichgültig. Denn ich erwarte eine wirkliche Verbesserung des ganzen Zustandes

Digitized by Google

überhaupt nicht mehr von dem Thun und Lassen unserer Staatsmänner. Meine Hoffnung ist auf die europäische Krisis gerichtet, die mit Riesenschritten und ehernem Tritt herannaht; die wird uns über manche Schwierigkeit hinausheben.

Max Duncker: Wir erwarten sie schon lange und sie ist doch nicht gekommen. Und dann müßten die Ereignisse uns ergreifen, denn wir machen sie nicht!

Ich: Nein! das thun wir freilich nicht; aber die Ereignisse werden uns beim Schopf nehmen und ins Wasser werfen; dann werden wir schon schwimmen. —

Abend bei Gneist, zahlreiche Gesellschaft.

Ein paar jugendliche Fortschrittsmänner machen sich breit. Gneist will mich mit einem langbärtigen Dr. Bucher bekannt machen, einem sehr bedeutenden Mann — der lange in England gelebt hat, als Correspondent mehrerer Zeitungen. Da er mir aber den Mann als großdeutsch und antiitalienisch ankündigt, lehne ich die Bekanntschaft ab.*)

Man ist ungewiß, ob das Haus morgen bloß vertagt, oder sofort aufgelöst wird.

Längeres Gespräch mit Beseler; der sagt, daß er jetzt auch gegen die Militär-Vorlagen stimmen würde; denn um solche Politik zu treiben — dazu würde er auch so viel Geld nicht bewilligen. So wirkt die Halbheit der Regierung dahin, daß alles sich der Opposition zuwendet.

Auf dem Heimwege in dunkler Nacht begegnet mir in der Bellevuestraße Vincke, der mit seiner Nichte Hermine von einer Soirée bei Droysen herkommt und mir sagt, daß die Kammer morgen aufgelöst wird.

Das sei wieder ein Fehler, den die Regierung begeht, denn über ihren weiteren Gang sei noch gar nichts beschlossen — die Abgeordneten der constitutionellen Partei hätten noch gar keine Versprechen, keine Zusicherungen erhalten, die sie in die Provinzen mitnehmen könnten; die Demokraten dagegen, die eilen sofort nach Haus und wühlen für die neuen Wahlen.

Ich: Erinnern Sie sich meines Briefs? Ich schrieb Ihnen, im

*) L. Bucher und Kaplan v. Sterz hatten kurz zuvor ein großdeutsches Programm veröffentlicht.

Digitized by Google

Februar werde die Krisis eintreten, vor der wir jetzt stehen: um wieviel habe ich mich geirrt? — Habe ich zu schwarz gemalt?

Bincke: Nein! Sie haben nicht zu schwarz gemalt; nur schade, daß die Wenigen, die heller gesehen haben, die Schlacht verloren haben.

11. März. Zu R. Auerswald. Wir sprechen natürlich von der Lage; er führt das Gespräch ein. Auerswald fühlt sich körperlich wohl nach den Stürmen der letzten Tage. — Wir sprechen von der eben erfolgten Auflösung — ich gebe zu, daß sie unvermeidlich war — aber sie trägt unverkennbar eine große Gefahr in sich, denn die Möglichkeit liegt sehr nahe, daß wir ein noch schlechteres Haus bekommen, als das eben aufgelöste war.

R. Auerswald will das nicht glauben und meint, während der zwei Monate, daß sie beisammen waren, hätten die Demokraten in der öffentlichen Meinung gewiß nicht gewonnen — und es sei nicht wahrscheinlich, daß das Land dieselben Leute wieder wählen werde.

(NB. Ich sehe mit Schrecken, daß man sich in Beziehung auf die Wahlen gefährlichen Täuschungen überläßt und die Sache für leichter hält, als sie ist.)

Ich: Dafür möchte ich nicht stehen, denn die Strömung ist zur Zeit sehr stark im liberalen, ja im demokratischen Sinn, und noch dazu ist den Demokraten die Möglichkeit gegeben zu behaupten, sie seien nach Hause geschickt worden, weil sie Ersparnisse einführen wollten. Wenigstens wenn Bernstorff und v. d. Heydt glauben, sie könnten die Wahlen durch landräthliche Maßregeln leiten, so ist das eine arge Täuschung und eine gefährliche. Damit richtet man unter den gegenwärtigen Bedingungen gar nichts aus. Die Wahlen werden, fürchte ich, sehr schlecht ausfallen, wenn nicht von Seiten der Regierung etwas Namhaftes gethan wird. Es muß etwas geschehen.

R. Auerswald: Was müßte denn geschehen?

Ich: Vor allen Dingen eine Umgestaltung des Herrenhauses!

R. Auerswald: Ja, wie wollen Sie die zu Stande bringen?

Ich: Zunächst durch eine namhafte Ernennung neuer Mitglieder.

Digitized by Google

R. Auerswald: Nun, das wird geschehen!

Ich: Dann ist aber auch eine energische Politik nach Außen unerläßlich; es ist nothwendig, innerhalb der kürzesten Zeit in der dänischen Sache energisch vorzugehen.

R. Auerswald: Das muß geschehen, und es muß noch viel mehr geschehen; wir sind eben darüber in Berathung.

(NB. Wenn man sich nur darauf verlassen könnte, daß irgend etwas Namhaftes fest beschlossen wird.)

Ich nehme die Gelegenheit wahr, auf einen sehr gefährlichen Unfug aufmerksam zu machen, der nicht geduldet werden darf: die Berliner Wahlmänner fangen an, sich als eine permanente Corporation, als einen politischen besonderen Stand zu gehaben. Sie halten Versammlungen, in denen sie sich von den Abgeordneten in langen Reden Rechenschaft ablegen lassen — loben oder tadeln u. s. w. — zu alledem sind sie nicht berechtigt; sie werden nur zu Einem politischen Act erwählt und haben nur Einen Auftrag, nur zu dem Einen Act Vollmacht; ist der vorüber, so haben sie aufgehört, Wahlmänner zu sein. Es liegt aber eine große Gefahr in ihrem Treiben. Das Unheil der französischen Revolution fing damit an, daß die Pariser Wahlmänner sich ganz in derselben Weise als permanente Corporation constituirten und bald dahin gelangten, die Nationalversammlung zu tyranniſiren.

R. Auerswald: Es ist der Anfang des Clubwesens, das ist wahr; ist ganz gegen den Geist der Verfassung, denn die Abgeordneten, die selbständig urtheilen und stimmen sollen, werden zu bloßen Mandataren der Wahlmänner gemacht. Aber ich weiß nicht, ob das Vereinsgesetz Mittel an die Hand gibt, dagegen einzuschreiten.

(NB. Also Rathlosigkeit überall!)

Ich führe nun die Discussion in einen weiteren Kreis hinüber und suche geltend zu machen, daß eine feste Consolidirung unserer inneren Zustände um so nothwendiger sei, da eine revolutionäre Erschütterung der europäischen Zustände überhaupt in großer Nähe droht. Es kommt darauf an, daß sie uns nicht auch erschüttert; daß wir feststehen, wenn sie kommt. Ausgleichung des Zwiespalts mit der

Digitized by Google

Landesvertretung und Einigkeit des Ministeriums in sich sind die Bedingungen.

R. Auerswald: Die Meinungsverschiedenheiten im Innern des Ministeriums sind nicht so bedeutend, wie man im Allgemeinen annimmt.

Sie beziehen sich mehr auf einzelne Fragen, nicht auf die allgemeinen Grundsätze. Und dann kommt es bei uns zuletzt doch immer auf den Willen des Königs an.

Ueber Einzelheiten aber herrschen überall Meinungsverschiedenheiten, selbst unter Leuten, die im Ganzen und Großen einverstanden sind.

Mit Vincke-Olbendorf sei er selbst doch gewiß im Ganzen einer Meinung — und doch verschiedener Ansicht über das Ministerverantwortlichkeits-Gesetz. Vincke sei unzufrieden damit, daß nur beide Häuser zusammen die Minister anklagen können; das sei aber nöthig, da das Herrenhaus bei uns nicht Richter in solchen Fällen sein solle. Denn das Wesen eines constitutionellen Regiments liege eben darin, daß jeder einzelne Factor der gesetzgebenden Gewalt für sich allein nur eine negative Gewalt habe; nur aufhalten, nicht für sich allein etwas Positives thun könne. Die Leute würden dadurch in ihrem Urtheil irregeführt, daß sie sich Abgeordnete und Herrenhaus als einander entgegengesetzte, einander feindliche Gewalten denken. Aber wenn dem auch für jetzt bei uns zufällig in der That so ist, so ist das doch immer nur ein vorübergehendes, zufälliges Verhältniß; in der Natur der Sache liegt das ganz und gar nicht. Vielmehr kann und darf man die Hoffnung nicht aufgeben, daß Abgeordnete und Herrenhaus früher oder später in naturgemäßer Weise vereint und in demselben Sinne wirken werden.

Gesetze können und dürfen aber nicht nach solchen ihrer Natur nach vorübergehenden Zufälligkeiten berechnet werden.

Da in meinen Augen jedes Minister-Verantwortlichkeitsgesetz eine bloße Decoration ist, die gar keine praktische Bedeutung hat, liegt mir sehr wenig an dieser theoretischen Auseinandersetzung. Ich suche daher das Gespräch wieder auf ein weiteres Gebiet zurückzuführen, indem ich von Neuem an die europäischen Gefahren erinnere,

Digitized by Google

deren Nähe eine Consolidirung unserer inneren Verhältnisse doppelt nothwendig mache.

R. Auerswald: Wir leben in einer Zeit, wo man allerdings stets auf überraschende Ereignisse gefaßt sein muß, aber für den Augenblick scheint doch keine drohende Gefahr so nahe. Wo ich sie denn sehe?

Ich: Von vielen Seiten zugleich; namentlich von Frankreich und Italien her. Die Dinge haben in Italien eine Wendung genommen, die Napoleon schwerlich genehm ist, das ist wahr; aber er weiß sich den Umständen zu fügen, und wird es thun. So seltsam wie bisher lassen sich die Dinge in Italien nicht länger in der Schwebe halten. Die Italiener müssen vorwärts schreiten und losschlagen — denn sie verfallen sonst dem Mazzinismus ohne Rettung. Zu gleicher Zeit geht in Frankreich Mancherlei vor, das es für Napoleon wünschenswerth machen muß, die Gemüther auswärts zu beschäftigen: die geräuschvolle, wenn auch vor der Hand noch ohnmächtige Opposition, die Unruhe unter der studierenden Jugend u. s. w. Schon vor Monaten, als Rattazzi in Paris war, schrieb man mir, daß zwischen ihm und Napoleon bestimmte Verabredungen getroffen seien; sobald Rattazzi in das Ministerium eintrete, könne ich überzeugt sein, daß der Krieg nahe sei. Nun ist Ricasoli beseitigt, Rattazzi an seine Stelle getreten, ohne daß sich ein ernsthafter parlamentarischer Grund dafür angeben ließe.

R. Auerswald will an keine Gefahr von dieser Seite glauben: Die Italiener sind mit ihrer Armee nicht fertig, ihre Finanzen sind in dem traurigsten Verfall, und sie haben mit den Räuberbanden genug zu thun. Dem Napoleon muß auch aus vielen Gründen an der Erhaltung des Friedens gelegen sein.

Ich: Die Staatsmänner Englands beurtheilen doch die Verhältnisse nicht ganz in derselben Weise. Sie beobachten vielmehr mit großem Mißtrauen, was in Frankreich vorgeht, und sehen ziemlich bestimmt den Augenblick nahen, wo sie mit Napoleon brechen müssen. Mir scheint, wenn man nur einfach beobachtet, was vorgeht, muß man sich überzeugen, daß Napoleon große Pläne einer nahen Ausführung entgegenführt. Wie viele Mühe hat sich Napoleon ge-

Digitized by Google

geben, England in die amerikaniſchen Händel zu verwickeln — und wie ſorgfältig hat England jeden Zwiſt mit Nordamerika vermieden, obgleich ihm die Trennung der nördlichen und ſüdlichen Staaten gewiß im höchſten Grade erwünſcht wäre; gewiß nur, weil man Napoleons Vorhaben erräth, und nur, um die Hände frei zu behalten für das, was im Orient und ſonſt in Europa vorgehen kann. Würde England ſich ſonſt wohl die Baumwollenblockade ſo lange gefallen laſſen?

R. Auerswald muß das zugeben, bleibt aber dabei, daß eine nahe Gefahr, von dieſer Seite wenigſtens, nicht zu beſorgen ſei.

Ich: Nun gut! Setzen wir voraus, es ſei von dieſer Seite nichts zu befürchten; aber wenn auch dieſes Jahr noch ruhig hingehen ſollte, wenn auch in dieſem Jahr keine europäiſche Erſchütterung aus dem Süden kommt — *ſo kommt ſie ganz gewiß 1863 aus der ſlaviſchen Welt.* Am 1. Januar 1863 ſollen die Verhältniſſe der Bauern definitiv geregelt ſein; dabei wird es zu ſchweren Unruhen kommen; ich weiß nicht, wie die Geſandtſchaftsberichte lauten, aber meine Privatnachrichten laſſen mir darüber nicht den mindeſten Zweifel. Wie weit dieſe Unruhen führen können, iſt ganz unberechenbar. Das Mindeſte aber, was geſchehen kann, iſt, daß Rußland vollſtändig gelähmt wird durch die Zuſtände in ſeinem Innern und ſeiner geſammten Macht bedarf, um den ſtaatlichen Bau nur überhaupt zuſammenzuhalten — *und dieſen Moment werden ſich die Polen gewiß nicht entgehen laſſen.*

R. Auerswald ſchien das einzuſehen, aber es machte ihm doch nicht den gehörigen Eindruck; er ſchien nicht in ſeiner ganzen Bedeutung zu empfinden, daß ein weltgeſchichtlicher Augenblick naht, der die Anſpannung aller Kräfte auch von uns fordert, und in dem wir mit einem Compromiß der Halbheit, mit einem nothdürftig zuſammengeflickten Miniſterium ohne Programm nicht ausreichen, der manches Werthvolle auch bei uns zertrümmern wird, wenn wir nicht vorher fertig gerüſtet daſtehen.

Ich verlaſſe ihn, da eine Art von Deputation der liberalen Partei — Saucken, v. Sänger und ein Dritter — zu ihm kommt. Im Archiv gearbeitet!

Was für wunderliche Gerüchte ſich in ſolchen Momenten der

Digitized by Google

Aufregung verbreiten! Auf dem Heimweg begegnen mir in der Victoriaſtraße zwei Geheime Räthe, deren einen ich von einem Diner bei Patow her kenne, ohne ſeinen Namen zu wiſſen. Der ſagte mir: „Die Fraction Grabow erwartet heute Abend die Nachricht, daß v. d. Heydt, Bernſtorff und Roon aus dem Miniſterium ausgetreten ſind."

Da werden ſie wohl vergeblich warten!

Der Geheime Rath (mit wichtiger Miene): Nun, wenn das nicht geſchieht, dann treten Schwerin, Patow und Bernuth aus!

Ohne Zweifel, und Auerswald und Pückler dazu; das wird wohl das Ende vom Liede ſein. (Wie tief und originell, du weiſer Thebaner!)

Den übrigen Tag mißmuthig daheim.

12. März. Mein Hausherr, Buchhändler S., bei mir, um über ruſſiſche Manuſkripte zu ſprechen, die er herausgeben möchte. (Barclay's Denkſchrift von 1812 und Tolls Tagebuch von 1831.)

Er fängt aber von ganz anderen Dingen an, von Politik; was ich zu der Auflöſung ſage — und dann geht er ſofort ſelbſt als Fortſchrittsmann in das Zeug.

Da ich mich gegen den Hagen'ſchen Antrag ausſpreche, meint er, ich habe vielleicht ein perſönliches Vorurtheil gegen ihn; aber das wäre ungerecht; Hagen ſei ein ganz vortrefflicher Mann, der den Haushalt der Stadt Berlin in die allerſchönſte Ordnung gebracht habe u. ſ. w.

Ich habe gar kein Vorurtheil gegen ihn; denn ich höre ſeinen Namen zum erſten Male im Leben. Seine Perſon geht mich gar nichts an, ich habe es nur mit der Sache zu thun.

S.: Aber ich ſolle doch nur bedenken! Die verſprochene genaue Controlle kann ja gar nichts helfen! Bis dahin können die Herren alles Mögliche in das Budget hineinbringen! Jetzt gleich, wo ſie nicht vorbereitet ſind, muß die Controlle geübt werden; da würde man auf die Entdeckungen kommen u. ſ. w.

Ich: Alſo wie ausgemachte Spitzbuben wollen Sie die Miniſter controllirt wiſſen! Solche wahnwitzige Ideen ſind im Umlauf; und doch liegt der Gedanke ſehr nahe, daß Leute, denen gegenüber man eine ſolche Controlle denken könnte, eben nie Miniſter ſein dürfen.

Nicht ohne Mühe mache ich dem Mann begreiflich, daß ſich für

Digitized by Google

mich die Frage gar nicht darum dreht, ob diese Controlle schon in diesem Jahre geübt werden soll oder erst im nächsten — sondern das Verlangen einer solchen Controlle überhaupt gar nicht ausführbar und ein schnöder Unfug ist.

S. fällt aus den Wolken und fragt verwundert: Dann war es ja ein Fehler, daß Herr von Patow überhaupt auf die Sache eingegangen ist?

Ich: Versteht sich, war das ein Fehler, und ein sehr großer, ein unverzeihlicher!

S. fällt immer tiefer in unermeßliches Erstaunen hinein.

Ich: Lassen wir das! Sie werden mich nicht bekehren, denn Sie finden in mir einen sehr entschiedenen und sehr entschlossenen Gegner und Feind aller Demokraten und Fortschrittsmänner.

Ich sage ihm noch, daß das Benehmen der Fortschrittsleute gegen die Minister in den Commissionen geradezu empörend war, so sagen mir meine Freunde. Der vernünftigen Leute waren dort nicht viele; die Mehrheit ist natürlich Pöbel dort wie überall: die Welt ist einmal so beschaffen.

Im Archiv gearbeitet. — Kehler sagt mir da: Hohenlohe ist Ministerpräsident — interimistisch. Der König hat ihn selbst als solchen eingeführt. Die Kabinettsordre ist seltsamer Weise von v. d. Heydt allein unterzeichnet. — Es fragt sich, ob diese Ernennung nicht für die übrigen Minister eine Ueberraschung war.

Die reactionäre Partei hat also nun eine Stimme mehr im Ministerrath! Sie hat vier — und wenn der charakterlose Schleinitz mit stimmt, fünf Stimmen gegen die fünf von Auerswald, Patow, Schwerin, Bernuth und Pückler. Die Sache wird immer verwirrter.

In meiner Bekümmerniß Saucken aufgesucht gegen Abend, vergebens; er war nicht daheim.

13 März. Früh zur Bibliothek Bücher zu holen. Unterwegs, auf dem Pariserplatz, hält mich der Prinz Wilhelm von Baden lange auf und fragt, was die Auflösung im Lande für einen Eindruck gemacht hat? — Er selbst vermuthet einen schlechten — ergeht sich in großer Unzufriedenheit über die hiesigen Zustände.

Digitized by Google

Ich erwähne nämlich der Forderung, die fast von allen Seiten erhoben wird, daß eine namhafte Ernennung von Pairs stattfinde.

Der Prinz stutzt; nun, meint er, wenn man sich auf der einen Seite bemühte, mehr conservative Elemente in das Haus der Abgeordneten zu bringen und auf der anderen zugleich mehr liberale in das Herrenhaus: *das wäre doch ein Widerspruch.*

Ich: Und vielleicht wäre es doch das Mittel, im Ganzen auf eine richtige Mitte zu kommen.

Der Prinz weiß nicht, was er seinem Bruder, dem Großherzog, über die hiesigen Zustände sagen soll. Er fürchtet, Preußens Stellung in Deutschland — und was zu Deutschlands Heil gereichen kann, ist wieder auf Jahrzehnte verloren! — Abends im Theater.

15. März. Aus der Zeitung ersehe ich, *daß der livländische Landtag in Riga einen vereinigten Landtag der drei baltischen Provinzen verlangt* — und ein baltisches Obertribunal — kurz eine der Stellung Finlands nachgebildete perfecte baltische Gesammtverfassung. — Sie wollen auch Deputirte der Städte auf den Landtag berufen. Ni plus, ni moins!

Ich kann mir das wohl erklären nach Einigem, was ich mit Ottokar Aberkas besprochen habe. Die Leute sehen, daß der russische Adel mit vollen Segeln auf einen slavischen Reichstag lossteuert — und vor dem haben sie mit vollstem Recht eine große Angst! — Sie würden dort eine sehr unbedeutende Minorität bilden — und sagen sich, wie rücksichtslos der Deutschenhaß auf dem slavischen Reichstag ausbrechen würde. Zu den ersten Dingen, die der versammelte russische Adel thäte, würde ohne Zweifel die Vernichtung der Sonderstellung dieser baltischen Provinzen, ihrer deutschen Nationalität und Religion gehören.

Auch das finde ich sehr begreiflich, daß eine Bewegung in diesem Sinne gerade von Livland ausgeht; denn die Livländer sind, ich möchte sagen, mehr Europäer, als die Bewohner der beiden anderen Provinzen — und haben mehr politische Einsicht.

Kann die Sache gelingen? Das schien mir im ersten Augenblick sehr zweifelhaft. Denn ich möchte kaum dafür stehen, daß auch nur die beiden anderen Provinzen beitreten. Die Esthländer sind

Digitized by Google

zu beschränkt, zu arm, zu abhängig vom kaiserlichen Dienst; die Curländer haben einen überschwänglichen particularistischen Dünkel als Curländer und sehen die Zumuthung aus ihrer Provinz herauszugehen möglicherweise als eine Beleidigung an.

Paul Rennenkampff meint, Esthland und Curland werden dem Beschluß des livländischen Landtags beitreten, denn der esthländische Ritterschaftshauptmann, Alexander Keyserlingk, ist es, der eigentlich die Sache in Bewegung setzt. Er war in Riga während des Landtags.*) —

Im Thiergarten Legationsrath Meyer; der sagt mir: Man ist nun dahin gekommen, wohin man nach meiner Meinung in der ersten Sitzung des Ministeriums kommen mußte: die beiden Fractionen des Ministeriums werden jede ihr besonderes Programm vorlegen, und der König soll dann wählen.

Ich: Und er wird sich natürlich für das reactionäre Programm entscheiden!

Meyer: Das doch nicht, er wird eine Vermittlung versuchen, auf die man nicht eingehen wird.

Ich: Dann treten die liberalen Minister aus, und v. d. Heydt und Consorten bleiben Herren des Feldes; in wenigen Monaten können wir vor einem Staatsstreich stehen.

Meyer: O nein! Den wird man doch nicht machen!

Ich: Man wird sich aber entweder dazu entschließen müssen, oder den Demokraten das Feld räumen; denn daß die Wahlen sehr traurig ausfallen, ist nicht im Entferntesten zweifelhaft.

17. März. Schönes Frühlingswetter. Kann Auerswald nicht sehen. Wehrenpfennig sagt mir im Flur des Staatsministeriums: Jetzt ist es entschieden, daß die liberalen Minister zurücktreten; übermorgen wird das neue Beamtenministerium fertig sein.

Der König ist heute eine Stunde bei R. Auerswald gewesen, ungemein freundlich und liebenswürdig, um den Bruch zu versüßen. Man trennt sich in sehr freundschaftlicher Meinung.

*) Diese Angabe beruhte auf Irrthum. Nach Inhalt und Form gehörten diese Vorschläge ausschließlich dem Antragsteller Woldemar von Bock an, ehemaligem Vice-Präsidenten des livländischen Hofgerichts (seitdem nach Deutschland übergesiedelt und als Publicist thätig).

Digitized by Google

18. März. Ziemlich früh aus. — Vergebens zu General Brandt und R. Auerswald. Im Archiv gearbeitet; Graf Reichenbach, Kehlers Gehülfe, sagt mir die Namen der neuen Minister. — Das ist ein Ministerium, dessen Fäden v. d. Heydt ganz allein zu führen denkt.

Leider herrscht in Berlin große Erbitterung, die diesmal geradezu persönlich gegen den König gerichtet ist! — Die Dienstboten selbst sehen und hören auf dem Markte die unzweideutigsten Zeichen.

Das Ministerium v. d. Heydt.*)

19. März. Zu den Dingen, die das neue Ministerium vorhat, gehört eine Proclamation, die der König persönlich erlassen soll, um das Land zu solchen Wahlen aufzufordern, wie das gegenwärtige Ministerium sie braucht. Der König selbst hat die größte Lust zu einer solchen Proclamation.

In meinen Augen ist das ein sehr bedenkliches Beginnen; ein König muß nur dann persönlich zu seinem Volk sprechen, wenn er gewiß ist, gehört zu werden. In diesem Augenblick würde eine königliche Proclamation durchaus unbeachtet bleiben. —

Den Abend zu Max Duncker. Er sagt:

Die Demokraten sind ihrer Sache, des Sieges bei den nächsten Wahlen, durchaus nicht gewiß. Sie sind sehr betroffen über die Ereignisse; den Sturz des liberalen Ministeriums herbeizuführen, war ganz und gar nicht ihre Absicht. Sie dachten, sie könnten die Minister immer weiter treiben auf der Bahn des Liberalismus. Da nun anstatt dessen Alles zusammenbricht, sehen sie keineswegs mit Zuversicht in die nächste Zukunft.

*) Dem Ministerium vom März 1862 (gewöhnlich als Ministerium v. d. Heydt bezeichnet) gehörten von den früheren Ministern außer v. d Heydt (jetzt Finanzen) nur v. Roon (Krieg) und Graf Bernstorff (Auswärtiges) an. An die Stelle der scheidenden Minister v. Auerswald, Graf Schwerin, v. Patow, v. Bernuth, Graf Pückler und des bereits früher ausgetretenen Bethmann-Hollweg traten die Herren v. Jagow (Inneres), v. Mühler (Cultus und Unterricht), Graf zur Lippe (Justiz), Graf Itzenplitz (Handel) und v. Holzbrinck. Den Vorsitz übernahm der bisherige Präsident des Herrenhauses Fürst Hohenlohe-Ingelfingen.

Digitized by Google

Natürlich wird die Regierung nun Alles aufbieten, um durch Maßregelungen der Wahlen Herr zu werden. Die Landräthe werden von ihrem Minister den Befehl erhalten sich auf das Thätigste einzumischen und überall, wo die Sache zweifelhaft scheint, selber als Candidaten aufzutreten, in der Hoffnung, die Bauern werden nicht wagen ihrem Landrath in's Angesicht gegen ihn zu stimmen.

Der Justizminister erläßt ein Circular an die Kreisrichter, worin er sie auf die Folgen aufmerksam macht, die es auf ihre Beförderung u. s. w. haben muß, wenn sie sich bei den Wahlen betheiligten. Dann bleiben die davon!

Ich: Gewiß nicht! — Da ganz allgemein die Ansicht verbreitet ist, daß dies Ministerium sich kaum einige Monate halten kann, achtet Niemand auf seine Drohungen, und sie werden gar nichts bewirken. Wenn der Justizminister ein solches Circular erläßt, hat er das Vergnügen es wenige Tage später mit den angenehmsten Commentaren in allen Zeitungen zu lesen. Ueberhaupt gehen die Wogen der herrschenden Stimmung zu hoch, und für den Augenblick helfen alle solche Mittel nicht.

Max Duncker: In der Provinz Sachsen wird die Regierung ihren Zweck erreichen, vielleicht auch anderswo; — kurz, im günstigen Fall kann die Regierung, mit den Feudalen zusammen, ungefähr 80 Stimmen haben.

Dann kommt es darauf an, wie sie sich mit den Ultramontanen stellen; gewinnen sie die — dann ist das zwar immer noch keine Majorität — aber man kommt dann doch der Majorität näher. (NB. Es wären das 130 Stimmen von 352.)

Dann will v. d. Heydt den Zuschlag zu der Einkommensteuer u. s. w. fallen lassen und das Geld für die Armee auf andere Weise schaffen; damit bricht er dem Widerspruch die Zähne aus.

Die Junkerpartei fühlt sich hochbeglückt; mit freudestrahlenden Gesichtern gehen die Leute umher! Was jetzt geschieht, ist genau die Wiederholung des Manteuffel'schen Ministeriums. Das wird sich namentlich in Beziehung auf das Einzelne und auf Personen geltend machen. In dieser Beziehung müssen wir uns auf sehr schlimme Dinge gefaßt machen.

Digitized by Google

Auch ihn selbst (Max Duncker) werden sie nun versuchen wegzubeißen, vom Kronprinzen zu entfernen, denn er ist ihnen natürlich in dieser Stellung ein Dorn im Auge.

Ich ermahne auszudauern.

Max Duncker: O! wohlfeil gebe ich es ihnen nicht! Ich werde mich tüchtig wehren.

Ich: Was sagt denn der Kronprinz zu den Dingen?

Max Duncker: Er sieht sehr schwarz!

10. März. Vincke und Richthofen-Barzdorf sind vergeblich bei mir gewesen. Da der Letztere morgen abreist, suche ich ihn Abends auf. — Finde ihn sehr herabgestimmt. Auch sein Bruder schreibt aus Brechtelshof, daß die Aufregung im Lande sehr groß ist. Er selbst glaubt nicht wieder gewählt zu werden.

Was mich überrascht, ist seine Frau, mehr aber noch seine Schwiegermutter reactionär zu finden! — Grolmans Tochter und Wittwe!

22. März. Ungemein kaltes Wetter. — Im Archiv gearbeitet. — Königs Geburtstag. — Die Königin gibt in dem Königspalais eine Soirée dem Tage zu Ehren, und auch ich bin dazu eingeladen.

Eine glänzende Versammlung finde ich da gegen 9 Uhr (8½ Uhr war die Einladung), the show is rich in ribandry and stars. Es waren die sämmtlichen Appartements geöffnet, auch die Säle jenseits des runden weißen Saals, wo meine Kenntniß des Locals bisher aufhörte.

Die alten Minister waren da (außer Auerswald und Patow) — und die neuen, Roon mit freudestrahlendem Antlitz — das diplomatische Corps natürlich nicht, wohl aber die Militärgesandten mehrerer Höfe; der dicke Adlerberg, General Hamilton und ein französischer Chef d'escadron der reitenden Artillerie, Vicomte de La Hitte — einen österreichischen Artilleriemajor nicht zu vergessen.

Nachdem alles beisammen war, ging die ganze Gesellschaft durch den runden Saal, in die für mich neue Welt: durch den geräumigen Ballsaal in einen langen Quersaal, der zum Theater eingerichtet war — und da ging es recht wenig erbaulich zu. Zuerst wurde ein kleines deutsches Lustspiel von Weger gegeben, „Der Arzt", unbedeutend und langweilig und dementsprechend ausgeführt. — Dann sang Mlle.

Digitized by Google

Desirée Artot eine unbedeutende Arie aus dem „Domino noir“ von Auber. Ich ertrug das so ziemlich, da ich glücklich zwischen meinem Freunde Vincke und dem Flügeladjutanten Kanitz saß.

Nun trat eine längere Pause ein, während welcher im runden Saal an einem inzwischen errichteten, hufeisenförmigen Buffet soupirt wurde. — Die Königin machte eine tournée im Ballsaal und sprach mit den Herren, die sich dort aufhielten — namentlich mit dem alten General v. d. Groeben — und dann auch mit dem Vicomte de La Hitte, der sich dazu hinstellte, wie zu einer militärischen Meldung: gerade aufrecht, Absätze zusammen, die Arme gerade an den Seiten herunter: noch dazu trat er der Königin unerlaubt nahe. Dann sprach die Königin auch mit mir längere Zeit. Sie fragte, ob ich bis Ende des Winters hier bleibe, wobei sie zu verstehen gab, daß sie, wenn erst mehr Ruhe wird, ein eingehendes Gespräch mit mir zu haben wünscht.

Längeres Gespräch mit Obernitz, dem die Lage sehr bedenklich vorkommt; er fürchtet, daß die Wahlen sehr schlecht ausfallen werden, und fragt mich, was ich dazu denke; meint, es sei sehr unglücklich, daß man die Auflösung des Hauses so übereilt herbeigeführt habe, und zwar in einer Frage, die von der Masse kaum richtig verstanden werden kann, in der die Menge gegen die Regierung Partei nehmen wird.

Ich: Gewiß, so ist es! — Sie kennen unsere Bauern auch; Sie wissen, wie zähe die am Gelde hängen, und mit welchem tiefen Mißtrauen sie die höheren Stände betrachten. Die sagen jetzt, da man das Haus des Hagen'schen Antrags wegen auflöst: „Ach so! — Ihr wollt nicht, daß man Euch auf die Schliche kommt!“ — und sind in sehr böser Stimmung. Wir bekommen ein schlechteres Haus, als das eben aufgelöste war; die Herren haben sich das zu leicht gedacht mit der Auflösung.

Obernitz: Ja wohl! — Sie haben immer dem König gesagt: „Das kostet Ew. Majestät nur ein Wort! — Sie brauchen nur ein Wort zu sagen!“ (NB. Um nämlich solche Wahlen zu erhalten, wie man sie haben will!)

Ich: Das war ein schlimmer Irrthum. Der Gegenstand meiner Sorge und meines Kummers ist, daß die Krone schwerlich aus diesem

Digitized by Google

unseligen Conflict herauskommt, ohne von ihrem Glanz und von ihrer Macht bedeutend zu verlieren.

Obernitz stimmt dem bei.

Ich: Ich sehe nur ein Mittel dem Unheil zu entgehen, das wäre eine energische active Politik nach Außen; rücken wir in Kurhessen ein, rücken wir in Schleswig-Holstein ein — dann kann das Haus dem Militärbudget seine Zustimmung nicht versagen; dann kann die Sache gehen!

Obernitz: Einen Augenblick hoffte der Kronprinz auf eine active Politik nach Außen, aber jetzt hat er diese Hoffnung wieder verloren.

Ich: Wenn nichts geschieht, so haben wir im Juni nur noch die Wahl zwischen einem Staatsstreich und einem Rückzug, und trauen Sie den Herren einen Staatsstreich zu?

Obernitz (sehr entschieden): Nein!

Wie ich in den Theatersaal zurückkehre, ist ein ziemlich albernes italienisches Lustspiel im Gange. Mme. Ristori läßt sich darin sehen. Sie spielt das Lustspiel ohne allen Vergleich besser als die Tragödie, mit Naturwahrheit und Lebendigkeit, frei von aller Manier. Daß die Farben in italienischer Weise etwas stark aufgetragen sind, ist ihr nicht zum Vorwurf zu machen, denn die Italiener bewegen sich auch im wirklichen Leben geräuschvoller, als wir Nordländer — und ihre Darstellung geht nicht über die italienische Naturwahrheit hinaus.

Aber die elegante Welt hat immer nur ein Urtheil, und so ist es denn ausgemachte Sache, daß Mme. Ristori im Lustspiel nicht in ihrem Element ist; sie ist eine Tragödin — das ist ihr Fach, da ist sie groß.

23. März. Abend zu Roon, wie ich das gestern mit ihm verabredet hatte — ich mußte mich aber in meiner heutigen Stimmung vermöge eines gewaltigen effort dazu zwingen.

Roon fragte: Nun, was sagen Sie denn zu der allgemeinen Lage?

Ich: Hm! wir stehen jetzt am Anfang einer ernsten Krisis! — Die Lage ist ernst! — Sie sind keineswegs über die Schwierigkeiten hinaus; meine Nachrichten aus den Provinzen lauten vielmehr in

Digitized by Google

Beziehung auf die Wahlen sehr trübe; die Aufregung ist groß im Lande — und was dabei besonders zu beachten ist: sie ist diesmal weit größer auf dem flachen Lande, unter den Bauern, als in den Städten. In Schlesien namentlich waren die letzten Wahlen verhältnißmäßig gut — die besten in der ganzen Monarchie; diesmal sendet auch Schlesien fast lauter Demokraten!

Roon gesteht, daß er ähnliche Nachrichten auch aus anderer Quelle und aus anderen Theilen des Reiches habe; in einer gar seltsamen Aufregung fügt er dann hinzu: „Aber glauben Sie denn, daß ich das nicht vorhergesehen habe? — Darauf sind wir gefaßt!"

Ich: Die Aufregung ist größer, die Stimmung schlimmer, als ich sie mir zum Voraus gedacht hatte. (NB. Das kann ich mit gutem Gewissen sagen, es ist buchstäblich wahr.) — Was besonders unter den Bauern eine große Aufregung hervorgerufen hat, ist die Kreisordnung des Herrn von Kleist-Retzow!

Roon fährt leidenschaftlich auf. So ein bloßer Vorschlag eines Privatmannes — der noch lange kein Gesetz ist — der noch nicht einmal im Herrenhaus zur wirklichen Berathung gekommen ist!

Ich: Ja! mir brauchen Sie das Alles nicht zu sagen, aber wie wollen Sie der aufgeregten Masse deutlich machen, daß das gar nichts zu bedeuten hat?

Roon ergeht sich darüber, daß überhaupt die Ministerkrisis falsch beurtheilt werde; man sage, es habe im Innern des Ministeriums ein Zwiespalt der Meinungen stattgefunden — das sei nicht ganz richtig: mit dem König hätten sich die ausgetretenen Minister im Widerspruch befunden. Der Herr hat gewisse Ansichten, über die er nicht hinausgeht. — Denen konnten sich die Minister nicht fügen; wenn ich die Antecedentien des Herrn v. Patow oder Auerswald hätte, könnte ich das auch nicht. — Wenn aber nun die Wahlen schlecht ausfallen, kann doch nicht die Regierung den Degen wieder einstecken und sich zurückziehen.

Ich: So können wir uns also im Juni in einer Lage befinden, in der ein Staatsstreich unvermeidlich werden kann.

Digitized by Google

Roon: Ich bin auch dazu entschlossen.

Ich: Sind Sie nun auch aller Ihrer Collegen sicher, daß denen Entschluß und Muth nicht fehlen werden, wenn der entscheidende Augenblick da ist? — Sind Sie gewiß, daß auch unser hoher Herr sich zu einem solchen Schritt entschließen wird?

Roon (sehr bestimmt): Für meine Collegen stehe ich; die sind sämmtlich entschlossen!

Ich: Und der König?

Roon: Der König scheint geneigt. — Ob er im gegebenen Augenblick in diesem Sinn handeln wird, das ist freilich eine andere Sache!

Ich: Allerdings, wenn die Dinge wirklich und leibhaftig da sind, dann sind sie immer noch etwas ganz Anderes, als in der bloßen Vorstellung davon.

(NB. Dies ganze Gerede von einem Staatsstreich, zu dem man entschlossen, ist reine Bangemacherei; die Leute wissen recht gut, daß der König einem Staatsstreich niemals zustimmen wird, und haben am Ende selber das Zeug nicht dazu. Mir scheint, dies Gerede ist nur darauf berechnet unter die Leute zu kommen, damit die Wahlmänner in der Angst vor dem Staatsstreich „conservative" Abgeordnete wählen.)

Ich: Es wäre gewiß sehr erwünscht, wenn man um die Nothwendigkeit eines Staatsstreiches herum kommen könnte. Es ist dies auch aus anderen Gründen sehr wünschenswerth. Die Lage von Europa ist von der Art, daß jede Krisis, jede revolutionäre Erschütterung, gleichviel von wo sie ausgeht, durch den ganzen Welttheil vibrirt. Eine solche Erschütterung ist nahe. Sollte sie wider Erwarten nicht schon in diesem Jahre aus dem Süden kommen, so kommt sie 1863 um so gewisser aus dem slavischen Osten. In Rußland stehen die Dinge sehr bedenklich!

Roon: Ja, es scheint da sehr schlimm zu stehen!

Ich: Das Mindeste, was geschehen kann, ist, daß Rußland durch die Zustände in seinem Innern auf das Vollständigste gelähmt wird und aller seiner Kräfte bedarf, um die gesellschaftlichen Verhältnisse nur überhaupt zusammenzuhalten — und diesen Moment werden sich die Polen gewiß nicht entgehen lassen!

Digitized by Google

Es ist also aus vielen Gründen wünschenswerth, um den Staatsstreich herumzukommen, und dazu sehe ich nur Einen Weg: eine energische, active Politik nach Außen: sofortigen Krieg mit Dänemark! — Alles dreht sich nach wie vor um das Militärbudget — das Andere kann warten; ist nur zur Zeit, wo das neue Haus der Abgeordneten zusammentritt, der Krieg mit Dänemark in vollem Zuge, dann kann das Haus der Abgeordneten das Militärbudget nicht ablehnen. Und wenn Sie dann später namhafte Erfolge aufzuweisen haben, die im Interesse Preußens und des gesammten Deutschlands erfochten sind, dann können Sie im kommenden Winter das neue Haus wieder auflösen, und dann allerdings mit der Aussicht auf bessere Wahlen. So ist meine Rechnung!

Roon: Die Rechnung ist ganz richtig! — Das wird auch geschehen! — Es kommt nur darauf an, die linke Flanke zu sichern!

Ich: Ich bin überzeugt, daß für die linke Flanke gar nichts zu besorgen ist. Napoleon wird uns gewähren lassen, weil er nicht zwei Feinde zugleich haben will!

Roon: Er wird sich nicht einmischen aus demselben Grunde, aus dem er den Frieden von Villafranca geschlossen hat.

Ich stimmte lebhaft ein und besorge dennoch, dieser schönen Redensarten ungeachtet, daß die Besorgniß der linken Flanke wegen es nicht wird zum Krieg kommen lassen.

Ich: Noch dazu ist der Krieg mit Dänemark ein Krieg, bei dem wir gar nichts wagen.

Roon: Die Dänen sind keine zu verachtenden Feinde!

Ich: Das mag sein — aber es ist ein Krieg, in dem selbst ein theilweises Mißlingen uns nicht wesentlich schadet. Selbst nach einem unglücklichen Gefecht ist ein eigentlicher Rückschlag nicht zu befürchten, dazu reichen die Kräfte der Dänen unter allen Bedingungen nicht aus.

Roon meint, ein Krieg sei selbst im Interesse der Armee durchaus nothwendig — schon um ihr Ansehen zu heben. (NB. Es sieht einigermaßen so aus, als sollte sie dann umsomehr im Innern imponiren!)

Digitized by Google

Ich: Er ist wünschenswerth selbst als Vorschule für die größeren Kämpfe mit Frankreich, die uns jedenfalls bevorstehen.

Roon spricht beinahe empfindlich in dem Sinne, als ob die Armee einer solchen Vorschule nicht bedürfe; er sei überzeugt, die Armee sei eine sehr gute — und „wenn man nur den Zopf hinausbringen könnte" — einer jeden gewachsen. — (NB. Es ist also doch ein „Wenn" dabei; von dem Zopf würde uns eben die kriegerische Vorschule bei Zeiten befreien!)

Ich: Gewiß! — Aber als erfahrener Soldat werden Sie zugeben, daß es einen sehr großen Unterschied macht, ob eine Truppe nie im Feuer gewesen ist — oder ob sie einmal im Feuer gewesen ist, und wenn es auch nur in einem unbedeutenden Gefecht gewesen sein sollte. Das scheint mir um so wichtiger, da wir wohl in den Fall kommen können, schon in den ersten Tagen eines Krieges mit Frankreich die Festung, die uns bei Trier fehlt, durch eine Schlacht zu ersetzen.

Roon: Napoleon greift uns nicht am Mittelrhein an: er geht an den Oberrhein und nimmt das südliche Deutschland.

Ich: Da wird seine strategische Lage aber eine sehr ungünstige; seine Operationslinie ist dann fortwährend überflügelt.

Das giebt Roon zu und bleibt doch bei seiner Meinung. (NB. Napoleon geht nicht eher an den Oberrhein, als bis er uns über den Niederrhein zurückgeworfen und durch eine Niederlage die Mittel genommen hat zu einem retour offensif auf dem linken Rheinufer. Eher ist ja auch an einen Abfall der süddeutschen Fürsten nicht zu denken.)

24. März. Bei dem alten Nostitz. Er hatte mich bitten lassen im Vorbeigehen zu ihm zu kommen, und zwar blos, um sein Herz zu erleichtern im Gespräch. Er rügt die ungemeine Inconsequenz im Verfahren der Regierung: erst reichen die Minister ihre Entlassung ein, die wird nicht angenommen; sie treten von Neuem mit dem königlichen Vertrauen ausgestattet in's Amt — die Kammer wird aufgelöst, und nun das Ministerium doch entlassen! Wer soll das verstehen? Die gegenwärtige Lage hält er für unhaltbar. Auch

Digitized by Google

mir scheint die Lage kritisch. Die Triumvirn Roon, v. d. Heydt und Bernstorff fangen an zu merken, daß die Sache sich nicht so leicht macht, wie sie dachten, und daß sie sich übereilt haben; es ist ihnen sehr unbehaglich und vielleicht etwas unsicher zu Muth.

26. März. Mit einem Male das anmuthigste Frühlingswetter.

General Peucker hält mich lange in der Straße auf und klagt auch über die unselige Lage, in welche die Regierung sich gestürzt hat. Es ergiebt sich auch, meint er, manches wunderliche Verhältniß; der neue Minister des Innern, Herr v. Jagow, war bisher Polizeimeister in Breslau. — Sein Vorgänger in diesem letzteren Amt, Herr v. Kehler, ist jetzt Ministerialrath, und hat ihm noch vor kurzem einen starken Verweis wegen seiner schlechten Polizei-Verwaltung in Breslau geschrieben — und nun steht mit einem Male Herr v. Kehler unter den Befehlen dieses selben Jagow.

Peucker meint, die Herren hätten sich nicht blos in Beziehung auf die Wahlen verrechnet, sondern auch noch in einem anderen Punkt: sie hofften auf einen kleinen Aufstand, nach dessen leichter Niederwerfung man recht mit Bequemlichkeit Reaction machen könne. Die Truppen waren am 18. in den Kasernen consignirt, und scharfe Patronen in Bereitschaft.

Die Demokraten sind aber zu klug um den Herren einen solchen Gefallen zu thun. — (NB. Ich bin überzeugt, daß diese Dinge nicht von Roon und den Ministern ausgehen, sondern von ganz anderer Seite.)

Abends kommt Max Duncker zu mir und läßt sich mein Gespräch mit Roon erzählen. Da ich sage, daß die Minister ihre Uebereilung einzusehen anfangen, meint er: Das stimmt auch zu dem, was mir Jemand Anders gesagt hat; nämlich, daß v. d. Heydt auch schon den Kopf verliert.

Wir sind beide überzeugt, daß es zu dem Kriege mit Dänemark nicht kommt.

Max Duncker: Napoleon hat uns ja nun so weit, wie er uns haben wollte; das innere Zerwürfniß, das er wünschte, ist ja nun da; wer weiß ob er nicht jetzt seine Politik ändert, Italien ruhen läßt und nach dem linken Rheinufer greift.

Digitized by Google

Ich: Das glaube ich nicht. Ich würde es für möglich halten, wenn er noch die Zeit dazu hätte, aber es ist zu spät dazu. Napoleon ist nicht mehr unbedingt Herr der Dinge in Italien und sie nehmen dort einen so raschen Verlauf, daß er nicht mehr Zeit hat dazwischen zu treten und eine veränderte Politik in Scene zu setzen.

Nach reiflicher Ueberlegung meinte auch Max Duncker, ich hätte wohl Recht.

27. März. Der Prinz von Augustenburg war hier — sah natürlich viele Junker und erzählt, daß die allerdings gar sehr das hohe Pferd reiten. Sie sprechen von Octroyirung eines neuen Wahlgesetzes — und vom Belagerungs-Zustand in Berlin — als ob sich der verhängen ließe, wenn gar keine Unruhen vorfallen!

Uebrigens sind die Leute doch unglaublich kurzsichtig; sie verkünden jetzt schon, daß es ihnen vor allen Dingen darum zu thun ist, die Grundsteuer-Regulirung rückgängig zu machen! — Unglaublich aber wahr; das steht jetzt bereits in der Kreuzzeitung zu lesen!

Man dachte allgemein, es werde jetzt nur eine ganz kurze Session des neuen Hauses stattfinden, um das Dringendste zu erledigen, namentlich das Budget — und das erwarteten die Minister selbst.

Nun aber befiehlt der König, es soll eine ganz vollständige Sitzung gehalten werden, und zwar soll das jetzige Ministerium dem Parlament alle die halb oder ganz liberalen Gesetze vorlegen, die Er unter dem vorigen bereits sanctionirt hat; namentlich die beiden den Junkern vor allem verhaßten (Kreis- und Landpolizei-Ordnung). Der Fürst Hohenlohe selbst hat das erzählt.

Dadurch, daß die schon beschlossenen liberalen Gesetz-Entwürfe auch von dem jetzigen Ministerium dem Hause vorgelegt werden sollen, eröffnen sich etwas bessere Aussichten. Die Beseitigung des Ministeriums v. d. Heydt und der Rückzug der Krone wird sich möglicherweise weniger ungünstig gestalten, als man fürchten mußte. Denn diese Gesetze bringen das Ministerium unvermeidlich auch mit dem Herrenhause in Conflict und das ist viel besser, als wenn der Conflict nur nach einer Seite hin, mit den Abgeordneten, stattfände.

Digitized by Google

Der König ist dann in einer besseren Lage; er ist nicht gezwungen einfach dem Hause der Abgeordneten zu weichen — sondern er hat die Wahl, wo er Uebereinstimmung mit seinen Regierungsgrundsätzen anerkennen und auf wen er sich demgemäß stützen will.

30. März. Abend bei Frau v. Stackelberg. Wir sprechen von den verkehrten Ansichten, die der Kaiser Nikolaus in Beziehung auf Krieg und Kriegswesen hatte; von dem seltsamen Wahn, in dem er lebte, daß seine Russen im Bayonett-Kampfe unwiderstehlich seien, und auch alles mit dem Bayonett abmachten.

Willisen erzählt: Als das Zündnadel-Gewehr neu erfunden und eingeführt war, kam der Kaiser Nikolaus hierher; er sah den Schießübungen zu, konnte die im Vergleich mit den früheren Schießwaffen staunenswerthen Ergebnisse ermessen. Die Offiziere drängten sich um ihn, um zu hören, was er sagen würde. Er sagte auch einiges Lobende, aber ziemlich nachlässig, und fügte dann hinzu: „aber eine Heugabel ist mir lieber!"

31. März. Alfred Auerswald begegnet. Er sagt mir — und er kann es durch seinen Bruder wissen — daß die neuen Minister viel Verdruß haben, da der König liberaler ist als sie.

Gar merkwürdig ist es, wie die Herren von der Kreuzzeitung dem König Alles fernzuhalten suchen, was nicht zu ihrer Fahne schwört. Vincke hatte bei dem Hofmarschall Pückler angefragt — wann, zu welcher Stunde er, als ehemaliger Adjutant des Königs, an dessen Geburtstag zur Gratulation erscheinen könne? — und die Antwort erhalten: der König empfange nur die Generalität. Am Abend desselben Tages fragte ihn die Königin: warum er nicht zur Gratulation gekommen sei? — Er sagte, welche Auskunft er erhalten habe. — Aber Graf Wartensleben war doch da — (auch ein früherer Adjutant, aber zur Junker-Partei gehörig). — Vincke fragte sofort Wartensleben selbst wie das zusammenhing — und erfuhr, daß dieser genau ebenso angefragt habe wie er selbst, daß aber Pückler dem Gesinnungsgenossen in Erwiderung die Stunde genannt hatte, zu welcher der König ihn empfangen werde.

Von Vincke zur Rede gestellt, wußte sich Pückler durch lahme Entschuldigungen nur schlecht zu helfen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

1. April. Abend bei der Gräfin Voß. Graf und Gräfin Kielmannsegge; mit der Letzteren viel von ihrem Vater — dem Minister Stein, und von dem alten Gagern gesprochen.

Ich bat sie, mir zu erklären, wie ihr Vater einen solchen gesinnungslosen eitlen Thoren wie den alten Gagern in seiner Intimität hat dulden können.

Sie antwortete: aus Gutmüthigkeit. Stein fühlte sich durch Gagerns Wesen jedesmal bis zur äußersten Ungeduld gereizt und verachtete die Eitelkeit, mit der Gagern sich einbildete, die ganze Welt regiert zu haben. — Er mißhandelte Gagern dann schonungslos, so daß — wie die Tochter sagt — kein anderer je wieder in Steins Haus oder an seinen Tisch zurückgekehrt wäre. — Wenn er weg war, dann remonstrirten die Töchter: „aber lieber Vater, wie hast Du den armen Gagern mißhandelt!" — Und Stein äußerte dann wohl verwundert: „Hab' ich ihn wirklich so sehr schlecht behandelt?" — und schrieb einen freundschaftlichen Brief, um den Gekränkten zu trösten. —

Hier lernte ich auch den ehemaligen schleswig-holsteinischen Statthalter Grafen Rantzau kennen. Ein kluger, fester Mann. —

2. April. Benda sagt mir: Roon und v. d. Heydt hätten sich geeinigt 3½ Millionen Thaler von dem Militär-Budget zu streichen!

Abend mit dem berühmten Leopold Ranke zusammen bei dem alten Nostitz. Wenig erbaut bin ich von dem berühmten Mann; der intime Freund des Ministers Manteuffel spricht etwas gar zu vernehmlich aus ihm. Er schmäht die liberalen Minister, die den König in eine unglückliche Lage gebracht hätten, und dabei construirt er sich den ganzen Hergang der parlamentarischen und ministeriellen Krisis in willkürlich-abstracter idealisirender Weise, indem er Alles in das Gebiet allgemeinster Anschauungen hinüberführt — und die wirkliche Sachlage, alle Intriguen auf das vollständigste ignorirt.

Auch schwärmt er für den kürzlich verstorbenen Fürsten Windischgrätz und nennt ihn eine „imposante Persönlichkeit" — einen Oesterreicher durch und durch — und dabei ein offener, redlicher Charakter! —

Digitized by Google

3. April. Abends Max Duncker aufgesucht. Der Conflict zwischen dem jetzigen Ministerium und dem Könige ist nicht so ernst zu nehmen, wenn auch der König die Leute mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet; wie er früher fürchtete von dem Ministerium zu weit auf die Seite der Liberalen gezogen zu werden, so fürchtet er durch die jetzigen Minister zu weit in die Reaction hineinzugerathen.

Wirklicher Streit ist nur über das Militär-Budget. Die Minister wollen große Ersparnisse machen; der König verweigert seine Zustimmung.

Die liberalen Gesetzentwürfe werden die Minister ruhig vorlegen, in der Erwartung, daß sie, zwischen Herren- und Abgeordnetenhaus hin- und hergeschoben, doch nicht zu Stande kommen.

Nur das ist gewiß, daß die Minister das Eine nicht thun werden, was helfen könnte: sie führen nicht Krieg mit Dänemark.

5. April. Besuch bei Frau v. Knesebeck. — Der König hat sie besucht — und wollte augenscheinlich nicht von Politik mit ihr sprechen — sie führte die Unterhaltung aber doch auf das politische Gebiet, und erwähnte, daß das gegenwärtige Ministerium kein Vertrauen genieße im Lande, weil man es allgemein als den Uebergang zu einem Kreuzzeitungs-Ministerium ansähe. — Da fuhr der König auf und versicherte: das werde nie geschehen! — ein Kreuzzeitungs-Ministerium werde er nie berufen.

Sie sagte: der Zuschlag zu der Einkommensteuer müsse jedenfalls aufgegeben werden. — Das wollte der König nicht zugeben, indem er geltend machte, daß dieser Zuschlag nöthig sei, um das Militär-Budget zu bestreiten. (NB. Er denkt also nicht daran in eine Verminderung des Militär-Budgets zu willigen.)

6. April. Zu R. Auerswald, der übermorgen abreist nach Preußen auf die Güter seines Schwiegersohnes Dohna.

Ich wollte nicht von Politik sprechen — er aber brachte das Gespräch darauf, um mir zunächst zu versichern, daß der Brief von v. d. Heydt an Roon, der auf nicht aufgeklärte Weise in die Vossische Zeitung gekommen ist, und vermöge dessen v. d. Heydt 2½ Millionen Thaler Ersparungen an dem Militär-Budget verlangt, in der That

echt ist. (NB. Eine solche Beschränkung des Militär-Budgets wäre eine gar eigenthümliche erste Folge des Ministerwechsels!)

Ich: Ich kann mir das nur auf eine Weise erklären: die Herren sind mit großem Leichtsinn in die Sache gegangen; sie haben sich gedacht sie könnten die Wahlen machen, wie sie wollen und jetzt sehen sie, daß die Sachen anders stehen — da greifen sie zu anderen Mitteln, um sich zu halten.

R. Auerswald: Die Herren haben sich die Sache doch nicht so leicht gedacht; Roon namentlich habe ich hier (er wies auf den Conferenz-Saal) beben sehen. Nur v. d. Heydt dachte sich die Sache leicht — und der führte die Anderen unbedingt. — (NB. Also ist es doch so, im wesentlichen, wie ich dachte.)

Ich: Ich würde aber den Ministern doch in ihrem eigenen Interesse nicht rathen, in solcher Weise die Initiative mit Ersparungen zu ergreifen — und zwar um des Eindrucks willen, den die Sache im Lande machen würde. Im ganzen Lande ist die Ansicht herrschend, daß die Militär-Vorlagen seit drei Jahren dem General Manteuffel und seiner Coterie als Hebel dienen, um das Ministerium zu beseitigen; allgemein wird man nun sagen: also, so lange das Militär-Budget dienen sollte ein liberales Ministerium zu beseitigen, so lange durfte nicht ein Thaler davon gestrichen werden: jetzt da dieser Zweck erreicht ist, findet sich ohne Weiteres die Möglichkeit Millionen zu sparen, um ein reactionäres Ministerium zu halten.

R. Auerswald meint, die Minister thäten doch gut die Initiative mit diesen Ersparungen zu ergreifen, und es nicht dem Hause zu überlassen, daß es ihnen ein paar Millionen streicht. Uebrigens solle ich nicht denken, daß die Generale Manteuffel und Alvensleben sehr erfreut seien über die Wendung, welche die Dinge genommen haben; im Gegentheil sie sind sehr unzufrieden damit!

Uebrigens ist es auch nicht so ausgemacht, daß die Wahlen so schlecht für das Ministerium ausfallen. Das Ganze dreht sich um die Geldfrage; wenn die Minister diese beseitigen, brechen sie der Opposition die Spitze ab — und es ist nicht abzusehen, warum sie sich nicht halten sollten.

Digitized by Google

Es müßte nur gerade die Fortſchrittspartei überwiegen; mit der conſtitutionellen Partei kann dieſes Miniſterium regieren, denn es iſt nicht reactionär. Herr v. Jagow iſt nicht reactionär.

Ich: Er gilt aber dafür!

R. Auerswald: Er gilt dafür, aber er iſt es nicht, und Lippe auch nicht. Auch beſteht der König darauf, daß alle die Geſetze, die er bereits ſanctionirt hat, von Neuem vorgelegt werden, und das wird geſchehen.

Ich: Die gehen aber im Herrenhauſe nicht durch!

R. Auerswald: Der König iſt entſchloſſen das Herrenhaus nöthigenfalls zu zwingen, daß es ſie annimmt! — Er wird auch neue Pairs ernennen, wenn es nöthig iſt.

Ich: Wenn dem Allen ſo iſt, dann weiß ich mir nicht zu erklären, warum eigentlich das Miniſterium verändert worden iſt.

R. Auerswald: Ach, da waren noch vielerlei andere Umſtände! — (NB. Er hat augenſcheinlich keine Luſt auf dieſe Seite der Sache einzugehen.)

Ich ſage, indem ich mich empfehle, mein Wunſch bleibt es, daß ſich das Miniſterium der Wahlen, der inneren Wahlen wegen zurückziehen müſſe — denn halten kann es ſich doch nur bis zur nächſten europäiſchen Kriſis — und wenn es dann der weichen muß, das iſt viel ſchlimmer.

Im Ganzen gefallen mir die Aeußerungen Auerswalds nicht; — was Alfred Auerswald mir ſagte über die Lage, klang anders.

8. April. In der Kölniſchen Zeitung iſt ein poſaunender Artikel erſchienen zu v. d. Heydts Lobe im großartigſten Styl; ſein Brief an Roon iſt danach eine rettende That; ſo muß ein preußiſcher Finanzminiſter ſprechen u. ſ. w.

Das giebt zu denken!

Warum hat v. d. Heydt dieſen ſeltſamen Brief überhaupt geſchrieben? Dergleichen vertraulich an Roon zu ſchreiben war ganz und gar nicht nöthig, da die Herren ſich täglich ſehen und alles Nöthige im tiefſten Vertrauen beſprechen können — ohne alle Gefahr, daß ſich indiscrete Enthüllungen daraus ergeben könnten.

Der Brief iſt offenbar gar nicht für Roon geſchrieben,

Digitized by Google

sondern für das große Publikum; vor diesem will v. d. Heydt das vorige Ministerium verdächtigen und sich selbst als den eigentlichen Liberalen hinstellen; bei der Fortschrittspartei namentlich will er sich damit einschmeicheln.

9. April. Knesebeck, der gestern aus England zurückgekehrt ist, erzählt, daß der Verräther entdeckt ist; ein Intendantur-Beamter hat den Brief v. d. Heydts der Vossischen Zeitung auf Umwegen zukommen lassen.

Abend bei Roon. Es entwickelt sich ein Gespräch über Politik, das einen sehr confusen Gang geht, mir aber doch schließlich eine klare Ansicht der augenblicklichen Lage gewährt.

Roon gesteht, daß die Lage eine sehr unerfreuliche ist; daß die Wahlen sehr schlecht ausfallen werden, das wird gar nicht ausdrücklich gesagt; es ist in dem Grade eine ausgemachte Sache, daß es einer besonderen Erwähnung nicht bedarf.

Nach Roons Ansicht ist die Confusion der Begriffe daran Schuld, die im Lande herrscht — und diese hat Schwerin hervorgerufen, indem er die Wahlen ganz dem Schicksal überließ. Herr v. Auerswald und Schwerin, die den König weiter führen wollten in liberalen Institutionen, bedurften dazu eines Hauses, das sie in den Stand setzte, dem König zu sagen: das Land ist mündig! — das Land verlangt den Ausbau der Verfassung im liberalen Sinne. Darum ließ Schwerin die Wahlen gehen wie sie wollten: es ist ihm ganz recht, wenn demokratische Elemente hineinkommen.

Ich: O nein! gewiß nicht! — so fein rechnet Schwerin nicht!

Roon: Nun! was war es dann?

Ich: Auf der Welt nichts weiter als die reine Doctrin in einem beschränkten Kopfe! — weiter gar Nichts. Die Wahrheit war so evident, daß Roon Nichts weiter dagegen einwenden konnte.

Da ich meine Unzufriedenheit mit dem v. d. Heydt'schen Briefe nicht verhehlte — gestand Roon, daß die Bekanntmachung dieses Briefes ein sehr unangenehmes Intermezzo sei und die Situation verschlimmere — (später, am Theetisch seiner Frau erzählte er dann umständlich den Hergang der Entdeckung sowohl als der Entwendung des Briefes durch zwei Beamte: Warow und Moll).

Digitized by Google

Der Brief an ſich aber habe wenig zu bedeuten; es ſei ja keineswegs geſagt, daß das, was der Finanzminiſter als Wunſch ausſpricht, auch ohne Weiteres geſchehen müſſe; Herr v. Patow hat mir ſehr viele ſolche Briefe geſchrieben — ſie waren nur beſſer geſchrieben. —

Roon iſt keineswegs geſonnen nachzugeben, und um einen Stab und einen Stecken zu haben, hat er veranlaßt, daß ein Comité von Generalen gebildet worden iſt, um zu ermitteln, ob und in wie weit geſpart werden kann — (NB. die ſollen natürlich ſagen, ſo umfaſſende Erſparungen wie v. d. Heydt verlangt, ſeien nicht möglich) — und von drei Prinzipien will Roon nicht abgehen: dreijährige Dienſtzeit — dieſelbe jährliche Rekrutenzahl (d. h. die jetzt normalmäßige von 63,000 Mann) — und unverminderte Cadres! — (NB. Dann wird eben nicht weſentlich zu ſparen ſein, Alles muß auf Kleinigkeiten hinauslaufen.)

Roon fährt fort: v. d. Heydt komme allerdings dem Landtage gegenüber — wenn ihn der König nicht ſchon früher entläßt — „in eine ſehr ſchwierige Stellung;" das unerwartete Intermezzo mit dem Brief hat die ganze Lage weſentlich verändert; ein Miniſter, der ſich in ſolcher Weiſe über den Zuſchlag (zur Einkommenſteuer u. ſ. w.) ausläßt, kann dieſe Steuer vor dem Abgeordneten-Hauſe nicht mehr vertheidigen; er muß ſie entweder fallen laſſen, oder er muß gehen! — aus dieſem Dilemma kommt er nicht heraus. — Roon kommt darauf wiederholt zurück, und fügt einmal ſogar hinzu: und dies Dilemma iſt auch für mich eine Zange. —

Kurz, die Situation iſt nun klar: v. d. Heydt hat eingeſehen, daß er die Wahlen nicht nach Belieben machen kann und ſchwenkt ſofort nach der anderen Seite herum, was die Militär-Vorlagen betrifft, um ſich populär zu machen — um ſich zu halten — um für ein anderweitiges Miniſterium möglich zu bleiben, falls das gegenwärtige ſich nicht halten ſollte — und ein drittes Mal, wie ihm das ſchon zweimal gelungen iſt, allein gerettet aus dem Schiffbruch hervorzugehen. — Die Militär-Partei durchſchaut ſein Spiel, iſt empört und ſetzt ſich zur Wehr, und damit iſt der alte Zwieſpalt, der alte

Digitized by Google

Kampf im Ministerium wieder da! — nur daß dabei auf keiner Seite ein Gewinn für das Land abzusehen ist.

Der Ringkampf ist jetzt zwischen Roon und v. d. Heydt — es gilt, wer den anderen noch vor der Eröffnung des Parlaments zum Ministerium hinauswirft! — Eine unerwartet wunderbare Situation!

11. April. Max Duncker, bei dem ich Stockmar treffe, sieht sehr schwarz, hat beinahe noch weniger Hoffnungen als ich — und ist dabei leidenschaftlich aufgeregt.

Daß der Hader in dem neuen Ministerium ausgebrochen ist in Folge der Wendung, die v. d. Heydt genommen hat — daß „die General-Partei" (Roon, Manteuffel und Alvensleben) sich betrogen fühlt — und bemüht ist, v. d. Heydt aus dem Ministerium zu verdrängen — das weiß er natürlich so gut als Stockmar und ich.

Das Beste was geschehen kann aber ist, nach seiner Meinung, daß für jetzt v. d. Heydt das Feld behauptet in seinem Kampf; denn siegen die Generale, so herrscht eben die feudale Partei; die Kluft zwischen der Krone und dem Volk wird erweitert; die ganze liberale Partei geht unaufhaltsam zu der demokratischen über, und unsere öffentlichen Angelegenheiten kommen überhaupt in den unglücklichen Gang der Entwickelung, den sie in Frankreich genommen haben. Außer v. d. Heydt ist die einzige Möglichkeit Bismarck-Schönhausen, und dessen Ministerium wäre ein sehr gefährliches Experiment; der würde uns in wenigen Wochen in die tollsten Verwickelungen stürzen.

Ein neues liberales Ministerium ist unmöglich; wenn eine Partei so an der eigenen Unfähigkeit zu Grunde gegangen, wenn der Versuch mit ihr zu regieren so mißlungen ist, kann sie nicht ohne Weiteres, als ob gar Nichts vorgefallen wäre, wieder an die Spitze der Geschäfte treten, ohne daß inzwischen wieder Etwas von geschichtlicher Bedeutung eine abermalige Wendung herbeigeführt hätte; denn das ist überhaupt nicht der Gang der Geschichte.

Max Duncker machte bei dieser Gelegenheit eine treffende Bemerkung, die sehr tief geht; er sagte: die jetzige Verfassung des Herrenhauses ist ein unsägliches Unglück, weil sie die politische Erziehung unseres Adels unmöglich macht. Wenn die Herren sich müßten in das Unterhaus wählen lassen, um politischen Ein-

Digitized by Google

fluß zu haben und zu üben, dann müßten sie mit der übrigen Nation gehen, und könnten nicht im Widerspruch mit ihr verharren, ohne um allen und jeden Einfluß zu kommen; sie müßten sich anschließen. — Jetzt aber, wo der Landadel sein eigenes Haus hat, in dem er allein gebietet, in dem er alles hintertreiben kann, was das Unterhaus beschließt: da kann es ihnen sehr gleichgültig sein, ob sie im Lande beliebt sind oder nicht — ob sie isolirt dastehen oder nicht. —

Stockmar hielt sich im ganzen vorsichtig schweigsam wie immer — doch verbarg auch er nicht, wie gering er das gegenwärtige Ministerium achtet. —

16. April. Lord Augustus Loftus wollte in diesen Tagen wissen, inwiefern und worin sich Preußens Politik durch die Minister-Veränderung modificirt habe. Bernstorff antwortete ganz harmlos, Preußens Politik habe sich durchaus gar nicht geändert, er befolge sein altes Programm u. s. w. Lord Augustus fuhr heraus: „Mais c'est ce qui Vous trompe! la Prusse a perdu sa position en Europe! elle a perdu sa position en Allemagne! Vous êtes complètement isolés!"

Auch von einem Flotten-Vertrag mit Bremen kann nun nicht mehr die Rede sein; die Bremer Bürgerschaft würde ihn ablehnen und ihre Zustimmung verweigern, wenn der Senat ihn jetzt noch schließen wollte.

Wie tief ist Preußen in einem Monat gesunken!

22. April. Im Archiv gearbeitet.

Auf dem Heimweg Lette begegnet, der von seiner Wahlreise nach der Neumark zurückkehrt, und mir über die Wahlen Dinge berichtet, die er für tröstlich oder wenigstens für leidlich hält, während sie in der That sehr betrübend sind.

Seine eigne Wahl ist gesichert in der Neumark — das ist kein Wunder, denn er hat dort wieder — trotz aller ernsten Ermahnungen Max Dunckers — die schnödeste Piepmeierei getrieben; d. h. aus Furcht seine Popularität zu verlieren, hat er da mit den Fortschrittsmännern schön gethan — die Fabel wiederholt, daß die liberale — die große liberale Partei im Grunde nur eine sei u. s. w.

Patow wird wahrscheinlich nicht wieder gewählt —

Digitized by Google

ja es scheint gewiß, daß er nicht wieder gewählt wird. — Auch Saucken-Julienfelde wird in seinem heimischen Wahlbezirk nicht wieder gewählt, sondern durch einen Fortschrittsmann, einen Jung-Litthauer ersetzt! — (Brünneck sagte mir neulich schon, die Wahlen in Ostpreußen würden diesmal schlecht ausfallen.) — Auch Vincke-Hagen wird wahrscheinlich nicht gewählt, und Lette meinte, es wäre auch recht gut.

Ich wendete ein, gerade jetzt könnte Vincke-Hagen gute Dienste leisten; er würde wenigstens mit der Fortschritts-Partei Händel anfangen.

Lette fuhr auf wie von einer Schlange gestochen, und rief: das muß jetzt um Gotteswillen nicht geschehen.

Das Unglück der Zeit liegt eben nicht allein darin, daß ohne Zweifel sehr viele Fortschrittsmänner gewählt werden, sondern auch — und vielleicht sogar mehr noch — in der Feigheit der liberalen Partei. — Aus Feigheit, aus elender Furcht ihre Popularität einzubüßen, in dieser Beziehung von den Demokraten überflügelt zu werden, lassen sie sich von den Fortschrittsmännern in das Schlepptau nehmen, die entschlossen und rücksichtslos auf ihr Ziel losgehen.

26. April. Sybels Schreiben an die Wähler muß ich durchaus tadeln, er geht viel zu weit in seinen Erklärungen, besonders in Beziehung auf die Militär-Frage. —

Abends en très petit comité bei der Königin, die demnächst nach Baden reist. — Ich fand die Gräfin Hacke vor im Billardzimmer, einen dienstthuenden Backfisch, Comtesse Neuhauß, wenn ich recht gehört habe, den Prinzen Wilhelm von Baden — und Fräulein Elisabeth Küster!

Dann kommen nacheinander: der Erbprinz von Sigmaringen — der Minister Schleinitz und Oberst Rheinbaben mit seiner hübschen Frau — endlich Loë als dienstthuender Flügel-Adjutant. — Der König erschien etwas später als wir schon am Theetisch saßen, und gab mir im Vorbeigehen die Hand.

Die Königin und der König fragten nach dem Zustand in Warschau. Die Auskunft, die ich zu geben wußte, interessirte beide sehr

Digitized by Google

— und Loë konnte Alles bestätigen, sogar noch manche Einzelheiten hinzufügen, die ihm Mme. Kalergis (Nichte des ehemaligen russischen Reichskanzlers Nesselrode) in Wien erzählt hatte.

Mit mir sprach die Königin von Häusser, den sie jetzt kennen gelernt hat. Er ist zu ihr eingeladen worden, weil der König ihm für seine Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen Onno Klopp zu danken wünscht.

28. April. Den Abend in das Schauspielhaus — denn aus der Zeitung hatte ich ersehen, daß die nun auch berühmte Friederike Goßmann heute ihr hiesiges Gastspiel schließt. Ich kann nur noch einen Stehplatz im Parterre bekommen, so ist die kleine Person in der Mode. „Der Oberst von achtzehn Jahren" nach dem Französischen von Louis Schneider. Gar seltsam, wie viele Theaterstücke an einem und demselben Fehler leiden — nämlich an der Voraussetzung, daß den Leuten, die uns vorgeführt werden, ihr gewohnter, herkömmlicher Lebenszustand fremd sei. In Ifflands Jägern z. B. wird uns eine Gesellschaft vorgeführt, die seit zwanzig Jahren in einem und demselben Dorfe zusammenwohnt, deren Mitglieder seit zwanzig Jahren auf einander angewiesen sind — und sich doch erst im Laufe des Stückes kennen lernen. — Hier ist die Voraussetzung, daß Niemand weiß, wie er sich mit einem solchen jungen Oberst zu benehmen hat. Das wußte man in Frankreich nur zu gut, da mit wenigen Ausnahmen alle Regimenter solche Obersten hatten.

Friederike Goßmann, oder Frau v. Prokesch-Osten spielte den jungen Obersten etwas gar zu knabenhaft — d. h. sie spielte uns blos einen übermüthigen, kleinen Backfisch vor. Wahrscheinlich kann sie nichts Anderes — von dem grand seigneur en herbe keine Spur. — Dagegen war in ihrem ganzen Wesen weniger Manier und mehr laisser aller, als man in unseren Tagen auf dem Theater gewöhnt ist.

3. Mai. Früher als gewöhnlich aus; Strubberg in der Straße. Wahlen; er erzählte, alle Conservativen werden hier für General Brandt stimmen, wenn auch ohne die mindeste Aussicht „ihn durchzubringen". Anfangs war Kühne der Candidat der Conservativen — man hat aber Brandt dazu erheben müssen, weil mehrere

Digitized by Google

streng konservativ gesinnte Herren in Beziehung auf Kühne Bedenken hatten. (!!)

Ich denke, die Wahlen sind überhaupt verhältnißmäßig gleichgültig; wissen wir ja doch zum Voraus, wie sie im Allgemeinen ausfallen werden. Dagegen ereignet sich in diesem Augenblick ein Glücksfall für Preußen, der, richtig benutzt, über alle Schwierigkeiten hinausführen könnte: es ist das freche Benehmen des Kurfürsten von Hessen. — Auf diese Beleidigung hin müßten wir sofort militärisch in Hessen einrücken. — Thun wir Das, dann kann alles gut gehen; läßt sich Preußen aber auch Das gefallen, dann versinkt es allerdings in einen Abgrund von Schwäche, und muß der ganzen Welt als ein Gegenstand der Verachtung dastehn. Und leider ist es, wie ich nicht ohne einen Anfall von Wuth denken kann, nur zu gewiß, daß Nichts geschehen wird. —

Lange bei Fräulein Elisabeth Küster, die morgen abreist; muß viel von Kunst hören — sie äußert ihre Verwunderung darüber, daß hier in Berlin so wenig von Kunst die Rede ist; in München sei das anders. — Ich mache sie darauf aufmerksam, daß wir hier zur Zeit in der That wichtigere Dinge zu thun haben — daß die Politik alle unsere Interessen absorbirt, und mit Recht — denn hier pulsirt das politische Leben Deutschlands — hier wird Deutschlands Zukunft entschieden; — daß dagegen in anderen Hauptstädten, wo einem diese Dinge ferner liegen, die Kunst zur Hauptsache wird, ist natürlich; das müssen wir den Leuten in Weimar u. s. w. überlassen. — Die kleine Bosheit, die darin lag, wurde sie gar nicht inne.

Archiv. Abends im Thiergarten spazieren. Lette begegnet. Ich warf ihm vor, daß keiner von den Liberalen den Muth hat gegen die Fortschrittspartei Front zu machen — obgleich Waldeck in seinen Wahlreden bereits Landesverrath gesprochen hat.

Lette: Sie gehen zu weit!

Ich: Ich gehe nicht zu weit; er hat in seinen Wahlreden mit ziemlich dürren Worten gesagt, daß er die Armee beseitigt wissen will, weil er in ihr ein Hinderniß des Umsturzes sieht. Das seht Ihr, Das wißt Ihr, — und Ihr macht Euch aus Feigheit zu dem Nachtrab, zu den Schleppenträgern der Demokraten.

Lette: Nun! wenn Sie Das so nennen wollen! Wir gehen mit

Digitized by Google

ihnen, so lange sie Dasselbe wollen, was wir wollen; wenn sie zu weit gehen wollen, dann werden wir uns schon wieder von ihnen trennen.

Ich: Wenn Ihr Euch erst habt eine Zeitlang von ihnen nachschleppen lassen, dann werdet Ihr schon sehen, daß Ihr das gar nicht mehr könnt; daß Ihr gar Nichts mehr seid und Nichts bedeutet; daß Ihr als Partei ruinirt seid!

Lette mußte mittelbar die Schwäche der Partei eingestehen, indem er sagte: Patow hat uns ruinirt!

Ich: Ach! bildet Euch Das nicht ein! Ihr selber habt Euch ruinirt und Niemand sonst.

Lette: Nun! wodurch denn?

Ich: Dadurch, daß Ihr über alle Maßregeln der Regierung schmählich geschimpft, und dann schließlich doch dafür gestimmt habt.

Darauf wußte Lette keine Antwort; er erging sich in allgemeinen Redensarten von den Gefahren der Reaction, denen man gemeinsam begegnen müßte u. s. w.

Ich: Diese Gefahren sind ganz imaginär; die Reaction hat weder auswärts noch im Lande einen wirklichen Rückhalt; das sind Hirngespinste, die Ihr Euch macht, damit Ihr Euch recht tapfer anstellen könnt, um courage à bon marché zu machen; — damit Ihr Euer Gewissen beschwichtigen und die Augen verschließen könnt gegen die andere Seite, von woher die wirkliche Gefahr droht; damit Ihr nicht wirklichen Muth zu haben braucht.

Lette gestand, daß die demokratische Fortschrittspartei eine demokratische Partei in sich trägt, die wohl mit der Zeit zu Tage kommen werde: aber für jetzt, und so lange das nicht der Fall sei, dürfe man zusammengehen.

Ich: Die Fortschrittspartei fängt damit an, daß sie die Armee ruinirt; und werdet Ihr ihr in den Weg treten? — werdet Ihr sie daran hindern?

Lette schwieg einige Augenblicke sehr verlegen und sagte dann: „Nun! wenn die Control-Versammlungen der Reservisten dazu dienen, daß man den Leuten befiehlt, wie sie bei den Wahlen stimmen sollen — dann ist es doch

Digitized by Google

wirklich besser —". Da haben wir die Feigheit, die sofort Ausflüchte sucht!

Abends, ziemlich spät, kommt Droysen zu mir. Klagt auch über die Feigheit der liberalen Partei — spricht viel und klagend über Sybels unglücklichen Brief an seine Wähler.

Die kurhessische Angelegenheit.

Droysen fordert mich zu einer besonderen Thätigkeit auf.

Unterstaats-Secretär Gruner — mit Droysen eng befreundet — ist nämlich diesmal der tapfere Mann; er ist empört über das Gebahren des Kurfürsten von Hessen — verlangt, daß ihm ein ultimatum vorgelegt, die Rücknahme seiner letzten Verordnungen, die neue Wahlen verfügen, von ihm verlangt, und Kurhessen nöthigenfalls militärisch besetzt werde.

Gruner hat sein Verbleiben im Ministerium daran geknüpft, daß dies geschehe. — Ich soll nun zu Roon gehen, und diesen zur Energie in dieser Sache anspornen. — Ich will das wohl thun, wiewohl ich es für ganz vergeblich halte — aber leider kommt man dem morgen nicht gelegen, weil Sonntag ist, und ich muß meinen Besuch bis übermorgen aufschieben.

Von Gruner hätte ich dergleichen am allerwenigsten erwartet! — Ich forderte meinerseits Droysen auf, den Mann nur auf der rechten Höhe zu halten — immer wieder hinaufzuschrauben, „denn er läßt nach!"

4. Mai. Zu Max Duncker, der sich eigentlich bei mir ankündigen ließ, aber erst zwischen 2 und 3 kommen wollte, und so lange konnte ich nicht zu Hause bleiben.

Die Lage besprochen. In dem Augenblick stehe es gar nicht so übel, Gruner benehme sich ganz gut, er wolle austreten, wenn man nicht energisch einschreite in Hessen — und das habe ein gewisses Gewicht, „denn sie können ihn in diesem Augenblicke nicht entbehren."

Digitized by Google

Max Duncker sagt: Im Anfang wollte Gruner Kurheſſen nur dann militäriſch beſetzt wiſſen, wenn Unruhen in dem Lande entſtünden. Das haben ihm aber Droyſen und Duncker ausgeredet; darauf müßte man nicht warten; im Gegentheil, entſtehende Unruhen würden die Sache ſehr mißlich machen; denn für wen ſollte Preußen dann Partei nehmen, etwa für den Kurfürſten gegen das Land? Oder für die Aufſtändiſchen gegen den Landesherrn?

Alle Tendenz-Politik muß der Sache gerade fern gehalten werden; — Preußen darf hier keine Tendenz-Politik treiben; die Sache iſt eine Frage der Macht, und Preußens Benehmen muß lediglich dadurch beſtimmt werden, daß es ſich innerhalb ſeines Machtgebiets eine ſolche freche Beleidigung nicht gefallen laſſen darf, wie in den letzten Verordnungen des Kurfürſten liegt. Thut es Das dennoch, dann iſt es verloren.

Das erſte, was geſchehen muß, iſt, daß der preußiſche Geſandte in Kaſſel — das iſt Sydow — den Kurfürſten peremptoriſch auffordert, ſeine Wahlverordnungen — nicht etwa blos zu ſuspendiren — ſondern einfach zu widerrufen; ſuspendiren wäre nicht genug. — Der Kurfürſt weigert ſich ohne Zweifel. — Dann verläßt der preußiſche Geſandte Kaſſel — und der heſſiſche Geſandte hier erhält ſeine Päſſe. — Zugleich aber beſetzt Preußen die Etappenſtraße durch das heſſiſche Gebiet nach Weſtfalen.

Darauf wird dann ein General nach Kaſſel geſendet, der dem Kurfürſten erklärt: Preußen habe bisher die Frage, ob das Wahlgeſetz von 1831 oder das von 1849 als gültig betrachtet werden ſollte, als eine offene behandelt: die dadurch gegen ihn geübte Nachſicht habe der Kurfürſt durch ſeine neueſten Schritte verwirkt: es müſſe nun ſofort eine nach dem Wahlgeſetz von 1849 gewählte Ständeverſammlung berufen werden, widrigenfalls werde Preußen ganz Heſſen militäriſch beſetzen.

Der Kurfürſt ſagt natürlich nein! — man rückt ein — der Kurfürſt verläßt ohne Zweifel das Land und geht nach Frankfurt a. M. — und da muß man denn freilich darauf gefaßt ſein eine Regentſchaft in Kurheſſen einzurichten.

Digitized by Google

Max Duncker: Dr. Neumann, der jetzt im auswärtigen Ministerium arbeitet, hat eine Denkschrift entworfen, und darin die Schritte, die gethan werden müßten, ganz in diesem Sinne entwickelt — und Bernstorff hat die darin aufgestellte Ansicht ganz zu der seinigen gemacht und wird bei der nächsten Minister-Conferenz diese Denkschrift zur Grundlage der Berathung machen.

Max Duncker fährt fort: Es ist aber doch gar sehr die Frage, ob die Sache im Ministerrath durchgeht — denn die drei eigentlich reactionären Minister Jagow, zur Lippe und Itzenplitz werden nicht gegen Hessen einschreiten wollen, weil sie Dasselbe in Preußen zu thun beabsichtigen, was der Kurfürst in Hessen gethan hat.

Ich: R. Auerswald sagt, Jagow sei kein Reactionär.

Max Duncker: Ach! was Auerswald sagt! — Die drei Herren sind so vollständig reactionär wie möglich. Eben weil solche Schwierigkeiten vorher zu sehen sind, soll ich durchaus mit Roon sprechen und ihn zu gewinnen suchen: das ist wichtig.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Kronprinz in diesem Augenblick nicht da ist; er kommt freilich Mittwoch wieder, aber in diesem Augenblick sind die Minuten kostbar; die Entschlüsse müßten rasch gefaßt und ausgeführt werden — sonst hat man unversehens in Hessen eine vollendete Thatsache vor sich.

Ich: Warum ist denn eigentlich der Kronprinz nach England gereist?

Max Duncker: Zur Eröffnung der Ausstellung! — Ich habe die Reise widerrathen, aber da sagten sie: es ist doch schön, wenn der Kronprinz bei einer solchen Gelegenheit als Vertreter Deutschlands dasteht! Auf dergleichen Demonstrationen, bei denen gar nichts herauskommt, geben sie etwas.

Er liest mir den Brief vor, den er dem Kronprinzen über die Lage, ihre Gunst und ihre Gefahren, geschrieben hat, um ihn dringend zu schleuniger Rückkehr aufzufordern, und fährt dann fort: Wird die Gunst der Umstände nicht benutzt, dann wird die Sache gefährlich für die Dynastie, für das Fortbestehen des preußischen Staates.

Digitized by Google

Waldeck, der Führer der Fortschrittspartei, ist Katholik und nährt gegen den protestantischen preußischen Staat den ganzen Haß des Ultramontanen. Dabei hat er einen ungemessenen Ehrgeiz. Das Ziel, das er verfolgt, ist, den preußischen Staat zu vernichten und in ein demokratisches Deutschland hineinzuverarbeiten.

5. Mai. Archiv. — Brief von Stockmar. Zu morgen zur Kronprinzessin beschieden. Abend bei Roon — durchaus vergeblich! — Ich konnte ihn nicht allein sehen: General Rieben war bei ihm in seinem Kabinet — ich mußte geradeswegs an den Theetisch der Frau — da war ihr alter Vater, ein Bruder — sämmtliche Kinder. Wie Roon kommt, fragt er von freien Stücken, ob ich schon einen Bescheid habe von wegen der Goltzischen Papiere, will noch einmal mit Bernstorff sprechen u. s. w. —: das ist Alles ungemein schön, aber von Dem zu sprechen, was mir wirklich wichtig ist, bleibt unmöglich.

6. Mai. Droysen früh bei mir — erkundigt sich — und fordert mich dringend auf, da ich gestern nichts ausgerichtet, heute, sogleich, noch einmal zu Roon zu gehen — denn heute um 11 Uhr ist unter Vorsitz des Königs der Ministerrath, in dem der Entschluß Kurhessens wegen gefaßt werden soll. —

Ich verspreche mir eigentlich Nichts davon, gehe aber doch hin, denn man muß Nichts versäumen — und die Sache geräth über Erwartung.

Roons Pferde stehen an der Thür, um zu dem Konseil zu fahren — ich lasse mich gar nicht melden — er tritt heraus auf den Perron — wir begrüßen uns — ich bedauere, daß ich ihn in solcher Weise treffe, denn ich habe ein Anliegen, das ich gestern nicht zur Sprache bringen konnte. — „Nun ich habe noch einige Minuten Zeit, treten Sie ein!" sagte Roon, wir gingen in den Vorsaal.

Ich sagte nun, daß ich schon gestern gern über die hessische Angelegenheit mit ihm gesprochen hätte — sprach ihm aber weder von Deutschlands noch von Preußens Zukunft, sondern ich setzte den Hebel an, den ich für den wirksamsten hielt. Wir sprachen neulich davon, sagte ich, daß die Regierung denn doch eine sehr schwache Stellung hat: *da ist das wahnsinnige Benehmen des Kurfürsten von Hessen ein Glücksfall, den man benutzen muß*; wird

Digitized by Google

er gehörig benutzt, gehen Sie energisch in der hessischen Sache vor, so schaffen Sie sich eine sehr starke Stellung u. s. w.

Roon stimmt mir vollkommen bei — nennt das Benehmen des Kurfürsten auch ein wahnsinniges, das man benutzen müsse u. s. w. — und verspricht goldene Berge.

Er fährt in den Ministerrath — ich gehe zu Max Duncker, ihm zu sagen, daß es mir heute besser geglückt ist als gestern Abend.

Max Duncker liest mir eine Denkschrift vor über Panzerschiffe, die ihm zugesendet worden ist, und will wissen, ob es der Mühe lohnt, sie Roon zu übersenden? Der Monitor wird darin als Muster empfohlen — der Verfasser ist aber augenscheinlich weder Seemann noch Artillerist; ich widerrathe die Berücksichtigung. Es fehlt ja gar nicht an Reklamen, die besser gemacht sind als diese.

Um 1/21 Uhr zur Kronprinzessin, bei der ich von Stockmar eingeführt werde. Sie hat in diesen Tagen mehrere Personen zu sich bestellt, die sie zu sehen wünschte, ehe sie auf das Land geht.

Die Rede war nur von Dingen, die unseren gegenwärtigen, augenblicklichen Zuständen und Interessen durchaus fern liegen. Wir sprachen von der neueren historischen Literatur — und es sagte ihr gar sehr zu, daß ich Macaulay's berühmtes Werk mit Gründen scharf tadelte, denn ich rechtfertigte damit ihr eigenes Mißfallen an dem Werk. In der Art, wie sie folgte und auffaßte, was ich sagte, zeigte sich ein scharfer Verstand. — Die Schwierigkeit, die geschichtliche Wahrheit zu ermitteln — meine Bemerkung, daß sie gesteigert werde durch den Charakter gewisser Nationalitäten, die keinen Sinn für Wahrhaftigkeit haben — führte uns auf Nordamerika, wo über den gegenwärtigen Krieg von beiden Parteien keine Wahrheit zu erwarten ist.

Sie zeigte mir eine ganze Sammlung — Photographieen, Visitenkarten — so ziemlich aller Persönlichkeiten, die in diesen Händeln genannt worden sind — und erzählte einige Züge von amerikanischer Insolenz.

Die Amerikaner machen es sich zum Gesetz, wenn sie in Europa reisen, Nichts zu bewundern, auf Alles und Jedes als geringfügig herabzusehen. Mrs. Beecher-Stowe wurde in England sehr fêtirt — und wußte sich auch in dieser Beziehung vernünftig zu benehmen; nicht so ihre beiden erwachsenen Töchter. Sie waren mehrere Tage

Digitized by Google

auf dem Landsitz einer Herzogin — den Namen überhörte ich — in Schottland — der in wunderbar schöner Lage, reich und großartig eingerichtet, eine herrliche Aussicht auf das Meer und das Gebirge beherrscht. Die amerikanischen Misses sahen Alles kaum an, in blasirter Weise, und sagten Nichts. Am letzten Tage ihres Aufenthalts wurden sie darauf aufmerksam gemacht, daß sie der Herzogin noch Nichts gesagt hätten über ihren schönen Landsitz; Das sei nothwendig, die Herzogin erwarte es. — Da bemühte sich dann wirklich die eine Miß, und sagte nachlässig auf der Terrasse, welche eine großartige Aussicht beherrscht: „Well, this is rather a nice yard!"

Die Kronprinzessin citirte auch die Worte eines Amerikaners, der zu einem Engländer sagte: „Dont you think we could break up your little bit of an Island any day, and put it into New-York harbour?"

Was für Gerüchte an der Börse in Umlauf gesetzt werden! Mein Banquier kam mir mit gespannter Miene entgegen — heute sei ein wichtiger Tag, nicht der Wahlen, sondern des Ministerraths wegen: ob wohl heute Abend schon etwas werde bekannt gemacht werden von Dem, was beschlossen wird?

Man sage von der Kammer, die heute noch gewählt wird, sie solle sofort wieder aufgelöst werden, noch ehe sie zusammentritt — die Presse beschränkt und ein neues Wahlgesetz octroyirt — nach dem dann sogleich neue Wahlen stattfinden würden.

8. Mai. Fleißig im Archiv. — Gefficken in der Straße. Ich frage ihn, ob er nicht weiß, was im Ministerrath beschlossen worden ist? — O ja! Der König wird den neuen Landtag in Person eröffnen. — Aber in der kurhessischen Sache? — Ach das? Man wird den Bundestag auffordern, die Entscheidung in der kurhessischen Sache zu beschleunigen!

(NB. Das nenne ich einen energischen Entschluß! — Vorausgesetzt, der Bundestag thäte Das, und stellte das Recht in Kurhessen wieder her — was hätte Preußens Machtstellung dadurch gewonnen?)

Auch über Schleswig-Holstein hat er ein langes Gespräch mit Bernstorff gehabt, und dieser erklärte, er habe das größte Verlangen, dort entscheidend einzugreifen — aber Preußen sei

Digitized by Google

gelähmt durch die innere Entzweiung; so lange diese Händel nicht bewältigt seien, könne Preußen nicht activ nach Außen auftreten. (NB. Das sagt ein preußischer Minister einem fremden Diplomaten.)

10. Mai. Archiv. Kehler dort getroffen. Der sagt mir, wie es nun steht. Preußen hat am Bundestag den Antrag gestellt, der Kurfürst soll von Bundeswegen aufgefordert werden, seine neueste Wahlordnung nicht etwa zurückzunehmen — bewahre! nur zu sistiren! — und man rechnet und hofft, daß sich eine kleine Majorität für diesen Beschluß zusammenfinden wird.

In diesem Augenblick findet die Sitzung in Frankfurt a. M. statt, und Kehler sagt: „Bernstorff sitzt nun auf dem Teppich der Geduld und raucht die Pfeife der Erwartung!" — Er wartet auf das Telegramm aus Frankfurt.

Ich: Wenn nun aber der Bundestag Preußens Antrag verwirft? was dann? — Dann ist Preußen durch den Bundesbeschluß vollständig lahm gelegt und kann gar Nichts mehr thun in der Sache. Oder, wenn nun auch Alles gelingt, und der Bundestag faßt den gewünschten Beschluß: was wäre für Preußens Ansehen und Machtstellung in Deutschland dadurch gewonnen? — Und wenn der Kurfürst sich nun an einen solchen Bundesbeschluß eben so wenig kehrt als an alle früheren, was dann? —

Nehmen wir das Alleräußerste an, daß nämlich der Bundestag Exekution verhängt — dann beauftragt er ganz gewiß nicht Preußen damit, sondern einen anderen Bundesstaat, und Preußen ist in der Sache auf das Vollständigste beseitigt!

Ueber die Idee Bernstorffs die kurhessische Frage im Einverständniß mit Oesterreich lösen zu wollen, waren wir damit schon vollständig auf die Sandbank gerathen — ein unerhörter Glücksfall, das wahnsinnige Benehmen des Kurfürsten legt Preußens und Deutschlands Geschick noch einmal in die Hände dieser Minister — und durch diese Leute ist die Sache nun erst recht, und rettungslos verdorben. —

Gefficken gab mir nachher in der Straße noch vollständiger Auskunft. Bernstorff ist wüthend auf den Kurfürsten und hat auch große Dinge vor. Wenn der Beschluß des Bundestages nicht nach Wunsch

Digitized by Google

ausfällt, will er noch heute einen General nach Kassel schicken — um dem Kurfürsten „den Ernst der Situation" vorzustellen! — nichts Geringeres!

11. Mai. Der Bundestag hat den preußischen Antrag nicht angenommen sondern beschlossen, die Frage, ob der Kurfürst ersucht werden soll das angeordnete Wahlverfahren zu sistiren, erst noch einem Ausschuß zu überweisen, d. h. zu verschleppen. — Unterdessen bringt der Kurfürst mit Minoritäts-Wahlen einen Landtag zu stande, der die Hassenpflugische Verfassung annimmt — der Bundestag erklärt dann die kurhessische Frage für erledigt — und Preußen läßt sich Das gefallen!

14. Mai. Max Duncker sagt mir: man hat die kurhessische Frage so dumm wie möglich angefangen — sie hat sich aber dennoch so gewendet, daß sie leidlich gut ausgehen kann, wenn man nur jetzt das Allereinfachste thut was die Umstände gebieten. Roon hat sich am besten dabei benommen.

Bernstorff hatte die unglückliche Idee auch jetzt noch, nachdem der Kurfürst seine Wahl-Ausschreiben erlassen hatte, — Preußen zum Trotz — die Sache im Verein mit Oesterreich ordnen zu wollen, d. h. zunächst im Verein mit Oesterreich das Verlangen an den Bund zu bringen, daß der Kurfürst aufgefordert werde von Bundeswegen die Wahlen zu sistiren. Bernstorff hat sich auf eigene Hand und Verantwortung mit diesem Antrag nach Wien gewendet!

Graf Rechberg antwortete ablehnend: es wäre zwar allerdings wünschenswerth ein solches Ergebniß zu erlangen, der Versuch aber würde vergebens sein, denn es sei am Bundestage keine Majorität dafür zusammen zu bringen. — Von hier aus wird geantwortet: dann müßte eben Preußen allein handeln. — Darauf erklärt das Wiener Kabinet: man habe sich die Sache überlegt, es sei denn doch Aussicht auf eine Majorität da — und der Antrag wird gemeinschaftlich von Oesterreich und Preußen an den Bundestag gebracht.

Der Bundestag machte Anstalten die Sache zu verschleppen, damit der Kurfürst Zeit behielt, die Wahlen seinen Befehlen gemäß vornehmen zu lassen — und einen Landtag zusammen zu bringen, der

Digitized by Google

die Verfassung von 1860 annahm; dann hätte der Bundestag die ganze „hessische Frage" für erledigt erklärt!

Aber da erscholl die Kunde von Willisens Sendung nach Kassel, von der Mobilmachung zweier Armeecorps — und der Bundestag fühlte sich veranlaßt zu dem eiligen Beschluß den Kurfürsten zu ersuchen u. s. w. Lauter Dinge, die beweisen, was man erreichen könnte, wenn man nur einigen Ernst und Muth zeigen wollte.

Es ist nun möglich, daß der Kurfürst auch dem Bundestage Nein! antwortet — und das wäre das Beste für Preußen. Aber auf Fehler seiner Feinde darf man doch nicht unbedingt rechnen. Max Duncker hält es für möglich, daß nun Oesterreich und die Würzburger dem Kurfürsten zureden, nachdem er Preußen tüchtig zu seiner Befriedigung abgetrumpft hat — dem Bundestag nachzugeben. Das scheint auch mir sehr möglich; es wäre dann wieder der Bundestag, d. h. Oesterreich und die Würzburger — nicht Preußen — die allein die Sache gemacht hätten, die allein sich als die wirklichen Herren in Deutschland bewährten, während Preußen durch seine besondere Einmischung nichts weiter gewonnen hätte als eine neue Demüthigung: — eine Beleidigung seines Gesandten Willisen. — Den Kurfürsten zum Nachgeben zu bewegen, könnten ja wohl Oesterreich und die Würzburger versprechen, was sie ohnehin die größte Lust haben zu thun: nämlich ihn in der Sache selbst, um die es sich eigentlich handelt, in der Verfassungsfrage, zu begünstigen.

Durch eine solche Nachgiebigkeit des Kurfürsten würde aber, wie die Sache bis jetzt steht, jede weitere Action, namentlich jedes militärische Einschreiten Preußens unmöglich gemacht. Es wäre daher nothwendig, daß Preußen nun außer der Ausführung des Bundes-Beschlusses auch noch die Entlassung des gegenwärtigen hessischen Ministeriums fordert.

Ich werde von Max Duncker und von Droysen dringend aufgefordert bei Roon dahin zu wirken, daß Dies geschieht. — Roon hat übrigens darauf bestanden, daß die beiden Armeecorps förmlich mobil gemacht werden, ehe sie in Hessen einrücken. Im Jahr 1850 war man in etwas tumultuarischer Weise dahin gegangen. — Diesmal soll man sehen, daß es Ernst ist, verlangt Roon.

Digitized by Google

15. Mai. An Roon geschrieben: man melde mir von guter Hand, daß eine Intrigue gegen Preußen im Gange sei; man wolle den Kurfürsten durch die Versprechung, ihn in der Verfassungsfrage selbst zu begünstigen, dahin bewegen, daß er sich dem Wunsch des Bundestages füge, nachdem er Preußen abgewiesen und beleidigt habe.

Die Absicht sei, Oesterreich und den Würzburger Bund als Herren in Deutschland geltend zu machen — Preußen aber als ohnmächtig — als gezwungen, sich jede Beleidigung gefallen zu lassen, bloß zu stellen — und jedes weitere Einschreiten Preußens unmöglich zu machen.

Das Mittel, um dieses Netz zu zerreißen, liegt darin, daß Preußen um etwas mehr verlangt, als der Bundesbeschluß vorschreibt, und dieses Mehr auf eigene Hand und durch eigene Macht erzwingt. — Was dieses Mehr sein kann, ja muß, liegt sehr nahe; Preußen, zweimal von Kurhessen auf das Keckste beleidigt, hat unstreitig das Recht, ja es hat die Verpflichtung, eine Genugthuung zu verlangen, und diese kann kaum in etwas Anderem bestehen, als in der Entlassung des Ministeriums, das Preußen beleidigt hat. —

Herr v. Neumann bei mir, und bleibt sehr lange. — Meinen Brief bei Roon abgegeben. — Archiv. Kehler sagt mir: Bismarck-Schönhausen ist hier, und man sagt, er werde als Minister-Präsident eintreten.

Zu Banquier Schlesinger; der sagt mir, daß die Reservisten des 2. Garde-Regiments, die heute früh schon beisammen waren, wieder nach Hause entlassen worden sind. — An der Börse sagt man, der Marsch nach Hessen sei aufgeschoben worden, weil man nicht anders als zu gleicher Zeit mit den Oesterreichern dort einrücken wolle. (NB. Das wäre die rechte Höhe.)

16. Mai. In der Zeitung die Nachricht, daß der Kurfürst von Hessen dem Bundesbeschluß nachgegeben hat, wie wir für wahrscheinlich hielten. — Es fragt sich nun, ob unsere gegenwärtige Regierung die nöthige Spannkraft hat, um zu thun, was ich ihr in meinem gestrigen Briefe an die Hand gebe; — ich zweifle gar sehr daran und glaube, die Leute werden sich weis zu machen suchen, sie hätten einen vollständigen Sieg davon getragen, und sich dabei beruhigen.

Archiv. Kehler sagt mir, daß im Ministerium die kurhessische

Digitized by Google

Sache doch noch nicht für abgemacht gilt. Auch ist noch keine offizielle Meldung da, daß der Kurfürst nachgegeben hat.

18. Mai. Im Archiv gearbeitet. Den Abend Etzel bei mir, der schon morgen wieder abreist.

Persönliche und Familien-Interessen besprochen — dann auch die öffentlichen Angelegenheiten. — Etzel glaubt auch nicht, daß wir in Hessen einrücken werden — er ist darin der getreue Widerhall der allgemein herrschenden Ansicht. Auch er traut unserer Regierung — dem gegenwärtigen Ministerium zumal — die Energie nicht zu, die dazu nöthig wäre, und dann sieht und weiß er, daß die Coterie des Prinzen Carl — General Manteuffel u. s. w. — aus allen Kräften dagegen arbeitet; die Leute wollen nicht gegen den Kurfürsten einschreiten, der doch Nichts weiter gethan hat, als was sie selbst bei uns gerne thun möchten, und zu thun hoffen.

v. d. Heydt hat ihm kuriose Dinge erzählt; er — v. d. Heydt — habe von Anfang an Opposition gemacht gegen das zu hoch gestellte Militär-Budget — aber — man solle sich denken! — Patow habe hinter seinem Rücken mit General Manteuffel intriguirt, und dem gesagt: er solle nur auf seinen Plänen bestehen, das Geld dazu werde man schon Mittel finden, zu schaffen! —

Dann hatte Etzel von den Kölner Aristokraten, wie es scheint, gewissermaßen den Auftrag, die Haltung der Kölnischen Zeitung in der Militär-Frage zu entschuldigen, in den hiesigen Regierungskreisen; die Haltung der Zeitung in dieser Beziehung sei den Kölner Geldmagnaten selber unangenehm, aber sie können nichts dazu: der Redacteur Kruse sei ganz befangen in den Ansichten, die er sich einmal gebildet — und ganz unzugänglich für Einrede oder Einfluß.

Etzel bringt Das bei v. d. Heydt an; der antwortet: O! die schlimmsten Artikel der Kölner Zeitung über die Militär-Frage sind gar nicht in Köln geschrieben, sondern hier in Berlin, und wissen Sie wo? — im Staats-Ministerium! Auerswald hat sie schreiben lassen!

Etzel war nicht wenig erstaunt, als ich ihm sagte, daß das Alles vollkommen aus der Luft gegriffen sei.

Auch mit General Manteuffel, mit dem er einigermaßen ge-

Digitized by Google

spannt war, hat Etzel eine lange Explication gehabt über den eigentlichen Gegenstand der Spannung, die Aufnahme, oder vielmehr Nicht-Aufnahme der Landwehroffiziere in die Linie.

Nebenher hat Manteuffel ziemlich ex abrupto Gelegenheit genommen, zu sagen: man beschuldige ihn, gegen das Ministerium intriguirt zu haben; das sei nicht der Fall! — Er sei zwar herzlich froh, daß das Ministerium gegangen ist — aber er habe die ganze Zeit über nie mit dem König über Politik gesprochen. (NB. Das wissen wir! — Mit dem Prinzen Carl etwa auch nicht? — qui s'excuse s'accuse!)

19. Mai. Lange und fleißig im Archiv gearbeitet. — Kehler kommt; erzählt, was er eben vernommen hat: Hohenlohe, der Minister-Präsident, begegnet Wildenbruch unmittelbar nach der Eröffnung des Landtages in der Straße, giebt ihm ein Exemplar von der Thronrede und sagt dabei: „Nun, ich gehe jetzt!" Wildenbruch fragt: „und wer tritt an Ihre Stelle? Bismarck?" Hohenlohe antwortet mit einem Kopfnicken und einem „Hm"! — Wildenbruch hat selbst Kehler gesagt: Es gäbe eine gar seltsame neue Complication, wenn es sich bestätigte.

v. d. Heydt ist die Seele der gegenwärtigen Regierung — aber seine Tage wären gezählt, wenn Bismarck einträte, der duldet ihn nicht neben sich! —

Preußen hat durch Willisen gefordert, der Kurfürst soll die in so seltsamer Weise angeordneten Wahlen sistiren —: er hat Willisen in der schnödesten Weise abgewiesen. Dem Ersuchen des Bundestages dagegen ist er sofort nachgekommen. Das ist die neueste Neuigkeit.

Von Seiten Preußens ist nun die Rede davon, ein ultimatum nach Kassel zu senden — die Entlassung des gegenwärtigen Ministeriums darin zu verlangen und hinzuzufügen, daß man im Weigerungsfall die diplomatischen Beziehungen abbrechen, und weitere Maßregeln sich vorbehalten werde.

Aber das geht Alles viel zu langsam. — Der Kurfürst antwortet, natürlich sehr entschieden Nein! — Rechberg aber beschleunigt inzwischen das Verfahren des Bundestages. Die Sitzung, in welcher

Digitized by Google

die kurhessische Verfassungsfrage erledigt werden soll, wird bereits Donnerstag den 23. stattfinden. — Daß die Verfassung von 1831 hergestellt werden muß, das sieht jetzt ein jeder als etwas Unvermeidliches an — der Spruch des Bundestages fällt also gegen die Regierung aus — und dem Spruch unterwirft sich der Kurfürst. Er nimmt die Verfassung von 1831 an — da versteht es sich von selbst, daß sein jetziges Ministerium zurücktritt —: nicht auf das Verlangen der sehr entschieden zurückgewiesenen preußischen Regierung, sondern ganz unabhängig davon.

Demnach liegt dann kein Grund mehr vor für Preußens Einschreiten, und man wird von Seiten Oesterreichs und seiner Anhänger nachdrücklich genug geltend machen, daß keiner vorliegt.

(NB. Das ultimatum ist gestern nach Kassel abgegangen, dem Kurfürsten eine Frist von zweimal vierundzwanzig Stunden gestellt.) —

Die Eröffnung der Kammersitzung im Frühjahr 1862 und der Fortgang der kurhessischen Sache.

20. Mai. Die Thronrede wird mir gebracht. Sie ist ungemein sanft und ruhig: patte de velours. Abend bei Droysen. — Es war Niemand da als Sybel und Max Duncker, der mit seiner Frau erst später — und sogar sehr spät kam. — Mir war natürlich sofort einleuchtend, daß es auf eine politische Bearbeitung Sybels abgesehen war, zu der man mich berufen hatte. — Mein Vorsatz war dagegen gewesen jedes politische Gespräch durchaus zu vermeiden, und blos durch mein gänzliches Stillschweigen über den Gegenstand merken zu lassen, wie sehr ich sein ganzes Vorgehen mißbillige. Hier im engsten Kreise war es nicht möglich dem Gespräch und dem activen Antheil daran zu entgehen.

Es kommt jetzt Alles darauf an, die liberale Partei als eine selbständige Partei zu erhalten, ihr womöglich ein neues Gewicht, eine neue Bedeutung zu geben, damit sie, sobald die Umstände sich besser wenden, als Regierungspartei eintreten, und das Ruder ergreifen

Digitized by Google

kann. — Zerfällt sie, hört sie auf eine selbständige Rolle zu spielen, so bleiben nur die beiden extremen Parteien Demokratie und Reaction einander gegenüber, die beide vollkommen unfähig sind zu regieren — und dann ist eben gar Nichts zu erwarten als Sieg der Demokraten, revolutionäre Verirrungen der elendesten Art — und zuletzt Militär-Despotismus.

Die liberale Partei kann aber eine selbständige Bedeutung nur dann haben, wenn sie sich auf das Schärfste und Entschiedenste von der Fortschrittspartei unterscheidet — immer getrennt hält — nicht blos der Regierung, sondern auch der Fortschrittspartei Opposition macht.

Sie kann nimmermehr dahin gelangen, wenn sie sich von der Fortschrittspartei verhöhnen und mißhandeln, und zugleich in das Schlepptau nehmen und beherrschen läßt, wie die Leute aus elender Feigheit zu thun im Begriff stehen. So denken wir — Max Duncker, Droysen und ich, und mancher verständige Mann mehr — und wir hatten auf Sybel gehofft; der sollte *diese* Haltung, *diesen* Geist in die Partei bringen. Durch seinen Brief an die Crefelder Wähler hat er uns in dieser Hoffnung enttäuscht! —

Er hätte sich, nach meiner Meinung, ganz selbständig hinstellen, und nach und nach um sich selbst eine ganz neue Fraktion bilden sollen, er war Manns genug dazu! — Die Anderen sagen, er hätte sich der Partei Vincke-Grabow anschließen sollen, aus der am ersten etwas zu machen war — die wesentlich jene Mittelpartei ist, auf deren Erhaltung es ankommt —: er ist anstatt dessen in die Fraction Bockum-Dolffs eingetreten — die auch durch solche Phantasten verschönert wird wie Stavenhagen und Harkort!

Ich sagte, die eigentliche Gefahr der Situation liege nicht darin, daß eine Anzahl Demokraten mehr im Hause sei als früher, sondern in der Feigheit der liberalen Partei, die nicht den Muth hat, die Stirn gegen die Fortschrittspartei zu wenden. — Das mißfiel Sybel gar sehr!

Dann erzählte er, Vincke und Grabow seien in ihrer Fraction hart an einander gekommen. Ein Beschluß der Faction sollte den „befreundeten Fractionen" mitgetheilt werden, nämlich der Fraction Bockum-Dolffs — und der Fortschrittspartei. Dem widersetzte sich

Digitized by Google

Vincke-Hagen: der Fortschrittspartei nicht! — Darüber Streit mit Grabow — und bei der Abstimmung entschied Stimmenmehrheit, daß die Mittheilung auch der Fortschrittspartei gemacht werden solle. Sehr verletzt äußerte Vincke: „Dann trete ich aus der Fraction!" Aus dem Hintergrunde, aus der Menge riefen einige Stimmen: „Schadet auch nichts!" — Darauf lenkte Vincke — schwacher Weise — wieder ein, und meinte: man müsse das nicht so scharf nehmen u. s. w.

Ich sage: ich wäre an seiner Stelle wirklich ausgetreten. Auch diese Bemerkung hat nicht Sybels Beifall. —

So tief ist Vincke bereits gesunken! Vor zwei Jahren Abgott und Orakel einer zahlreichen Partei — die er in den Sumpf geführt hat! — Nun sind sie ihm abtrünnig geworden — er ist nicht mehr verschroben genug.

Als Max Duncker gekommen war, drangen wir auf die Nothwendigkeit, daß die Liberalen entschieden gegen die Fortschrittspartei in die Schranken treten. Sybel wollte davon nicht hören, und behauptete, man müsse mit der Fortschrittspartei Hand in Hand gehen.

Das Unglück der französischen Revolution, sagte er, lag darin, daß es keine gouvernementale Partei gab, daß in Folge dessen nicht die Regierung die Revolution beherrschte und leitete. Man muß dem vorbeugen, daß es bei uns nicht ebenso geht; die liberale Partei muß sich der Regierung bemächtigen; sie muß die reactionäre Partei verdrängen. Das jetzige Ministerium muß gestürzt werden — und, um das zu erreichen, muß man vereint mit der Fortschrittspartei gegen die Regierung zu Felde ziehen.

Will dann später, wenn der Sieg errungen ist, die Fortschrittspartei zu weit gehen, dann wird man sich schon gegen sie wenden und sie in ihre Grenzen zurückweisen.

Ich fragte: Wie wollt Ihr das machen? Die Geschichte lehrt auf sehr vielen ihrer Seiten, daß da, wo verschiedene Parteien vereint gegen die Regierung ankämpfen, wenn der Sieg errungen ist, die Früchte desselben jedes Mal der entschiedensten und leidenschaftlichsten Partei zufallen, derjenigen, die am weitesten geht, niemals der gemäßigten, weiseren.

Digitized by Google

Wenn Ihr erst im Dienst der Fortschrittspartei das Ministerium gestürzt habt, dann werdet Ihr die Erfahrung machen, daß die Fortschrittler Euere Herren und Meister geworden sind, daß Ihr Nichts mehr seid und Nichts bedeutet.

Max Duncker bestätigte meine Ansicht und sagte: Bei den Feuillants bleibt die Sache nicht; sie kommt an die Girondisten. Die liberale Partei soll sich der Regierung bemächtigen? Wo ist denn das liberale Ministerium, das an die Spitze treten soll?

Droysen suchte mit Erfolg darzuthun, daß die Gefahr der Reaction eine ganz imaginäre sei, daß aber die Wogen der Demokratie immer höher anschwellen und gefährlich werden. Sybel blieb für das Alles vollkommen unzugänglich.

Max Duncker erzählte übrigens, daß der vollständige Bruch mit Kurhessen erfolgt ist; man hat die geforderte Genugthuung verweigert. Der Gesandte Sydow verläßt heute Abend Cassel, und der hessische Gesandte Baumbach hat heute Nachmittag seinen Abschiedsbesuch bei Bernstorff gemacht. Von Seiten unsers auswärtigen Ministeriums möchte man morgen in Hessen einrücken — aber es fragt sich, ob Roon mit seinen Anstalten fertig ist.

22. Mai. Im Archiv gearbeitet. — Kehler sagt mir da: der Bundesbeschluß in der kurhessischen Verfassungsfrage wird nicht heute, sondern erst am Sonnabend gefaßt; wir warten ihn aber ab und gehen nicht eher nach Hessen, als bis der Bundestag seinen Beschluß gefaßt hat. —

23. Mai. Den Abend kommt Ernst Richthofen-Brechtelshof zu mir, um mir zu erzählen, was vorgegangen ist.

Die Fraction Grabow ist aufgelöst — nach mancherlei seltsamen Intriguen.

Richthofen hat selbst gehört, wie manche angeblich liberale Abgeordnete bedauerten, daß Vincke-Hagen gewählt worden ist; der werde überall störend (NB. d. h. sie fürchteten, er werde sie in ihrer Feigheit und Unterthänigkeit den Demokraten gegenüber hindern).

Bald wurden allerhand Dinge angezettelt, um den Störenfried Georg Vincke aus der Fraction zu verdrängen. Grabow erklärte, er wolle austreten — er wurde in der schmeichelhaftesten

Digitized by Google

Weise gebeten, in ihrer Mitte — an ihrer Spitze zu bleiben, und ließ sich erweichen; das Ganze, freilich nur 45 Mitglieder stark, schien noch einmal zusammen halten zu wollen.

Nun stellte Grabow den Antrag, es solle eine Delegation von 3 Personen ernannt werden, um in beständigem Verkehr mit den befreundeten Fractionen zu bleiben, und sich fortlaufend mit ihnen zu verständigen — nämlich mit der Fraction Bockum-Dolffs und mit der Fortschrittspartei.

Dagegen trat G. Vincke auf und sagte, mit der Fortschrittspartei dürfe man nicht in solcher Weise in Verbindung treten, denn man stehe ihr feindlich gegenüber; er sprach sehr gemäßigt — aber *er nannte die Dinge bei Namen* und wies nach, daß die liberale Partei nicht *graduell*, sondern *prinzipiell* von der Fortschrittspartei unterschieden sei.

Diese Klarheit war den Meisten sehr unangenehm, Grabow wendete ein, es seien wohl einige Demokraten unter der Fortschrittspartei, aber der Mehrzahl nach sei diese letztere nicht prinzipiell von der altliberalen Partei verschieden u. s. w.

G. Vincke gab zu, das könne wohl sein, aber da die Partei sich von Demokraten führen lasse, und die Zwecke dieser Demokraten fördere, müsse man sie eben nach den Grundsätzen der Führer beurtheilen, als Ganzes. Da aber in Folge dieses Zwiespalts ein neuer Bruch drohte, erklärte G. Vincke, daß er einen solchen nicht herbeiführen wolle, und trete deshalb aus der Fraction. Damit entfernte er sich ruhig — wie er sich denn überhaupt in der ganzen Sache höchst ehrenvoll benommen hat.

Nun, dachte Grabow, ist die Luft frei, nun kann man in Trab fallen auf der Fährte der Demokraten, und es wurde sofort zu der Wahl der drei Mitglieder geschritten, die mit der Fortschrittspartei in Verbindung treten — (NB. die Befehle der Demokraten einholen) sollten. Der erste der Gewählten lehnte ab, weil sich nicht übersehen lasse, wohin der Auftrag führen könnte — der zweite, Röpell, ebenfalls, weil die Situation nicht hinlänglich aufgeklärt sei, und er sich seine weiteren Entschlüsse noch vorbehalten müsse. — Damit war der Uebertritt zur Fraction Bockum-Dolffs angedeutet. — Grabow merkte,

Digitized by Google

daß für ihn in der That kein Boden vorhanden sei — ein Theil der Fraction weiter rechts — ein anderer weiter links strebe, rief aus: unter diesen Umständen sei nichts weiter zu machen: „ich trete aus!" — Damit schlug er das Protokoll zu, stand auf und ging davon; Alles löste sich auf.

E. Richthofen fragte nun, ob ich es für zweckmäßig halte, daß sich eine, wenn auch noch so kleine liberale Fraction um Georg Vincke sammelt, die sich als prinzipiell von der Fortschrittspartei unterschieden ankündigt, und die alten Traditionen der liberalen Partei bewahrt.

Ich rieth auf das Entschiedenste dazu; es scheint mir wichtig, daß ein solcher Stamm der liberalen Partei stehen bleibt, der sich immer consequent hält — der an Zahl und Gewicht wachsen kann. Das ist nöthig, da die Fraction Bockum, die sich im Nachtrab der Fortschrittspartei schnell genug abnutzen wird — in dieser Partei aufgehen muß — und dann bleibt nichts übrig, als der unselige Kampf zwischen zwei extremen Parteien.

Er fragte, ob diese kleine Fraction dann für das Militär-Budget stimmen soll.

Gewiß! — Die Reform der Armee war eine Nothwendigkeit — eine tüchtige Armee muß Preußen unter allen Bedingungen haben — sie ist die Lebensbedingung für den Staat! — Man darf sie einem mißliebigen Ministerium nicht verweigern, denn sie ist nicht sofort wieder zu schaffen, wenn dann wieder ein liberales Ministerium eintritt — und wird, einmal ruinirt, auch dem fehlen.

Besonders aber: die liberale Mittel-Partei muß darauf ausgehen, Regierung zu werden; das ist ihre Bestimmung, das ist ihre Pflicht; da darf sie nicht durch momentane Verhältnisse, im Sinn einer parlamentarischen Partei-Taktik, die nur die augenblickliche Lage berücksichtigt, sich selbst zum Voraus der Mittel berauben, deren sie dereinst bedürfen wird, um regieren zu können.

Aber Vincke wird nach seinen Antecedenzien nicht für das Militär-Budget stimmen? Dann soll er sich der Abstimmung enthalten — oder für seine Person stimmen wie früher, — der Fraction aber freie Hand lassen.

Digitized by Google

24. Mai. Nach Tiſch zu Max Duncker, ihm mein geſtriges Geſpräch mit Ernſt Richthofen zu erzählen. — Tubel verläßt ihn eben; der hat ihm Nachricht gebracht.

Die Bildung der neuen Fraction Vincke wird wohl dieſen Abend zu Stande kommen und aus 20, wenn es gut geht, aus 30 Mitgliedern beſtehen. So weit iſt Vincke heruntergekommen!

Tubel ſagt: Vincke hat in dieſen Tagen furchtbare Lectionen erhalten. Alle die Leute, die ihm huldigten, ihm Weihrauch ſtreuten, als er den Reigen der Unvernunft führte, die mit ihm ſtimmten in der Militär-Frage —: die haben ihm jetzt ſämmtlich den Rücken gewendet, ſind zur Fortſchrittspartei hinüber gelaufen — ſind verdrießlich darüber, daß er gewählt worden iſt, und ſuchen ihn unſchädlich zu machen, indem ſie ihn aus allen liberalen Fractionen hinausdrängen.

Diejenigen, die in der Militär-Frage gegen ihn waren, ſind die einzigen, die „Farbe gehalten haben".

Das Schlimmſte der Zeit iſt, daß die heſſiſche Sache nun unwiederbringlich verdorben iſt. Preußen wartet auf den Bundesbeſchluß; der wird heute gefaßt, und verfügt natürlich Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1831 mit Ausnahme der bundeswidrigen Beſtimmung derſelben. Dieſem Beſchluß unterwirft ſich der Kurfürſt ſofort — das iſt bereits abgemacht — Preußen rückt nicht ein, und erhält keinerlei Art von Genugthuung.

In Heſſen ſelbſt aber iſt die Sache mit dieſem heutigen Beſchluß durchaus nicht abgeſchloſſen, der Friede nicht hergeſtellt; im Gegentheil, wir kommen damit genau wieder auf den alten Punkt! — Was eigentlich in der Verfaſſung von 1831 bundeswidrig ſei, iſt nie präciſirt worden. Vermöge der Unklarheit, in der dieſe Vorbehalte ſchweben, haben Oeſterreich, die Würzburger und der Kurfürſt die Sache in Händen nach wie vor, ſie können jeden Artikel der Verfaſſung von 1831, der ihnen nicht anſteht, für bundeswidrig erklären — jeden, der ſich nicht in der Verfaſſung von 1860 wiederfindet — ſomit die Landesverfaſſung der kurfürſtlich-octroyirten ſo ähnlich machen, als ſie für zweckmäßig halten.

Digitized by Google

Und die heſſiſchen Händel fangen von vorne an.

Zu den Merkwürdigkeiten des Tages gehört dann auch, daß Bismarck-Schönhauſen, der ſchon zum Geſandten in England ernannt war — durchgeſetzt hat, daß man ihn nach Paris ſendet. Die Politik, die er im Sinn hat, iſt bekannt; ein ruſſiſch-preußiſch-franzöſiſches Bündniß — Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich — Vernichtung Oeſterreichs — Vergrößerung Preußens im Innern Deutſchlands. Bernſtorff will dagegen Hand in Hand mit Oeſterreich gehen.

Bismarck geht nun nach Paris, um eine Politik zu treiben, die der des gegenwärtigen Miniſteriums diametral entgegengeſetzt iſt, — um die Politik einzuleiten, die er dereinſt als Miniſter-Präſident treiben will. —

Das Wunderlichſte iſt, daß die Miniſter gar kein Bewußtſein davon haben, wie ſehr durch ihre Verkehrtheit die kurheſſiſche Sache verfahren iſt; ſie ſitzen vielmehr auf dem hohen Pferde und glauben, Wunder gethan zu haben.

Lord Auguſtus Loſtus iſt ſehr naiv. Er fragte Bismarck-Schönhauſen, ob er nicht jetzt Miniſter-Präſident werde? „Non", antwortete Bismarck, „je vais à Londres pour achever mon éducation politique!" Lord Auguſtus nimmt dieſen Hohn für ernſtlich gemeint, iſt ſehr ſtolz darauf und erzählt die Sache weiter.

Die Zuſtände in Rußland.
Großfürſt Conſtantin Vicekönig von Polen.

25. Mai. Baron Carl Frederiks auf der Durchreiſe hier. Er erzählt mir die Kataſtrophe Gerſtenzweig, der als Gouverneur nach Warſchau geſendet wurde, zur Zeit als der ganz unfähige Graf Lambert Statthalter war. Es fanden da einige Verhaftungen und Härten, vielleicht Ungerechtigkeiten ſtatt — und als eine klagende Deputation zu Lambert kam, hatte dieſer die Schwäche ſich zu entſchuldigen, die Schuld des Geſchehenen auf Gerſtenzweig zu ſchieben und dieſer wurde der Gegenſtand der fanatiſchen Wuth der Polen.

Digitized by Google

Er beging die Thorheit sich ganz allein in eine Kirche zu wagen, um zu sehen, was da vorging. Sowie er eingetreten war, verließen alle Männer die Kirche und verschlossen sie hinter sich. Die Damen und Weiber aber, ein paar hundert an der Zahl, fielen über ihn her, warfen ihn zu Boden, und mißhandelten ihn fürchterlich. Wüthend eilte Gerstenzweig, sowie er von da loskam, zu Lambert und stellte diesen zur Rede, daß er ihn so preisgegeben habe; es kam zu einem Wortwechsel solcher Art, daß nur ein Zweikampf übrig blieb, als anständiger Ausweg. — Doch besannen die Herren sich darauf, daß ihre öffentliche Stellung den Zweikampf nicht zuließ — und verfielen darauf, ihn durch das Loos zu ersetzen. Wer das schlechte Loos zog, sollte sich selbst erschießen. Dies Schicksal traf Gerstenzweig!

26. Mai. Schon vor einiger Zeit erzählte mir der aus Rußland zurückgekehrte Paul Rennenkampff, wie eine Coterie von Leuten, die dem Kaiser Alexander II. nahestehen — der General-Adjutant Ogarew — Adlerberg, der Sohn (Bruder des hier accreditirten Militär-Gesandten) — der Flügel-Adjutant Baranow, im Bunde mit einem Geldmanne, Sotow, immer darauf aus sind, reiche Goldseifen an sich zu bringen. Indem sie, wie das auch sonst in Rußland geschehen ist, nachzuweisen suchen, daß der Besitzer, der sie entdeckt hat, nicht alle Formalitäten erfüllt hat, also sie nicht rechtmäßig besitzt — bewirken sie, daß die Krone die gewünschten Seifen einzieht, und sie dann ihnen schenkt.

Suworow, jetzt General-Gouverneur von Petersburg, hat Adlerberg gezwungen, eine seiner vielen Wechselschulden zu bezahlen. — Adlerberg hatte Suworows Beamte bestochen, sie sollten seine klagenden Gläubiger nicht zu Suworow lassen. — Suworow hat das entdeckt und die betreffenden Beamten weggejagt.

Nun intriguirt die angenehme Camarilla, um Suworow aus Petersburg wegzubringen, wo er ihr beschwerlich ist: sie will ihn zu dem Ende an Barätinky's Stelle zum Statthalter in Georgien machen.

27. Mai. Besuch bei General Frederiks. In Rußland sind im vergangenen Herbst 18 Millionen Dessätinen (ungefähr 60 Mill. Morgen) Aecker unbestellt geblieben — und man

Digitized by Google

fürchtet in Folge dessen im kommenden Jahr eine Hungersnoth d. h. wie man eben in der sogenannten Welt allgemeine Calamitäten zu fürchten pflegt: man spricht davon und fügt hinzu: c'est affreux, aber ohne sich etwas recht Bestimmtes dabei zu denken, oder sich die Sache recht ernstlich zu Herzen zu nehmen, oder sich die Frage vorzulegen, wie dem Unheil wohl abzuhelfen sein möchte.

Der Zustand Rußlands wird als ein anarchischer beschrieben; alte Bande sind gelöst, neue nicht geknüpft. — Frau v. Frederiks sagt, es sei eigentlich zu bewundern, daß das Volk sich nicht ganz allgemein empört, denn es werde von Seiten der Regierung alles Mögliche gethan, um es zur Empörung anzustacheln. — Als den eigentlichen faiseur, der alles in Bewegung setzt, bezeichnet auch dieses Paar den Großfürsten Constantin;*) die Frau hält ihn für einen geschworenen Feind des russischen Adels, den er zu Grunde richten, vernichten wolle; — sie meint il veut brouiller les cartes pour se mettre à la fin à la place de son frère, des Kaisers nämlich — das ist um so mehr zu beachten, da diese Frau offenbar ein eigenes Urtheil nicht hat — und nur wiederholt, was in Rußland allgemein gesagt wird.

28. Mai. Den Abend eine Mme. Wiskowatow aus Petersburg aufgesucht. Was sie aus Petersburg, aus Rußland erzählt, klingt wunderbar genug. — Es ist dort eine neue Welt aufgegangen! — Kein Luxus — dagegen sehr viel Damen, die die Vorlesungen der Universität besuchten, so lange die Universität nicht geschlossen war — und eine gehobene Stimmung, ein leidenschaftlich erregter Sinn. — Das Erwachen eines Volkes aus tausendjährigem Schlaf! Es muß ein merkwürdiger Anblick sein.

---

*) Die hier vorgetragene Auffassung der Bedeutung und Stellung des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch war damals weitverbreitet. Die Unterlagen derselben beschränkten sich indessen auf die Thatsache, daß der Großfürst als Vorsitzender des sog. Hauptcomités für die Aufhebung der Leibeigenschaft den renitenten Elementen des russischen Adels mit der ihm eigenthümlichen Heftigkeit entgegengetreten war und daß der Kaiser ihn zur Beschwichtigung der Gemüther auf eine Reise in den Orient geschickt hatte. — Gleich ausschweifende Gerüchte verbreiteten sich einige Jahre später, als derselbe Großfürst Statthalter in Polen war und eine von der nationalrussischen verschiedene Versöhnungspolitik befolgte.

Digitized by Google

29. Mai. Paul Wiskowatow*) — der Sohn jener Mme. Wiskowatow, Petersburger Student vor den Unruhen — jetzt hieſiger Studioſus — war bei mir. Ich ließ mir von ihm erzählen.

Das Erwachen des ruſſiſchen Volkes iſt ein gar merkwürdiges Schauſpiel. — Es iſt merkwürdig, wie viele gute, edle Elemente, beſonders in der Jugend, die allgemeine Bewegung auch emporbringt und offenbart — und wie das Alles vergebens iſt und verloren, weil die kaum glaubliche intellectuelle Unmündigkeit der jungen Leute, ihr gänzlicher Mangel an Urtheil, alle ihre Anſtrengungen vergeblich macht!

Dieſer Wiskowatow erzählte mir, wie ſie da unter ſich, 1800 an der Zahl, eine Kaſſe eingerichtet hätten, um die ärmeren Studenten zu unterſtützen — eine eigene Bibliothek — wie ſie eine Art von Gerichtsbarkeit eingeführt und geübt hätten, die Studenten wegen ſchlechter Aufführung ausgeſchloſſen und in den Bann gethan; — wie ein durchaus guter Geiſt, ein aufrichtiges Streben nach Bildung, nach Veredelung in dem ganzen Treiben geherrſcht habe, ſo daß ſich keine Spur von Uebermuth oder von Roheit gezeigt habe. Es gab keine Trinkgelage, und junge Mädchen beſuchten die Vorleſungen, ohne daß je etwas Unpaſſendes vorgekommen ſei. — Die Unruhen wurden dann dadurch hervorgerufen, daß man ihnen die Verwaltung ihrer Kaſſe, ihrer Bibliothek, aus der Hand nehmen wollte, und alle Verſammlungen unterſagte.

Mir lag vor Allem daran zu wiſſen, woher denn dieſer ſelbſtändig ſtrebende Geiſt unter den ehemals ſo ſtumpfen Studenten gekommen ſei — und wie er ſich entwickelt habe? — Darüber wußte aber merkwürdiger Weiſe Wiskowatow gar keine Auskunft zu geben; er hat das Alles zwar miterlebt, aber er hat kein Bewußtſein davon. — Es war ihm ſogar neu, daß das ein Gegenſtand der Frage ſein könne. Es war eben ſo! —

Deſſen ſind die armen jungen Leute ſich bewußt, daß ihre Vorbildung, ihre Schulbildung eine höchſt dürftige iſt — ſo zwar, daß ſie eigentlich der Aufgabe, ſich an irgend welche ernſte Studien zu wagen, durchaus gar nicht gewachſen ſind. — Wie elend aber die

*) In den 80er Jahren Profeſſor der ruſſiſchen Sprache in Dorpat.

Digitized by Google

Bildung ist, die ein junger Mensch auf einem russischen Gymnasium erhält — das übersteigt alle Vorstellung. Dieser Wiskowatow, dem es gar nicht an natürlichem Verstand fehlt, könnte, seinen Kenntnissen nach, auf einem preußischen Gymnasium — ohne alle Uebertreibung — nicht ohne Weiteres in Quinta aufgenommen werden. Er müßte erst ordentlich decliniren und conjugiren lernen. Das kann er nicht!

Die Leute aus der Schule des Kaisers Nikolaus erkannte ich an den Maßregeln, die gegen die Studenten ergriffen worden sind, um die Ordnung herzustellen; die stupide Brutalität der Leute war vorzugsweise darauf gerichtet, gerade die guten Elemente zu unterdrücken, die in der Bewegung lagen —: die Elemente bewußter Sittlichkeit.

31. Mai. Zeitungen: der Großfürst Constantin Vicekönig von Polen mit Wielopolski als Premier-Minister neben sich —: das schien mir so abenteuerlich — so ganz gegen allen gesunden Menschenverstand, daß ich die Nachricht vorläufig für eine Zeitungs-Ente hielt.

Paul Rennenkampff sagt mir, ich solle an der Ernennung des Großfürsten Constantin und an der Wielopolski's nicht zweifeln, sie sei ausgemacht, und werde nächstens publicirt werden. Wielopolski habe in Petersburg Alles durchgesetzt, was er für Polen verlangt.

Das ist eine sehr ernste Nachricht — ein Ereigniß von großer europäischer Bedeutung! — Ganz gewiß strebt nun Constantin nach der polnischen Krone, wenn ihm etwa in den mancherlei Wirren, die bevorstehen, die russische nicht zu Theil werden sollte. — Ein selbständiges Polen aber ist sofort der nothwendige Verbündete Frankreichs, denn es strebt nach Galizien und Posen nicht nur, sondern nach dem Besitz von Danzig — bedarf der Hülfe Frankreichs dazu, und bezahlt diese Hülfe Frankreichs natürlich sehr gern auf Kosten Deutschlands mit dem linken Rheinufer.

In Petersburg hat man Constantin zum Statthalter von Polen ernannt, gerade wie man ihn vor einigen Jahren auf Reisen schickte. Hauptsächlich um ihn loszuwerden. — Aber auch in die Pläne seines Ehrgeizes wird man sich finden, wenn sie zu Tage treten.

Digitized by Google

Die altrussische Partei, vom Kaiser Nikolaus großgezogen, ist die herrschende in Rußland; vor dem Krimkriege wiegte sie sich, in Folge der überschwänglichen Vorstellung von der Macht Rußlands, in panslavistischen Plänen. Der Krimkrieg hat in die Leute in dieser Beziehung eine gewaltige Veränderung der herrschenden Ansicht gebracht. Man sieht es jetzt in Rußland als einen Fehler an, daß Alexander I. und Nikolaus sich so tief in die westeuropäischen Händel eingelassen haben. Constantinopel und den Orient mußte man im Auge behalten; da liegt Rußlands Größe! — Was Polen anbetrifft, so wird jetzt in Rußland vielfach die Ansicht ausgesprochen: *das Beste sei, sich mit den Polen zu versöhnen, und sie zu diesem Ende nöthigenfalls der russischen Botmäßigkeit zu entlassen* —: in dem jetzigen Verhältniß seien sie ja doch kein Zuwachs von Macht für Rußland, sondern ein Hemmniß, ein lähmendes Gewicht.

Setzen die Polen ihre Krone einem russischen Prinzen auf, so findet man sich in Rußland sehr leicht in die Trennung! — Es giebt gewiß feine Politiker in Rußland, die da rechnen, gerade der Botmäßigkeit entlassen, unabhängig, werde Polen der beste Verbündete Rußlands sein — in Beziehung auf die orientalischen Angelegenheiten, und zwar um selber Galizien zu erwerben, indem es Rußland gegen Oesterreich beisteht. —

Manche kleine Züge verrathen, wie weit die Pläne der Polen jetzt schon gehen. So erzählt mir Paul Rennenkampff, daß die *Polen im Staatsrath nur die alten polnischen Majorate als solche bezeichnen* — die von Kaiser Nikolaus vergebenen Majorate bezeichnen sie dagegen noch immer als das, was sie ehemals, vor der Theilung von Polen, waren, als z. B.: „Starostei N. N." — „das königliche Tafelgut so und so" u. s. w. — Daß sie den von Nikolaus angesiedelten russischen Adel wieder los werden möchten, ist natürlich genug.

Abend bei dem Flügel-Adjutanten Loë; mit ihm und seiner Frau allein. Er ist ein sehr gescheidter junger Mann.

Wir sprechen von Polen; der König hat schon gestern die Ernennung des Großfürsten Constantin zum Statthalter als eine aus-

Digitized by Google

gemachte Sache mitgetheilt. — Die Bedeutung der Sache, die Gefahr, die sie uns bringt, scheint in unseren Regierungskreisen Niemand zu verstehen.

Loë selbst ist empfänglich dafür. Er sagt mir, daß unter den Galiziern auf dem Reichstag in Wien der Zug zu Rußland — d. h. der Vereinigung mit den übrigen Polen — sehr fühlbar ist. Adam Potocki, der Führer der galizischen Herren auf dem Reichstag, äußert sich ganz in diesem Sinne.

4. Juni. Abend bei Roon, mich zu verabschieden. — Erst in seinem Kabinet. — Er beneidet mich, daß ich mich mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigen kann. Er weiß, welch ein Genuß darin liegt — denn auch er hat etwas davon geschmeckt — aber diese Zeiten sind für ihn auf immer vorbei! — Denn sollte er auch einmal nicht mehr Minister sein — „Gott weiß! — ich bin ja vielleicht morgen nicht mehr Minister!" — so wird doch das Ministerium ihm nicht mehr die Kräfte zu einem solchen Unternehmen übrig gelassen haben; er wird ganz verbraucht sein!

Klagen über das Abgeordneten-Haus, — über dessen Benehmen in der Adreß-Debatte —: wolle man die Wahlerlasse der Regierung tadeln — nun gut! so möge man! man habe allerdings ein Recht darüber zu sagen, was man nach eigner Ueberzeugung für angemessen halte —: aber daß die Eröffnungsrede in der Adresse gar nicht beantwortet, daß sie gar nicht beachtet wird — daß man von Allem, was die Regierung gethan hat, von dem Erlaß des Zuschlags auf die Einkommensteuer, — von dem, was in Hessen geschehen ist und geschehen wird, — von dem Handels-Traktat mit Frankreich, von allen diesen wichtigen Dingen gar Nichts wissen will — ihrer gar nicht gedenkt, das sei denn doch unerhört!

Ich konnte mit gutem Gewissen einstimmen, das Benehmen der Abgeordneten ist albern und in hohem Grade verwerflich, — ich sprach meinen Tadel sehr bereitwillig aus. — So wurde denn die Lage und ihre Schwierigkeit nach allen Seiten hin besprochen. — Es schien mir als ob das Ministerium sich nicht mehr ganz sicher fühlte, den Sturm aufhalten zu können.

Roon zeigte mir in den Zeitungen, die auf seinem Tisch lagen,

Digitized by Google

die Erklärung, die v. d. Heydt heute oder gestern im Hause verlesen hat, und sagte: diese Erklärung sei — antipicirend — die eigentliche Antwort der Regierung auf die Kammer-Adresse — die formelle Antwort des Königs an die Deputation, welche ihm die Adresse überbringt, werde jedenfalls sehr kurz und unbedeutend sein; sollte aber durch Amendements noch etwas ganz Unpassendes in die Adresse kommen, dann werde der König sie gar nicht annehmen.

Ich brachte das Gespräch so bald als möglich auf Polen und den Großfürsten Constantin — auf die große, europäische Bedeutung seiner Ernennung — die Gefahr für Preußen, die darin liegt, — die Pläne des Ehrgeizes, die der Großfürst befolgen wird, — den geringen Widerspruch, den sie in Rußland finden werden u. s. w. — Roon zeigte sich nicht unempfänglich dafür — es scheint vaguement haben ihn schon ähnliche Gedanken beschäftigt: er hat eine Anecdote aus der Kindheit Constantins gehört, an die man sich jetzt mehrfach wieder erinnert — wie Constantin sich mit seinem älteren Bruder um eine Karte von Rußland stritt — und am Ende den westlichen Theil abriß, und dabei sagte das gehöre ihm, den Rest des Landes möge sein Bruder behalten. (?) —

Ich erinnerte an die merkwürdigen ermahnenden Worte des Vaters Nikolaus, die er auf dem Sterbebett an diesen zweiten Sohn richtete, und die wohl bewiesen, daß auch er diesem Jüngling nicht traute.

5. Juni. Paul Rennenkampff sagt mir, daß man in Wien sehr betroffen ist über die Ernennung des Großfürsten Constantin, und nichts weniger als erbaut davon. Das läßt sich denken. — Aber auch die Kronprinzessin von Württemberg, Großfürstin Olga, ist seltsamer Weise sehr unzufrieden mit der Ernennung ihres Bruders. Die kann die Tragweite der Sache wohl kaum ermessen.

Die Kaiserin von Rußland — im evangelischen Glauben erzogen — umgiebt sich jetzt durchaus mit Mönchen! — Die bilden ihren beständigen cortège. —

6. Juni. Der junge Wiskowatow kam wieder mit den allerwunderlichsten Ideen zu Tage, die den jungen Leuten dort in Peters-

Digitized by Google

burg ganz natürlich vorkommen. Die Regierung sendet eine Anzahl junger Leute behufs ihrer Weiterbildung auf fremde — deutsche — Universitäten. Die Professoren wählten nach einem Examen die jungen Leute, denen dieser Vorzug zu Theil werden sollte. Dagegen empörten sich die Studenten; sie wollten diejenigen wählen, die in die Fremde geschickt werden sollten — denn sie wissen besser als die Professoren, wer wirklich arbeitet, wer nicht!

Die Lage in den ersten Juni-Tagen 1862.

7. Juni. Moltke besucht; der spricht viel, und in einer gewissen Aufregung von Kurhessen; was wird man nun thun? — Preußen hat noch immer keine Genugthuung — man kann sich nicht so beruhigen — das Heer wieder auf den Friedensfuß setzen, ohne daß Etwas geschehen wäre — das würde den allerunheilvollsten Eindruck machen. — Man muß in Hessen einrücken! — Thut man das aber, so können die Folgen ganz unberechenbar sein — und wir müssen auf Alles gefaßt sein — Blokade unserer Küsten — Bombardement von Stettin, auf Alles! — Denn entweder beschränkt sich Oesterreich im Verein mit den Mittelstaaten auf einen bloßen Protest und läßt gewähren — oder unser Einmarsch in Hessen findet wirklichen Widerstand von Seiten Oesterreichs — und dann stehen wir an der Schwelle eines ganz unberechenbaren Krieges!

Ich: Wer weiß, ob diese letztere Möglichkeit auf die Länge und im Großen und Ganzen nicht die günstigere wäre. („Das mag sein!" flocht Moltke ein.) Aber ich glaube nicht daran. Schon der bisherige Erfolg hat gezeigt, wie viel Preußen erlangen kann, sobald es sich entschlossen zeigt, wie man von der anderen Seite nachgiebt, sobald man einen festen Entschluß vermuthet und nicht auf Schwäche rechnen kann. — Oesterreich fühlt sich in seiner ganzen Lage viel zu sehr bedroht und gefährdet, um es auf einen entschiedenen Bruch ankommen zu lassen; es sieht sich nicht blos in Italien bedroht, nicht blos in Ungarn — sondern jetzt, in Folge der Ernennung des Großfürsten Constantin zum Statthalter — auch Polen in sehr ernster

Digitized by Google

Weise — und man sagt sich das auch in Wien. Dann sind die Verhältnisse auch im Orient sehr unsicher, und können Oesterreichs Kräfte in Anspruch nehmen — und auch dort handelt es sich für Oesterreich um eine Existenzfrage. In dieser Lage wird es Oesterreich ganz gewiß nicht auf einen entschiedenen Bruch mit Preußen und einen unberechenbaren Krieg ankommen lassen.

Moltke: Ein Ausweg für Oesterreich wäre es, sich mit Italien zu versöhnen — Venedig aufzugeben, um seine Macht auf die Behauptung seiner Stellung in Deutschland zu verwenden. Das wäre vielleicht das Klügste, was sie thun könnten.

Ich: Zu einer so kühnen und großartigen Politik erhebt man sich in Wien gewiß nicht! Dazu haben die Leute dort das Zeug nicht! — Ich bin überzeugt, daß unser Einmarsch in Hessen die großen Ereignisse nicht herbeiführen würde, die an sich wohl möglich seien. — Uebrigens hätte sich die kurhessische Sache so einleiten lassen, wie ich glaube, daß gar keine Gefahr dabei gewesen wäre.

Daß wir einer entschiedenen und energischen Action nach Außen bedürfen, darüber sind wohl so ziemlich alle verständigen Menschen einverstanden. — Es fragte sich, ob man sich nach Kurhessen wenden solle oder gegen Dänemark. Man sagte, beide Angelegenheiten zugleich aufzunehmen, dazu reichten die Kräfte nicht: man müßte die eine betreiben und die andere ruhen lassen —: ich muß gestehen, daß wiederholtes Nachdenken mich zu dem gerade entgegengesetzten Schluß geführt hat.

Man mußte gerade im Gegentheil beide Angelegenheiten zugleich in die Hand nehmen, gerade dabei ist viel weniger Gefahr, als wenn man eine davon allein zu betreiben sucht.

Namentlich die kurhessische Sache allein aufzunehmen war immer sehr bedenklich und konnte zu all den Gefahren führen, die Sie erwähnen; aber wenn wir in diesem Augenblick im Interesse Deutschlands das Schwert gezogen hätten und mit Dänemark im Kampf lägen: wer könnte und dürfte sich dann unserem Einschreiten in Kurhessen widersetzen? — Welche Regierung dürfte das wagen, der Stimmung gegenüber die dann im Lande herrschen würde? — Es würde Niemandem einfallen!

Digitized by Google

Moltke: Der Kampf mit Dänemark ist jetzt keine Kleinigkeit mehr; die Dänen haben viel und mit Einsicht an der Befestigung ihrer Vertheidigungs-Linien gearbeitet, und sich in Schleswig eine sehr starke Stellung geschaffen, so daß man mit weniger als einer dreifachen Ueberlegenheit gar nicht dagegen auftreten darf.

Ich: Das mag wohl sein, aber diese dreifache Ueberlegenheit läßt sich auch zusammen bringen! Und dann müßte man mit Friedrichstadt anfangen, um von dort aus die Stellung am Danewerk zu umgehen.

Moltke: Ein Corps vor Schleswig, eins gegen Friedrichstadt. Aber Friedrichstadt ist jetzt sehr stark, so daß ein Armee-Corps wohl vier Wochen davor liegen kann. — Er kommt dann auf die Gefahren zurück, in welche die eingeschlagenen Wege — auch ein Kampf mit Dänemark führen können, der Letztere, indem er sich zu einem europäischen erweitert. — Im Anfang werden wir gar keinen Verbündeten haben — wir werden allein stehen — aber die Verbündeten werden schon zu uns kommen — wir sind isolirt, weil uns Niemand etwas zutraut — weil Niemand auf einen energischen Entschluß rechnet.

Ich: Eine entschiedene Politik thut uns sehr noth — besonders da sich stets neue Gefahren bilden. — Ich komme nun auf die Ernennung des Großfürsten Constantin und Alles was sich daran knüpft — denn es liegt mir daran, so viele Menschen als möglich auf diese Verhältnisse aufmerksam zu machen. —

Moltke war sehr überrascht, daß man dem Großfürsten so ehrgeizige Pläne zuschreiben könne, und daß sie unter den gegenwärtigen Zuständen so wenig Widerstand finden würden, das hatte er nicht gedacht; die Gefahr aber wußte er vollkommen zu würdigen, dann sagte er: Ein selbständiges Polen wird natürlich nach dem Meer streben, und das Bündniß mit Frankreich giebt sich wie von selbst.

Auch Moltke's hübscher Frau meinen Abschiedsbesuch gemacht — dann zu L. Augustus Loftus gefahren, der mich annimmt, obgleich heute sein jour de courrier ist. —

Digitized by Google

Wir sprechen gleich über Alles mögliche, was die Zeit mit sich bringt. Er trägt immer zur Schau, daß er von allerhand Spionen gut bedient — und über Alles gut unterrichtet ist. — So sagt er mir mit einigem Spott, die kriegerischen Instinkte des Königs seien erwacht, der Degen habe nun einmal geklirrt in der Scheide, da könne er sich nicht zufrieden geben, wenn er ihn nicht wirklich ziehe — er wolle durchaus irgend Etwas thun mit seinen 50,000 Mann, die kriegsbereit dastehen, d'après ce que tous mes (Hm! Hm! undeutlich) me disent, on entrera dans la Hesse dans trois ou quatre jours!

Ich: Je le crois aussi!

L. Augustus: Man sagt, der Fürst Felix Hohenlohe sei gestorben. Das würde man bei Hof sehr beklagen; cela donnerait quelques jours de répit à ce pauvre électeur. Die Nachricht soll gestern angekommen sein, ob das wohl wahr ist?

Ich: Mais vraiment je ne le crois pas! Si cette nouvelle était arrivée hier — elle serait aujourd'hui répandue dans toute la ville — et je viens de voir Mr. de Moltke, qui ne m'en a rien dit.

L. Augustus: Enfin! man wird nun sehen, ob der König heute Abend abreist nach Baden oder nicht; — reist er nicht, so kann man gewiß sein, daß in den nächsten Tagen in Hessen eingerückt wird; — reist er aber, dann geschieht vor der Hand nichts Entscheidendes weiter. — L. Augustus spottet über die Politik Bernstorffs und ihren schwankenden Gang; er hält sogar Bernstorffs Krankheit für fingirt; der stellt sich krank, meint er, um dann sagen zu können: ma pauvre santé ne me permet pas de rester, und wieder nach London zu gehen.

Es zeigt sich in seinem ganzen Wesen eine Geringschätzung nicht blos dieses Ministeriums, sondern Preußens und seiner Politik — wie sie die Regierung Friedrich Wilhelms IV. nur allzu natürlich ergeben hat.

„L'Autriche n'est pas sur pied," sagt er unter Anderem, „si elle était sur pied, elle réduirait bien la Prusse!"

Ich: Sur pied ist Oesterreich allerdings nicht, vielmehr in einer

Digitized by Google

ungemein schwierigen Lage, in der es sich Manches muß gefallen lassen; es ist jedenfalls eine starke Demüthigung für Oesterreich, daß es nun für die Herstellung der Verfassung in Hessen einschreiten muß, die gerade Oesterreich beseitigt hatte.

L. Augustus: Das ist allerdings besonders für Rechberg verdrießlich, der persönlich die Aufhebung der Verfassung bewirkt hatte.

Da ich die Bemerkung gemacht hatte, daß Bismarck eigentlich nach London bestimmt war — und es durchgesetzt hat anstatt dessen nach Paris zu gehen, kommt jetzt L. Augustus etwas plötzlich mit der Frage: pourquoi Mr. Bismarck va-t-il à Paris?

Ich: Pour préparer la politique, qu'il se promet de faire, quand il sera président du ministère.

L. Augustus fällt mit Emphase ein: pour sonder, pour s'orienter etc. —

Ich: Und was das für eine Politik ist, das wissen wir Alle.

L. Augustus: Jawohl! ein Bündniß mit Frankreich; la Prusse a besoin d'un peu de ventre — muß sich im Innern Deutschlands vergrößern — dazu verbindet man sich mit Frankreich vermöge einiger kleiner Abtretungen auf dem linken Rheinufer. Albert Pourtalès und Usedom haben dieselben Ideen, die ihnen wie Bismarck der Haß gegen Oesterreich eingiebt.

Ich: Auch die Großfürstin Helene hat in diesem Sinn für ein russisch-preußisch-französisches Bündniß geworben.

L. Augustus: Oui! elle a voulu aussi tripoter un peu dans tout cela.

Ich: Nach meiner Meinung ist diese Politik nicht an der Zeit: sie war möglich und ließ sich machen zur Zeit Friedrichs des Großen — als das Bewußtsein der Nationalität noch nicht erwacht war; gegenwärtig hat sie keinen Sinn. Es kann sein, daß der Gang der Geschichte Preußen an die Spitze Deutschlands führt, das kann aber nur der Lohn für Thaten und Opfer sein, die Preußen für Deutschlands allgemeine Interessen vollführt und gebracht hat, jamais le prix d'une trahison.

L. Augustus sah mich groß an, als verstünde er nicht recht, als sei ihm diese Ansicht zu abstract und zu sublim, doch stimmte er bei.

Digitized by Google

L. Augustus (der die unmittelbarste Form der Frage sehr zu lieben scheint): Croyez-vous que le ministère présent pourra se soutenir?

Ich: „Je ne le crois pas: M. v. d. Heydt est l'âme de ce ministère et je ne crois pas qu'un homme de son caractère puisse se maintenir à la longue."

Nun kam ich darauf, daß die Leute — auch die Abgeordneten — sich sämmtlich in einem viel zu engen Kreise bewegen, und den Weltbegebenheiten, die außerhalb dieses Kreises liegen, nicht die gehörige Aufmerksamkeit widmen — so z. B. jetzt der Ernennung des Großfürsten Constantin zum Statthalter in Polen, die vielfach nicht beachtet wird, wie sie sollte.

L. Augustus: O! C'est un événement de la plus grande importance pour la Prusse!

Ich: Et pour l'Europe! — Setze ihm auseinander, wie wenig Widerstand die Pläne der Polen in Rußland finden werden u. s. w. — und mache ihm für Constantinopel bange und für Belgien. — In Beziehung auf den Orient ist ein hergestelltes Polen der sichere Verbündete Rußlands, da es in diesem Bündniß die Gelegenheit findet, Galizien für sich zu erobern.

Vous vous rappelez que ce sont justement les hommes d'état de l'Angleterre qui ont insisté, au Congrès de Vienne, sur le partage de la Pologne, qui ne voulaient pas que le duché de Varsovie échût dans sa totalité à la Russie; ils y voyaient, dans le cas d'une alliance entre la Russie et la France, un danger pour l'équilibre de l'Europe. — Or la Russie n'était pourtant qu'un allié possible de la France — la Pologne rétablie serait nécessairement alliée de la France. — Das Verlangen nach den früheren polnischen Provinzen auf der einen Seite — nach Belgien und dem linken Rheinufer auf der anderen führt sie nothwendiger Weise zusammen, da besonders die Polen sich wohl sagen müssen, daß ihre Kräfte allein nicht genügen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. —

Abends eine Stunde bei Max Duncker; noch einmal die Lage besprochen. — Die kurhessische Sache ist versäumt, und zwar

Digitized by Google

großen Theils durch Roon. — Wie die dem Kurfürsten gestellte Frist abgelaufen war, und Sydow Cassel verlassen mußte, da mußte man einrücken — damals aber war Roon mit seinen Anstalten noch nicht fertig. Da entschloß man sich deshalb, den Beschluß des Bundestages abzuwarten — und damit war Alles verdorben — denn der Kurfürst hat nun soweit nachgegeben, daß kein rechter Grund mehr vorliegt einzuschreiten.

Uebrigens sollten sich die neuesten Nachrichten bestätigen, und Wiegand Minister werden in Cassel, dann wäre wirklich etwas erreicht; Wiegand soll ein sehr zuverlässiger Mann sein, auf den namentlich Preußen rechnen kann.

Max Duncker spricht den Wunsch aus, daß das Ministerium noch vor der Berathung des Budgets wenigstens modificirt werden möge, denn sonst wird das Militär-Budget verworfen.

Ich: Man hört jetzt von einer neuen Combination reden, von einem Bündniß zwischen Bismarck und Georg Vincke.

Max Duncker: Ich habe davon nur von Abgeordneten gehört, von Niemand sonst; es scheint mehr ein Wunsch der Leute zu sein, die davon reden, als daß wirklich Etwas in der Sache geschehen wäre.

Ich: Auch mir schien es eine Combination zu sein, welche die Leute für die beiden Herren machen, ohne die Betheiligten selbst befragt zu haben.

Max Duncker: Das wird es auch wohl sein. Die Sache an sich wäre ganz gut. Mit den Abgeordneten würden die Beiden schon fertig werden; Vincke würde die Leute tüchtig zusammenhauen — und das kann Bismarck auch. Aber es geht für jetzt wenigstens noch nicht; der König traut Vincke nicht und traut Bismarck. — Vincke würde auch die Sache gar nicht anzufangen wissen. — Er würde gleich mit einem scharfen Programm kommen.

Ich: Er würde eben gar nicht verstehen mit dem König umzugehen. Man kann den König vielleicht beeinflussen, aber bei Alledem hat er doch ein lebhaftes Gefühl seiner königlichen Würde —: befehlen läßt er sich gewiß nicht — und Das gerade würde Vincke in ganz schroffer Form versuchen.

Max Duncker: Er würde ihn brüskiren. Man müßte es

Digitized by Google

eben so einrichten, daß er gar keine persönlichen Berührungen mit dem König hätte — aber vor der Hand ist von Alledem nicht die Rede.

Ich sage, daß ich Lord Augustus gewarnt habe wegen des Großfürsten Constantin; ich höre, daß dessen Ernennung auch in Wien einen sehr ernsten Eindruck gemacht hat.

Max Duncker: Ja, man nimmt die Sache sehr ernst in Wien. Man sagt sich dort, daß man nun zwei Chancen hat: entweder die preußisch-englische Allianz — oder eine französisch-russische. Um die erstere zu haben, müßte man Preußen in Deutschland große Concessionen machen, ihm namentlich das ganze nördliche Deutschland preisgeben. — Das will man nicht! — Da sieht man nun nach einem russisch-französischen Bündniß.

Ich: Wenn ihnen auch gelänge, dies Bündniß zu erhalten, wäre doch das Gegenexempel leicht gemacht; es wäre die Combination England, Preußen und Italien. — Uebrigens wird Oesterreich ein solches Bündniß nicht erhalten — wenigstens das Bündniß mit Rußland ganz gewiß nicht — und am allerwenigsten, solange der Fürst Gortschakow am Ruder ist, der sich an Oesterreich rächen will.

Rückkehr nach Kunnersdorf.

Am 8. Juni verließ Bernhardi Berlin, um für den Sommer in gewohnter Weise nach Kunnersdorf überzusiedeln.

Unter den während dieser Tage in stiller Zurückgezogenheit geschriebenen Tagebuch-Notizen finden sich nicht wenige, die für die Signatura temporis und den politischen Bildungszustand außerordentlich bezeichnend sind, der zu Anfang der 60er Jahre in den höheren Klassen der norddeutschen, außerberlinischen Gesellschaft der herrschende war.

14. Juni. Nach Tisch nach Hirschberg, das mit Macht modernisirt wird, man füllt die Gräben, um Spaziergänge — Boulevards — rund um die Stadt zu führen; was der Ort noch Alterthümliches hatte, geht dabei verloren.

Digitized by Google

Unterwegs den Kreisrichter Bietsch gesehen. Vorgestern hatte ich mit dem Postsecretär L. Marschall gesprochen — mit Lucas und anderen —: Allen kann ich in gleicher Weise anmerken, daß die Stimmung eine merklich schlechtere geworden ist im Lande.

Außerdem lernte ich ein zweites sehr böses Symptom der Zeit kennen: daß die Kreuzzeitungs-Partei bemüht ist, dem Kronprinzen den allerschlimmsten Ruf zu machen; und eben so maßlos wird der Prinz Friedrich Carl verherrlicht.

Ob diesem Treiben wohl irgend ein wirklicher Plan zum Grunde liegt?

17. Juni. Gegen Abend nach Hirschberg. — Robe in der Straße begegnet — und muß zu meiner sehr unangenehmen Ueberraschung gewahren, daß auch er, der sonst immer gemessene, vernünftige Mann, von der allgemeinen Strömung und deren Geist erfaßt ist und für die Fortschrittspartei schwärmt!

Von der Unvernunft und Armseligkeit des gegenwärtigen Hauses der Abgeordneten hat offenbar in den Provinzen kein Mensch einen Begriff; dieses Haus steht vielmehr im ganzen Lande in hohem Ansehen. Auch Robe billigt Alles, was geschehen ist, und bewundert die kläglichen Adreßdebatten. Es muß jetzt Ernst werden, meint er — mit der parlamentarischen Regierung nämlich; das Spielen geht nicht länger, die Sache muß zur Entscheidung kommen; es muß biegen oder brechen!

Brechen kann es freilich, und Deutschland kann darüber zu Trümmern gehen. Das stimmt mich natürlich nicht freudiger! —

Heimgang. Es ist in der Nähe der Bierburg, zu meiner Ueberraschung, ein leicht zusammen gezimmertes Sommertheater erbaut worden.

Diese Sommertheater, wo man „gemüthlich beim Strickstrumpf, der Tasse, dem Krug Bier und der Cigarre," irgend welches elende Zeug spielen sieht, auf dessen Gehalt es unter solchen Bedingungen der Gemüthlichkeit noch weniger ankommt, als anderswo — die sind der schließliche Ruin des deutschen Theaters. — Das fehlt noch, daß sie sich in allen kleinen Städtchen einbürgern. —

Digitized by Google

20. Juni. Immer kaltes, rauhes Wetter. — Fleißig geschrieben. —

Abends kam General Heydebrand mit seinem Stiefsohn Kleist und seinem Schwiegersohn Baumeister.

Die beiden jüngeren Herren zeigten sich so reactionär, als die Kreuzzeitung irgend wünschen könnte. — Sie sprechen von den schrecklichen Feuersbrünsten in Petersburg — von der unruhigen Bewegung dort, und wo die denn eigentlich hinaus wolle?

Ich sagte, zunächst verlangen die unruhigen Geister in Rußland eine constitutionelle Verfassung — ein nach meiner Meinung unsinniges Verlangen, da in Rußland alle Elemente einer parlamentarischen Verfassung fehlen.

Die beiden Herren äußerten wie aus einem Munde: eine constitutionelle Verfassung sei auch bei uns ein Unsinn — wo eine Constitution ist, da sei keine Ruhe und keine Ordnung u. s. w.

Später, als sie weg waren, wollte ich nach Hirschberg gehen, begegnete aber auf der Chaussee dem Director des Gymnasiums, mit dem ich der Knaben wegen sprechen wollte.

Er fragte dann nach den Zuständen in Berlin und gab sich in dem Gespräch, das sich nun entspann — als Fortschrittsmann zu erkennen!

Dieser Mann sonst so fromm-kirchlich gesinnt! — Zur Zeit Westphalens und Raumers so gefügig ministeriell! — Der Freund des Pastor Werkenthin — der auch um die Freundschaft des Landraths buhlte!

Es ergab sich, daß auch er an dem Gebahren der Fortschrittspartei seine dumme Freude hat. — Das wahnwitzig gewordene Abgeordneten-Haus steht im ganzen Lande im höchsten Ansehen.

Besonders herrscht dann im ganzen Lande ein stupider, aber sehr allgemeiner und sehr ingrimmiger Haß gegen die Armee. — Auch dieser Director ist davon in einem kaum glaublichen Grade ergriffen — und perorirt gegen das Militär-Budget. Die Armee frißt das Land auf, für die nothwendigsten anderweitigen Dinge ist kein Geld da, das kann nicht so fortgehen u. s. w.

Digitized by Google

Ich: Die Sache verhält sich nicht so; beweise, daß im Gegentheil Preußen derjenige Staat ist, der verhältnißmäßig am wenigsten auf seine Armee verwendet. — Aber wenn dem auch so wäre, so wäre es eben ein unvermeidliches Uebel; denn ehe man daran denkt, angenehm und bequem zu existiren, muß man doch dafür sorgen, daß man überhaupt existirt; — das ist die Vorbedingung zu allem Uebrigen, und Preußen bedarf einer starken Armee, um zu existiren.

Director: Wenn aber Alles fehlt, was der Existenz Werth geben kann, dann ist an der Existenz Nichts gelegen!

Ich: So; also wenn man sich einige Annehmlichkeiten versagen, einige Opfer bringen soll, dann wollen Sie lieber gleich von Franzosen, Russen oder Polen unterjocht und mit Füßen getreten sein?

Der Director wollte nun behaupten, das Land lasse sich auch mit einem geringeren Aufwand vertheidigen: zweijährige Dienstzeit — Landwehren — er berief sich dabei auf Autoritäten wie Stavenhagen und Beitzke, den großen!

Damit kam er natürlich gegen mich nicht auf.

Ich: Vorausgesetzt die Last wäre für uns zu groß: was wollen Sie daraus folgern? — Es kann doch nur zweierlei daraus gefolgert werden: entweder Preußen muß seine Stellung als Großmacht aufgeben — das geht nicht, und das wollen Sie auch nicht; — oder Preußen muß eine breitere Basis für sein staatliches Dasein gewinnen.

Director: Nun natürlich! wir müssen ganz Deutschland haben!

Ich: Nun, wenn Sie Das wollen, dann müssen Sie auch die Opfer bringen, die dazu nöthig sind! — Umsonst wird Ihnen niemand ganz Deutschland geben.

Da er sich in die Enge getrieben sah, kam der Director zuletzt mit seinem Haupt-Argument hervor: Er habe von seinem und seiner Gesinnungsgenossen Standpunkt noch einen anderen Hauptgrund gegen die neue Organisation der Armee: man wolle nicht, daß die ganze Jugend des Landes diene, damit nicht immer mehr junge Leute von dem Geist angesteckt würden, der in der Armee herrscht. — Man wolle namentlich nicht, daß noch mehr junge Leute Offiziere werden, und dem bösen Standesgeist verfallen.

Digitized by Google

Ich erwiderte, daß solche Fragen, wie die Organisation einer Armee, nicht nach Sympathieen und Antipathieen entschieden werden können, sondern einzig und allein nach Zweckmäßigkeits-Gründen — und dagegen wußte der Director nichts einzuwenden — aber er berief sich auf die allgemeine Stimmung im Lande — darauf, daß die Militärfrage im ganzen Lande sehr unpopulär sei — als ob das Etwas bewiese.

Wir waren gegenseitig nicht sehr erbaut von einander.

Traurig! Macht jetzt irgend Wer im Hause der Abgeordneten den wahnsinnigen Vorschlag, die jetzige Armee-Organisation wieder aufzuheben und auf die alte Landwehr-Schein-Armee zurückzugehen — so hat er die jubelnde Zustimmung des ganzen Landes für sich. —

21. Juni. Zeitungen: zufolge der Brandstiftungen in St. Petersburg sind die Sonntags-Soldatenschulen in Petersburg geschlossen — ist allen Fremden der Zutritt in die Kasernen untersagt — (wohin früher nie ein Fremder ging) — ist der Schach-Klub sogar geschlossen —: das sind Symptome, daß die russische Regierung allerdings Ursache hat, irgend eine terrible catastrophe zu besorgen!

24. Juni. Mit Erstaunen ersehe ich, daß der Kurfürst von Hessen sein Ministerium entlassen — aber nicht ein liberales, sondern ein sehr entschieden reactionäres an dessen Stelle ernannt hat. — Ich sehe darin einen ungemein geschickten Schachzug Oesterreichs.

Daneben die Nachricht, daß unsere Truppen nun doch in Hessen einrücken werden! — Nachdem man Das zu gelegener Zeit versäumt hat, ist jetzt gerade bei diesem verkehrten Schritt ungemein Viel gewagt — denn in welcher Weise, wodurch will man ihn jetzt rechtfertigen? — Das bisherige Ministerium hatte Preußen beleidigt — man konnte Genugthuung, man konnte dessen Entlassung fordern —: aber aus welchem formell stichhaltigen Rechtsgrunde könnte unsere Regierung einem souveränen Fürsten ein Ministerium vorschreiben, das er ernennen soll?

Nachdem die kurhessische Sache nun einmal verdorben ist, läßt sie sich durch eine solche verspätete Verwegenheit nicht wieder in das rechte Geleis bringen.

Digitized by Google

25. Juni. Zeitungen; ersehe nun den wirklichen Zusammenhang — daß unsere letzten geräuschvollen Demonstrationen eben die Ernennung des reactionären hessischen Ministeriums zu wege gebracht haben — und daß sich nun wieder Alles beruhigt. — Ein herrliches Resultat allerdings! — Daß wir nun nicht weiter gehen — Das wird unserer Regierung von Neuem den größten Schaden thun im ganzen Lande —: als ob im gegenwärtigen Stadium der Sache irgend etwas Anderes geschehen könnte!

Es giebt keine Rettung für uns, als den Krieg; nur der führt über alle Schwierigkeiten hinweg!

Wir müßten uns einen Krieg kaufen, wenn er umsonst nicht zu haben ist.

28. Juni. Erfahre, daß der Polizei-Präsident Winter in Berlin entlassen ist! — Ein neuer, dummer Streich der Regierung. — Daß diese Verfügung im ganzen Lande den übelsten Eindruck machen wird, das kann ein Blinder sehen — und es ist auch wohl kein verständiger Mensch im Zweifel darüber.

4. Juli. Brief von Max Duncker; er hat das Nöthige meines Aufsatzes wegen noch nicht mit Sybel besprechen können. Ich soll, wie ich andeutete, an Roon schreiben über die Stimmung im Lande. — Vincke-Olbendorf nicht widerlegen — nämlich den Aufsatz über die Organisation der Armee in der Berliner Allgemeinen Zeitung; das würde in diesem Augenblick gar keinen Eindruck machen u. s. w. — ich würde wohl auch kaum eine Zeitung finden, die eine Widerlegung aufnähme; — der Artikel sei auch nach Stil und Haltung wohl nicht von Vincke. (Das glaube ich dennoch.) Wenn ich eine Broschüre „loslassen" wolle, das sei etwas Anderes.

Daß ich nicht viel Eindruck machen werde, das weiß ich wohl, aber man thut dann doch seine Schuldigkeit und bezeugt laut vor aller Welt, daß man nicht zu den Elenden gehört, die ohne alle Selbständigkeit aus Feigheit mit dem Strome schwimmen. —

8. Juli. Nach Tisch Thassillo Heydebrand bei mir. — Er erzählt von Weimar, wo jetzt die Musik in den Hintergrund getreten ist — und Bilder gemalt werden.

Die Fürstin Wittgenstein und Franz Liszt leben jetzt in Rom.

Digitized by Google

Liszt hatte sich in letzter Zeit in Weimar fast unmöglich gemacht. Jetzt ist er Laien-Affiliirter des Franziskaner-Ordens geworden.

11. Juli. Einen langen Brief an Roon geschrieben. Vor einer Auflösung des Hauses gewarnt. Neue Wahlen würden ein noch schlechteres bringen. Selbst ein etwa octroyirtes neues Wahlgesetz würde nicht helfen, wie die Stimmung im Augenblick ist.

„Der Winterfeldzug 1848—1849 in Ungarn" — das Buch, das Windischgrätz hat schreiben lassen, um seinen erbärmlichen Feldzug zu rechtfertigen. — Ein in österreichischer Weise trockenes Buch — und mangelhaft. Es fehlen überall wichtige Details. — Der Feldzug selbst setzt von Anfang an in Verwunderung. Welche kriechende Langsamkeit der Oesterreicher in den ersten Tagen, und nach der Einnahme von Raab! — Damals hing es nur von ihnen ab, die sehr locker und lose zusammenhängenden Schaaren der Ungarn zum Trab zu bringen und auseinander zu sprengen. Es gehörte dazu weiter gar Nichts als ein entschlossenes Darauflosgehen.

Besonders aber sieht man, daß Windischgrätz sich keine Autorität zu verschaffen wußte. Niemand gehorcht ihm; besonders thut Jellacic stets, was er will. An dem, und an Wrbna hatte dann auch Windischgrätz ein Paar ganz erbärmliche Gehülfen.

12. Juli. Zu Mittag allein nach Warmbrunn. Graf Walderſee erzählt mir mancherlei aus Posen, das in bekannter Weise sehr bedenklich ist. — Der Erzbischof von Gnesen Przilucki gerirt sich, seitdem er aus Rom zurückgekehrt ist, ganz offen als „Primas des Königreichs Polen", dem bei dem gegenwärtigen Interregnum die Regentschaft im Lande zustehe; der Papst habe ihn als Primas von Polen anerkannt. Und da zaudert man noch das Königreich Italien anzuerkennen!

16. Juli. Brief von R. Haym, er sendet mein Manuskript zurück, weil er nichts daran ändern soll; er steht im Allgemeinen auf demselben Standpunkt wie ich — die alt-liberale Partei muß ihre selbständige Stellung der Fortschrittspartei gegenüber allerdings bewahren — auch er ärgert sich über die Fortschrittspartei — aber man darf diese doch nicht rücksichtslos behandeln — um so weniger da in der Fortschrittspartei selbst ein Scheidungsprozeß vorzu-

Digitized by Google

gehen scheint, nicht blos Leute wie Waldeck von den Uebrigen — sondern auch die minder Radicalen von den eigentlich gut constitionell Gesinnten sich trennen u. s. w. — mein Artikel scheint ihm aus diesen Gründen zu herbe.

Das ist mir sehr unangenehm. Ich verliere darüber Muth und Lust, den Journal-Artikel über die Absurdität der neuesten ultraliberalen Armee-Vorschläge zu vollenden — denn ich sehe nun mit großer Bestimmtheit, daß ich vergebens arbeite. Ganz wie Max Duncker mir vorhersagt, wird sich keine Zeitung finden, die Muth — oder, wo der Muth nicht fehlt, Vernunft genug hätte den Artikel aufzunehmen.

Brief von Roon; sehr freundschaftlich:

„Für Ihren freundlichen Brief vom 11. d. M. trotz der dunkelen Tinte, mit der er geschrieben, in aller mir möglichen Kürze, die sein reicher Inhalt gestattet, herzlich zu danken: das soll mein Sonntags-Amüsement sein.

Was Sie von der Verschlechterung der Stimmung in Ihrem Beobachtungsbereich melden, erschreckt mich glücklicher Weise nicht, weil es mich nicht überrascht. Ich habe diese Dinge seit Jahren kommen sehen, ohne ihnen kräftig entgegenwirken zu können; die Maschine, die wir Regierung nennen, hatte und hat zu viel Friction. Wo der Compaß magnetisch irritirt ist, da schlottert das Steuerruder auch, wo es fest in seiner Pinne hängt."

(NB. Er hat ganz andere Dinge erwartet, sonst hätte er nimmermehr zur Auflösung des Abgeordneten-Hauses gerathen. Die Illusionen, in denen er sich damals wiegte, hat er ja gegen mich selbst ausgesprochen; wie kann er das vergessen.)

„Glauben Sie aber deßhalb nicht, daß ich die Gefahr unterschätze, weil ich sie kommen sah; ich habe mich nur daran gewöhnt und bin fest entschlossen, männlich alle Chancen zu laufen, die damit verbunden sein können. Daß die Strömung der Geister weiter führen würde und weiter geführt hat, als diejenigen, welche sie in Gang gebracht, wollten und wollen, kann Niemand in Erstaunen setzen, der — wie Sie — einen offenen Sinn für das Verständniß der Thatsachen der Geschichte hat. Aber diese gefährliche Bewegung

Digitized by Google

der Geister datirt nicht von den letzten, auch nicht von den vorletzten Wahlen, sondern von jenem Zeitpunkte, wo man, ohne es zu wollen, die scheintodte Demokratie durch die alten Schlagworte wieder erweckt hat."

(NB. D. h. das Unglück rührt nicht daher, daß das liberale Ministerium nicht in ausreichender Weise die Initiative zu ergreifen wußte, sondern daher, daß es überhaupt ein liberales Ministerium gegeben, daß man, wie die Leute es nennen, Concessionen gemacht hat! Sehr charakteristisch für den Standpunkt der jetzigen Minister.)

„Wenn es jetzt ‚biegen oder brechen' soll, wie jene Ultras meinen, wohlan! so wird es brechen, ohne daß ich mit voller Bestimmtheit genau zu sagen wüßte, was Alles brechen wird."

(NB. Wahrscheinlich die ganze parlamentarische Verfassung, meint er wohl.)

„Das Brechen wird jedenfalls nicht von Oben, sondern von Unten anfangen."

(NB. Also Staatsstreiche will man bei Alledem nicht wagen.)

„An ein Biegen der Autorität kann natürlich nicht gedacht werden, bevor ihre Machtmomente gebrochen sind. — Die hiesigen Leute des ‚schwunghaften Liberalismus', denen Vincke u. s. w. vor Kurzem noch ein halber Reactionär, beginnen bereits bedenklich zu werden über die Zukunftsfrüchte ihres Beginnens, wenn sie nicht wie W., Vw. und Sch. D. aus Narrheit oder verbrecherischer Absicht ihre Freude daran haben. Es bildet sich daher allmählich ein Gegensatz heraus, der eine neue Zersetzung der bisherigen Parteien in Aussicht stellt, wenn auch nicht in nahe. Die sogenannte ‚Volksgunst' wird eben andere Pipine auf den Schild heben, um sie, wenn nicht Einhalt gethan wird, gleichfalls in den Koth fallen zu lassen. Es wäre bei solcher Sachlage barer Unverstand lediglich dem constitutionellen Schema zu Liebe, an eine voreilige Auflösung zu denken, Wahnsinn ein Wahlgesetz zu octroyiren! — Der stupide Haß gegen die Armee und die uns ganz unentbehrliche Reorganisation, der auf Argumente nicht hören will und mit akrobatischer Rechthaberei alle Gesetze der Logik und Zweckmäßigkeit unbeachtet läßt und alle militärischen und politischen Nothwendigkeiten fanatisch ignorirt, ist ge-

Digitized by Google

wiß ſehr unbequem und gemeinſchädlich; ich hoffe indeß er wird ſchließlich nicht triumphiren ebenſowenig wie die Speculation auf die ephemere Dauer der jetzigen Regierungsfarbe. — Alle dieſe Umſtände ſind freilich in hohem Grade bedauernswerth, allein zum Verzweifeln bringen ſie mich noch nicht. Wenn man ein gutes Gewiſſen, geſunde Sinne, heilſame Zwecke und männliche Willenskraft hat, ſo kann man ſelbſt heftigen Stürmen ruhig entgegen ſehen. Toujours tout droit, Dieu t'aidera! Dieſem meinem guten alten Wappenſpruch hoffe ich treu zu bleiben, ſelbſt bis zur Laterne, wenn es ſein muß. — Die von Ihnen mitgetheilten Verleumdungen über den Kronprinzen kann ich nur herzlich beklagen. Wenn ſie wirklich von der Kreuzzeitungs-Partei gefliſſentlich colportirt werden, ſo iſt dies offenbar ein ſo frevelhaftes und unbeſonnenes Beginnen, was den Aſt abſägen hilft, auf dem die ‚Herren' ſitzen. Es iſt wahrhaft entſetzlich, welche Infamieen von der Parteileidenſchaft erzeugt werden. Die Dinge in Rußland treiben auch einer Kataſtrophe zu, die über Warſchau auf uns reagiren wird. Die etwaige Anerkennung Italiens wird die Spannung mit Wien und der katholiſchen Welt in Deutſchland gleichfalls weſentlich ſteigern und die innere Zerſetzung beſchleunigen. Nur ein ſtarker Gott, nur der Kriegsgott kann uns die nöthigen Brücken über die ſich rings öffnenden Abgründe bauen; darin ſtimme ich Ihnen herzlich zu. Und unſere Volksbeglücker wollen uns dennoch ſtatt eines wuchtigen Schwertes einen morſchen Knüttel octroyiren! Gott erleuchte ſie! Nochmals herzlichen Dank und Gegengruß von Ihrem ganz ergebenen v. Roon."

Das Miniſterium hofft alſo ſich halten zu können, — bis ihm die Zerſetzung der Parteien den Sieg in die Hand ſpielt.

18. Juli. Geffcken, der mir brieflich angekündigt hatte, daß er mich auf einer Rundreiſe durch das ſchleſiſche Gebirge aufſuchen werde, trifft ein. Die allgemeine Lage beſprochen nach allen Seiten. Dem Miniſterium ſteht eine ſehr weſentliche Veränderung nahe bevor. „Bernſtorff iſt fertig" — er iſt ganz mürbe und ermattet, und fühlt, daß er mit dem Parlament gar nicht vorwärts kann; es iſt ausgemacht, daß er im Oktober abgeht — nach London oder nach Paris als Geſandter. Nach London wäre für ihn, wie man

Digitized by Google

meint, nicht passend, nachdem er selbst als Minister die Erhöhung des dortigen Gesandten-Gehalts um 6000 Thaler jährlich bewirkt hat. — Gruner wird zur Disposition gestellt.

Bernstorffs Nachfolger als Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist — Bismarck-Schönhausen, der schon in diesen Tagen nach Berlin kommen wird, um das Nöthige vorzubereiten. (NB. Ist Bismarck erst Minister, dann wird es an Thaten der preußischen Politik wahrlich nicht fehlen; geschehen wird dann nicht blos Etwas, sondern gar Mancherlei!)

Bismarck wird Eulenburg (den Japaner) zum Unterstaats-Sekretär wählen, der ein gescheidter, gewandter Mensch ist — und auch hohen und höchsten Herrschaften gegenüber seine Meinung sehr unumwunden auszusprechen weiß. — Einstweilen, bis zu Bismarcks Eintritt, bleibt Sydow Unterstaats-Sekretär.

Der König betrachtet seine gegenwärtigen Minister mit Mißtrauen, wie von Anfang an, dennoch vermag v. d. Heydt, und zwar gerade für liberale Maßregeln sehr viel mehr über ihn als das liberale Ministerium — denn wenn v. d. Heydt eine liberale Maßregel vorschlägt — selber darüber schimpft — aber hinzufügt, sie sei nun aber doch einmal nothwendig, so gewinnt er eher die Zustimmung des Königs, als wenn Graf Schwerin dieselbe Maßregel im Namen eines Prinzips und als eine an sich wünschenswerthe fordert. (NB. Diese Ansicht Geffickens scheint mir bei dem ganzen Wesen unsers Königs nicht grade zutreffend.)

Die Parteien in der Kammer sind in einer Art von Auflösung begriffen. Die Fortschrittspartei hat noch gerade eingesehen, daß Waldeck sie weit über ihre eigenen Ziele hinausführen möchte. Die Vernünftigeren der Partei möchten ihn gern verdrängen und thun ihm manches Herzeleid an, damit er gehen solle und austreten. — Dazu ist aber Waldeck zu klug; er weiß, daß er wenig bedeutet, wenn er mit einer kleinen desperaten Schaar auf der äußersten Linken sitzt — daß er aber in der Fraction doch von Zeit zu Zeit Etwas ausrichtet, wenn er tapfer in ihr aushält — und er bleibt. —

Schulze-Delitzsch ist in Verzweiflung über das linke Centrum (Fraction Bockum-Dolffs) und hat mit seiner bekannten

Digitized by Google

Urbanität erklärt: mit einer solchen Gesellschaft von Eseln und Dummköpfen sei gar nichts anzufangen.

Sybel ist in Verzweiflung, „wie wir es ihm alle zuvor gesagt haben" bemerkt Geffcken — er ist mit Urlaub auf vier Wochen davon gegangen. —

Twesten wird wahrscheinlich aus dem linken Centrum ausscheiden und sich der Fraction Vincke anschließen.

In Beziehung auf die Militär-Vorlagen hatte eine Annäherung zwischen der Regierung und den leitenden Mitgliedern des Hauses stattgefunden, und es schien einen Augenblick, als könnte und würde es zu einem Vergleich kommen. — Gneist aber und Carlowitz verderben Alles durch ihre Reden. —

Gneist ist Doctrinär und überzeugt, wie jeder Doctrinär, daß die Welt wirklich so zusammenhängt, wie er sie sich construirt, und nicht anders.

Was Carlowitz betrifft, so sei er leidenschaftlicher Reactionär gewesen und in einen leidenschaftlichen Fortschrittsmann umgeschlagen. Die beiden Herren haben es dahin gebracht, daß Waldecks Vorschlag in Beziehung auf die Militär-Vorlagen maßgebend geblieben ist, nämlich, man bewilligt für den schon verflossenen Theil des Jahres 1862 die von der Regierung verlangten Summen nach dem neuen Etat, weil diese Summen schon verausgabt sind — für den Rest des Jahres aber, und für das Jahr 1863 nur das Militär-Budget von 1859.

Die Regierung wird das ruhig hinnehmen — für jetzt! In diesem Jahr kann sie sich — eben weil ihr auf diese Weise doch für 1862 der weitaus größte Theil der verlangten Summen gesichert bleibt — vermöge einiger Einschränkungen, vermehrter Beurlaubungen u. s. w. — so ziemlich durchhelfen, wenn auch nicht ganz bequem. —

Zu dem Budget für 1863 wird sie zunächst Nichts sagen — es aber im Dezember noch einmal dem Hause vorlegen.

Das Budget durch die Pairs-Kammer verwerfen zu lassen, und nach Maßgabe des alten Budgets weiter zu wirthschaften, wie das nach unserer Verfassung allerdings gestattet wäre, das kann in diesem Fall zu Nichts führen, weil die über den Etat von 1859 hinaus für die Armee erforderlichen Summen nur im Extra-Ordinarium bewilligt

Digitized by Google

sind; dem alten Budget gemäß verfahren, bis ein neues vereinbart ist, kann man aber nur im Ordinarium. Da liegt die Schwierigkeit. —

Die Spaltungen in der Fortschrittspartei und dem linken Centrum könnten der Regierung sehr zu statten kommen, wenn sie dieselben zu benutzen wüßte, und nicht anstatt dessen arge Fehler beginge. Die Entlassung des Polizei-Präsidenten Winter war ein arger Fehler, und hat viel böses Blut gemacht (NB. das konnte ich hier in der Provinz hinreichend bemerken!). — Er ist beseitigt worden, weil er sich weigerte gegen die Presse so einzuschreiten, wie es das Ministerium verlangt. — Der König wollte Winter nicht entlassen — das Ministerium hat sehr entschieden auf seiner Beseitigung bestehen müssen, um seinen Willen durchzusetzen.

Auch die Diskussion über die Militär-Gerichtsbarkeit hat die Leute sehr geärgert und großen Schaden gethan. — Und nun sind die Minister so thöricht im vertrauten Kreise zu äußern: Sobald der Landtag vertagt sei, würden sie der Presse noch ganz anders zu Leibe gehen, und einen förmlichen Feldzug gegen dieselbe unternehmen! Die Anerkennung Italiens hat Bernstorff ganz allein bewirkt.

19. Juli. Politik. Geffcken behauptet zu wissen, daß unter der Hand eine Anzahl polnischer Großen dem Großfürsten Constantin die Krone von Polen angeboten habe; der Großfürst soll zwar ausweichend geantwortet aber keineswegs entschieden Nein! gesagt haben. — Hat er doch auch seinem jüngst geborenen Sohn den polnischen Namen Waclaw beigelegt. — Seine Frau soll geäußert haben, sie sei gar nicht abgeneigt de se faire catholique. —

20. Juli. Gespräch über den Herzog von Coburg-Gotha — der sich vollständig zu Grunde richtet, indem er sich unter den Pöbel mischt. — Jetzt wieder in Frankfurt a. M. bei dem Schützenfest.

Deutschlands Zukunft, Einheit; — Geffcken meint, sie sei nur durch Annexion von Preußen möglich und erreichbar; die Bestrebungen des National-Vereins, die Einigung auf anderem Wege herbeizuführen, seien verkehrt und können nicht zum Ziele führen, denn niemals werde sich ein preußisches Parlament einem anderen

Digitized by Google

deutſchen unterordnen — niemals das preußiſche Volk ſich einer anderen Autorität als der preußiſchen Regierung beugen. — Er hat recht.

Die Idealiſten unter den National-Vereinlern irren, wenn ſie glauben, ſie hätten es in Preußen nur mit der Dynaſtie und ihren Sonder-Intereſſen zu thun. — Ihre Pläne würden auf den unbeſiegbaren Widerſtand der geſammten Bevölkerung Preußens ſtoßen. —

Stillleben in Kunnersdorf. Ausgang des Miniſteriums v. d. Heydt.

Yves Gognet „Vom Urſprung der Geſetze u. ſ. w.“ — Wenn man mich fragt, warum ich das Buch geleſen habe? — kann ich immerhin ſagen: um meine Kenntniß der hiſtoriſchen Litteratur zu vervollſtändigen, da das Werk doch zu ſeiner Zeit ein berühmtes war. Auf die Frage aber: warum der Mann das Werk geſchrieben hat? ſcheint es mir gar keine Antwort zu geben. Es iſt ganz unmöglich, einen leitenden Gedanken in dem Buch zu ermitteln — oder einen Zweck zu nennen, dem es dienen ſoll. — Wie wunderlich die Welt doch immer iſt. Da haben wir einen Zeitgenoſſen Voltaire's, der ganz ernſthaft glaubt, die Sonne ſei Joſua zu Gefallen einmal zehn Stunden lang rückwärts gelaufen, die ägyptiſchen Prieſter hätten dieſes Wunder beobachtet und Herodot habe davon gehört.

9. Auguſt. Brief von Max Duncker. Die Budget-Commiſſion wird mit überwiegender Majorität für Rückführung der Armee-Organiſation und des Militär-Budget auf den Zuſtand von 1859 ſtimmen; wie das Plenum ſtimmen wird, iſt ganz unberechenbar.

12. Auguſt. „Winterfeldzug in Ungarn 1848—49.“ — Ein elenderer Feldzug wird wohl ſo bald nicht gemacht werden. Windiſchgrätz dringt bis Peſt, Schlick bis Kaſchau vor; da bleiben ſie beide ſtehen und wenden ihre ganze Thätigkeit rückwärts auf das Land, das ſie hinter ſich haben, um das zu „paciſiciren“, wie ſie meinen (als ob das möglich geweſen wäre, ſo lange die Hauptmacht der Ungarn nicht zertrümmert war — und als ob ſich das nicht ganz von ſelbſt ergeben hätte, wenn erſt die ungariſche Armee und Regierung

Digitized by Google

gesprengt war). — Das Land vor sich aber überlassen sie den Ungarn, ebenso die Zeit ihre Armee zu organisiren, — und die Möglichkeit Siebenbürgen zu erobern. Das Alles, nachdem ihnen die ersten Gefechte gezeigt hatten, daß die Ungarn gar nicht in der Verfassung waren nur einigermaßen nachhaltigen taktischen Widerstand zu leisten — daß wenig mehr als ein entschlossenes Daraufloßgehen zum Siege nöthig war.

Bei der Schlacht von Kapolna scheint es, bis auf ein paar Kavallerie-Angriffe, ganz außerordentlich lau und matt hergegangen zu sein —: die Verfolgung war elend — Windischgrätz mißt die Schuld seinem Untergebenen Wrbna bei. — Warum stellte er sich nicht selbst an die Spitze der Verfolgung? Was gab es denn zur Zeit sonst noch zu thun? —

Windischgrätz hatte sich die Initiative in der seltsamsten Weise aus den Händen verloren gehen lassen, und auch nach der Schlacht bei Kapolna fällt ihm gar nicht ein, daß er sie wieder ergreifen könne. — Er denkt nur an die Mittel, sich einer neuen Offensive der Ungarn über Szolnik zu widersetzen. — Der einzig denkbare Gedanke dabei, daß er die Dinge in der Schwebe halten müsse, bis Komorn gefallen sei — ein verkehrter freilich — wird nicht einmal ausgesprochen. — Und nach wie vor gehorcht kein Mensch dem Feldmarschall Windischgrätz.

22. August. In der Zeitung Aufsatz von meinem Freunde Vincke über die Militär-Frage; sehr vernünftig und sehr wacker. Wäre er doch immer so vernünftig gewesen.

Daheim: Ramming, „Der Winterfeldzug in Ungarn 1848 bis 1849" zu Ende gelesen. — Der Feldzug ist kläglich bis an das Ende — und Jellacic erscheint allerdings noch erbärmlicher als Windischgrätz. Dieser aber mußte zuletzt schon deswegen abgerufen werden, weil ihm zuletzt geradezu Niemand mehr gehorchte. — Das einfachste Mittel zu imponiren und sich Gehorsam zu verschaffen, sich nämlich selbst unmittelbar an die Spitze der Truppen zu stellen, das fiel ihm niemals ein. Welche armselige Schlafheit in den Rekognoscirungen von Pest aus! — Ueberhaupt ist der geringe Verlust in den Gefechten schon ein Beweis, daß es auch in den sogenannten Schlachten

Digitized by Google

sehr lahm hergegangen ist. — Die Ungarn waren zu wenig disziplinirt, um energische Angriffe auszuhalten — von Seiten der Oesterreicher lag aber auch in der taktischen Verwendung und in der Haltung der Truppen keine rechte Energie.

2. September. Garibaldi verwundet und gefangen! — Darüber wird die ganze Welt verwundert sein; eine so leichte Lösung hatte wohl niemand erwartet. — Und doch — entweder die Truppen gingen zu ihm über, und dann war die Sache gar nicht zu bewältigen — oder sie löste sich in gar Nichts auf, wenn die Truppen nicht übergingen. Einen mittleren Erfolg konnte es der Natur der Sache nach nicht geben. —

Nun muß aber Viktor Emanuel in Beziehung auf Rom Ernst machen — sonst hat er ganz Italien gegen sich, und er ist verloren. — Auch wollen wir hoffen, daß Garibaldi nicht an seinen Wunden stirbt; denn geschieht das, dann könnte wohl auch Viktor Emanuels Thron zusammenbrechen. —

Christian Daniel Beck, „Anleitung zur genaueren Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völker-Geschichte" — die 2te Auflage des 1ten Bandes zu Ende gelesen. — Schade, daß nur die erste Hälfte da ist. — Ich habe das Buch gelesen, um eine vollständige Uebersicht zu haben, wie sich die älteste Geschichte, die Zeit der großen semitischen Monarchieen vor den neuesten Forschungen und ihren Ergebnissen ausnahm. — Dabei hatte ich es mir nicht leicht gedacht durch das dicke Buch durchzukommen. Ich erwartete nicht so viel Belehrung und besonders nicht so viel Genuß, als ich gefunden habe.

7. September. Turnfest in Hirschberg. Ich höre von meinen Leuten, daß die Turnvereine aus Liegnitz, Löwenberg, Schmiedeberg u. s. w. festlich empfangen worden sind. — Gegen Abend auf dem Turnplatz; ich sehe wie der Zug sich wieder ordnet und davon marschirt. — Viel schwarz-roth-goldene Fahnen. Jeder Turnverein einförmig gekleidet; die Liegnitzer tragen Käppchen von schwarzem Wachstuch, schwarz-roth-gold eingefaßt — in ihrer Fahne aber ein Kreuz schwarz und Silber. — Auch aus Reichenberg in Böhmen ist ein Turnverein da, mit einer mächtigen deutschen Fahne. Ein Arzt aus

Digitized by Google

Reichenberg hält eine, glücklicher Weise kurze Rede, von der ich nur verstehe „das schöne Fest" — viel mehr hat wohl Niemand verstanden, doch schrieen alle Turner „Hurrah". — Auch unter den Zuschauern viel Fremde. — Die Stadt mit Kränzen und Guirlanden geschmückt.

Läuft auch viel Albernheit mit unter, so sieht man es doch mit Freuden, daß sich dem ehemals so dürftigen Klein-Bürgerleben wieder allerhand poetischer Schmuck anfügt.

18. September. Gearbeitet. Abends nach Hirschberg; nehme von der Post die Zeitung mit, die ich sonst erst morgen früh bekommen hätte — und bereue es! — Ich finde darin Roons ganz unerwartete Erklärung, daß man sich auf Grund der zweijährigen Dienstzeit mit den Abgeordneten einigen wolle. Das ist der Ruin der Armee, der eingeleitet wird. Welch eine Einbuße an Macht und Ansehen für die Krone! Beides ist nicht wieder einzubringen! Und welche Aufmunterung für die Demokraten! Heißt das nicht sagen: „Schreiet nur recht, dann thun wir Euch den Willen, und wenn er noch so thöricht wäre!" — Ich bin tief betrübt. —

19. September. Den Tag über krank vor Gemüthsbewegung. — Wenn die Minister glauben sie befestigen sich, indem sie die Krone preisgeben, so irren sie sich. Ihre Stellung wird immer erbärmlicher — sie werden bald den Demokraten gegenüber ganz ohnmächtig sein.

Oder ist dieses Entgegenkommen nur eingeleitet, um dem Lande den Beweis zu liefern, daß die Fortschrittler gar keine Verständigung wollen? Das hätte geschickter eingeleitet werden müssen!

Abend spazieren; dem Buchhändler Lucas begegnet. Der sagt mir, daß alle Erbietungen der Regierung wieder zurückgenommen sind. — Das ist zwar auch keine gute Nachricht — aber sie beruhigt und ermuthigt mich doch. Es hätte noch schlimmer kommen können, denn v. d. Heydt ist im Stande sehr weit zu gehen um sich zu halten.

Nach dieser wunderlichen Episode wird sich aber das Ministerium wohl schwerlich mehr halten können. — Wir gehen mit raschen Schritten einem Ministerium Bismarck-Schönhausen entgegen, daran

Digitized by Google

kann kein Zweifel sein. Das ist an und für sich auch nicht erfreulich — aber es führt wahrscheinlich den Krieg herbei, und da giebt sich wohl manches. —

22. September. Brief von Stockmar aus Gotha: Aufforderung nach Brüssel zu reisen; der König Leopold hat wiederholt gegen ihn den Wunsch ausgesprochen, mich kennen zu lernen. — Wenn ich aber hinreise, soll ich es ihm vorher sagen, damit er — bei dem wechselnden Gesundheits-Zustand des Königs — ermitteln kann, ob der Augenblick günstig ist. —

Ich muß reisen, so wie ich mit meinem Bande zum Druck fertig bin.

Der Kronprinz ist in Reinhardsbrunn — und reist nach dem Mittelmeer, wie ich mir vorstelle, um bei der Installation eines reactionären Ministeriums nicht gegenwärtig zu sein, und nichts damit zu thun zu haben.

25. September. Abend spazieren; Major Schwander auf der Chaussee; sagt mir, daß das Ministerium Bismarck — und v. d. Heydts Rücktritt bereits offiziell im Staats-Anzeiger steht. — Das kann Niemand überraschen. Das Ministerium ist aber wohl noch nicht fertig; Bismarck bedarf zweier Financiers (für das Finanz- und für das Handels-Ministerium) — und ich glaube kaum, daß er sie finden wird; er wird am Ende genöthigt sein, mit v. d. Heydt zu pactiren. —

Abend gelesen — Zeitungen: mein alter Bekannter Gyulay hat sich erschossen! — Daß er so enden würde, hätte ich nie geglaubt! Gewiß aus Hochmuth; er hat es wohl nicht ertragen können, für immer beseitigt und unbedeutend zu sein. —

8. Oktober. Spannung und Aufregung im Lande sind sehr groß! Es ist, als ob die Leute von gar nichts Anderem mehr sprechen könnten, als von der augenblicklichen Lage, von dem Conflict zwischen Regierung und Abgeordneten-Haus — um dann die Frage daran zu knüpfen: „Was wird nun werden?" —

Nach Hirschberg; eine kleine Rechnung bezahlt bei dem Nachfolger des Buchhändlers Rosenthal; der kommt gleich mit mir in's Gespräch — und zeigt sich natürlich als Fortschrittsmann. Er ist sogar außerordentlich verwundert darüber, daß ich es nicht bin.

Digitized by Google

20. Oktober. Zeitungen: Drouin de l'Huys Minister in Frankreich; dessen Politik wird die klericale Partei bestimmen. Napoleon III. ist ganz unter den Pantoffel gerathen. Das ist der Anfang seines Unterganges. Bismarcks geträumte Politik ist dadurch ganz unthunlich geworden.

Abend nach Hirschberg zu Schlesinger, Geldgeschäfte. — Erfahre dort, was sich die Börsenwelt über das momentane Entgegenkommen Roons in Beziehung auf die zweijährige Dienstzeit, das Tags darauf wieder zurückgenommen wurde, erzählt. — Der Plan zur Organisation der Armee mit zweijähriger Dienstzeit war bereits fertig; Roon hatte ihn angenommen —: da kamen die „militärischen Kapacitäten" und sagten „Nein!" — Alles wurde zurückgenommen.

Das könnte wahr sein. Die „militärischen Kapacitäten" sind natürlich der Prinz Carl und die Generale Manteuffel und Alvensleben.

27. Oktober. Zeitungen: König Otto von Griechenland dankt ab, das Land perhorreszirt die bayerische Dynastie — eine schöne Wirthschaft unter dem elenden Neugriechenvolke. — Aber wie Alles relativ ist in der Welt! — Welch ein Aufsehen hätte dies Ereigniß unter anderen Umständen in ganz Europa gemacht! Jetzt hat, wenigstens bei uns in Preußen, über Budget, Zoll-Verein, großdeutschen und kleindeutschen Wühlereien, Nord-Amerika u. s. w. kein Mensch Zeit, daran zu denken.

12. November. Abend gearbeitet, und nun mit der Umarbeitung meines Entwurfs fertig bis zur Schlacht bei Waterloo einschließlich. Aus 43 Bogen Manuskript sind 69 geworden. Nun kommt der neue Theil des Werks.

22. November. Abend der Oberst Heydebrand bei mir. — Er hat seinen jüngsten Bruder, Gutsbesitzer auf Röhrsdorf bei Fraustadt im Herzogthum Posen — und unterwegs den General Mutius in Breslau besucht.

Armee-Nachrichten: der General Steinmetz, ein etwas grober Geselle, aber einer der tüchtigsten Offiziere der Armee, hat einen wunderlichen Brief an den König geschrieben mit der Anfrage, was die ältesten Divisions-Generale zu erwarten hätten? — Ob sie noch

Digitized by Google

befördert werden sollten? — Dann sei es bereits die höchste Zeit. — Das scheint die Sache in Fluß gebracht zu haben. Von den kommandirenden Generalen gehen zwei ab: Wussow (Pommern), der seinen Abschied nimmt, und Schack (Magdeburg), der Gouverneur in Mainz werden soll. — Von den Divisions-Generalen wird Bonin (ci-devant der Schwarze) übergangen (er ist nie im Feuer gewesen) und erhält eine Hofstellung. — Der Fürst Hohenzollern wird Kommandirender in Westfalen — Herwarth in Magdeburg — Steinmetz in Pommern — Mutius in Schlesien. Den setzt man dahin, weil er wohlhabend ist — und der Kommandirende in Breslau muß allerdings ein wohlhabender Mann sein in der reichen Stadt.

In ganz Preußen sind mit den Eisenbahnen und sonst die Anstalten in der Art getroffen, daß auf jedem Punkt des Reichs innerhalb 6 Stunden 50,000 Mann versammelt sein können. (Ist vollkommen überflüssig, die Demokraten werden der Regierung nicht den Gefallen thun, einen gewaltsamen Versuch zu machen.)

Auch in der Gegend von Fraustadt ist eine Loyalitäts-Adresse beschlossen worden und Heydebrand-Röhrsdorf hat sich bereit finden lassen, sie zu überreichen. — Er wünschte aber auch die Unterschriften der Bauern aus dem eigenen Dorfe zu haben. Die waren aber nicht zu erlangen. Röhrsdorf ist ein sehr großes Dorf, in dem drei Rittergüter liegen, und das zwei Schulzen hat. — Die Besitzer der beiden anderen Rittergüter sind Liberale und beredeten auch ihrerseits die Bauern. — Schließlich unterschrieben nur der eine Schulze und noch ein Bauer.

29. November. Ein Bäckermeister aus Hirschberg kommt zu mir; er sammelt Unterschriften zu einer Zustimmungs-Adresse an das Haus der Abgeordneten; Kreisrichter Fliegel und der Apotheker haben die Sache in Bewegung gesetzt. Der Mann war sehr verwundert, daß ich die Adresse nicht unterschrieb, und sehr wenig erbaut, als ich ihm sagte, daß ich mit der Haltung des Abgeordnetenhauses keineswegs einverstanden bin. — Merkwürdig, daß viele von denen, die diese Adresse unterschreiben, zugleich fest überzeugt sind, daß das Abgeordnetenhaus das Geld für die Reorganisation der Armee hergeben werde.

Digitized by Google

24. December. Gleich nach Mitternacht Abreise; erst um 6 Uhr Abends in Berlin.

Die Lage der Dinge beim Jahreswechsel 1862—63.

26. December. Berlin. Von meinem Freund Etzel liegt ein Brief an mich hier mit einem Exemplar der Terrainlehre seines Vaters.

Er will von mir Trost über unsere inneren Zustände. Die Lage hat sich sehr verschlimmert, nicht sowohl für die vernünftige Freiheit und Preußen, als für den König und das Königthum, „durch die unsinnige Parteistellung, in welche sie durch die egoistische Kampfweise der Junker gedrängt werden." — Auch am Rhein verliert die constitutionelle Partei an Einfluß, und die Fortschrittspartei wächst. — Nur glücklich, daß in der Fortschrittspartei eine Menge wohlhabende Leute sind, die sofort wieder conservativ werden, sowie der Zweck erreicht ist, der sie in das Demokraten-Lager führt, nämlich der Sturz der Junker-Partei. —

Er muß unendliche Dummheiten anhören, und darf keinen Versuch machen sie zu widerlegen, denn erstens will sich Niemand belehren lassen — und dann wird man für einen solchen Versuch hier in Berlin auf das Aergste angeschwärzt. „Das Spioniren und Terrorisiren ist mehr an der Tagesordnung, als unter Manteuffel, und das nennt man Energie, während es hauptsächlich Furcht und Niederträchtigkeit ist. Sie haben Furcht vor dem Volke und ängstigen sich, der Armee nicht mehr ganz sicher zu sein. Dabei beginnen aber sie gerade das noch intact gebliebene Heer durch Parteiungen zu zerreißen."

Der reactionäre Volks-Verein überschwemmt das rheinische Armeecorps, und auch wohl alle anderen, mit Aufforderungen dem Verein beizutreten und jährlich einen Beitrag von mindestens 5 Thalern für Zwecke der Reaction zu zahlen. Dabei suchen sie sich nur Offiziere aus, bei denen sie, ihrer Namen wegen, oder weil sie Abonnenten der Kreuzzeitung sind, oder „gute Gesinnungen" affichiren,

Digitized by Google

auf Erfolg rechnen dürfen — „stigmatisiren also gleich dadurch alle nicht Aufgeforderten" —, zu denen natürlich Etzel selber gehört.

Er wollte die Sache offiziell zur Sprache bringen, fand aber sofort Widerstand, denn sein Divisions-Commandeur — obgleich ganz der Meinung Etzels — hatte bereits, aus Furcht vor seinen Berliner Freunden, selbst unterschrieben. —

Die Constitutionellen in Cöln wollten eine Adresse entwerfen, die zugleich den König über diese Verhältnisse unterrichten, und gegen die Fortschrittspartei gerichtet sein sollte — haben sich aber nicht darüber einigen können.

Auf dem Provinzial-Landtage zu Düsseldorf war die Stimmung von der Art, daß an eine Adresse an den König gar nicht gedacht werden konnte — namentlich bei den „Altpreußen", gewesenen Offizieren u. s. w. — Etzels „Collegen" wissen daraus nichts Anderes zu folgern, als daß „Alle verrückt wären und man energisch durchgreifen müsse!" —

Zu Max Duncker. Die Lage besprochen. Ich sage: Die Leute haben unter allen gerade den Punkt zur Opposition gewählt, wo Vernunft und Recht auf Seiten der Regierung sind, nämlich die Reorganisation der Armee.

Max Duncker: Man wird nun aber doch wohl die Hand zur Versöhnung bieten und auf die zweijährige Dienstzeit eingehen müssen, denn sonst schleppt sich die Sache so hin mit starker moralischer Unterwühlung der Dynastie. Auch kann man die Organisation so einrichten, daß man mit zweijähriger Dienstzeit eine tüchtige Armee hat. Man muß eine Anzahl Capitulanten — Berufs-Soldaten — etwa 80 Mann per Bataillon — haben und stehende Lager, in denen man die Truppen divisionsweise je acht Wochen im Lager hat, den ganzen Sommer durch. So kann man eine bessere Armee haben, als bei der zweieinhalbjährigen Dienstzeit, auf die man nun der Ersparung wegen thatsächlich schon gekommen ist.

Ich: Allerdings, das sind Möglichkeiten, die ich auch schon erwogen und berechnet habe. Die Sache könnte auf diese Weise gut gehen. Doch ist dabei mancherlei Bedenken. Vor allen Dingen wird der Zweck nicht erreicht, den die Abgeordneten vorzugsweise im Auge

Digitized by Google

haben; denn erspart kann auf diese Weise nur sehr wenig werden, und da werden die Abgeordneten das Abkommen nicht annehmen.

Max Duncker: Sie nehmen es an! Sie würden auch ihrerseits froh sein aus der verwünschten Lage herauszukommen. Roon hatte es schon im Herbst in der Hand; er war mit v. d. Heydt darüber einig; die Abgeordneten hatten angenommen; der König aber sagte Nein! Da wendete Roon um, und sagte, das Abkommen wäre ganz zweckmäßig, aber, da der König es nicht wolle, müsse die Sache auch so gehen.

Ich: Dann hat die vorgeschlagene Organisation der Armee, die eine so große Zahl Berufs-Soldaten nöthig macht, noch ein anderes Bedenken, das unseren Liberalen zunächst am Herzen liegen sollte. Der schöne ritterliche Charakter unserer Armee wird dadurch wesentlich alterirt. Das Volk in Waffen wird es dann nicht mehr sein, sondern theils Söldnerheer, theils Miliz.

Mir scheint aber, es giebt noch Mehr zu bedenken. Vor Allem auch in der auswärtigen Politik. Die Pläne, die Bismarck bisher im Sinn hatte, und die wir alle kennen, sind jetzt nicht mehr ausführbar. Er strebt nach einem Bündniß mit Napoleon, und Napoleon selbst ist auf eine abschüssige Bahn gerathen, die zu seinem Verderben führen wird, denn ich bin überzeugt, daß die Protection des Papstes und seine Einmischung in Mexiko seinen Sturz vorbereiten. Vor zwei Jahren ferner hätte ein Krieg mit Dänemark, der in hohem Grade populär gewesen wäre, über die Schwierigkeiten im Inneren hinweggeholfen. Man hätte die Organisation der Armee und das Militär-Budget sofort erhalten, sowie man Krieg anfing. Jetzt würde der Krieg mit Dänemark in hohem Grade unpopulär sein im ganzen Lande, und er würde auf die Abstimmungen im Haus der Abgeordneten gar keinen Einfluß üben.

Vor zwei Jahren hätte eine europäische Verwickelung, in die wir damals gerathen konnten, zur Folge gehabt, daß aller Parteizwist im Inneren schwieg, daß Alles sich fest aneinander schloß, um Preußens europäische Stellung zu behaupten; jetzt würde, wenn es zu einer Verwickelung kommt, von dem Allen Nichts geschehen! Das ganze Land ist verbissen auf die streitigen Punkte der inneren Politik, die

Digitized by Google

ſcheinen mir verhältnißmäßig unbedeutend — denn: etwas Reaction! Davon werden wir am Ende nicht umkommen, es geht vorüber. Eine weit größere Gefahr liegt in den äußeren Verhältniſſen.

27. December. Zu Stockmar (in das Palais). — Dem König Leopold komme ich jetzt wohl gelegen. — Ein Brief von dieſem Könige für mich belehrt mich darüber, was er von mir will: Gervinus hat viel Falſches über ihn geſagt und über die Motive, die ihn beſtimmt haben die griechiſche Krone abzulehnen; ſchiebt ihm lauter kleinliche perſönliche Motive unter. Das ſoll berichtigt werden.

Er wird mir einen Brief an den Vicomte Conway, intendant de la liste civile mitgeben, der wird Alles einleiten.

Die Reiſe des Kronprinzen nach Italien hat Stockmar nicht mitgemacht. Ich mache die Bemerkung, daß der Beſuch des Kronprinzen bei dem König von Neapel bei uns im Lande einen peinlichen Eindruck gemacht hat. Stockmar ſpricht mit einiger Verlegenheit davon — und ſchließt: inſofern war der Erfolg doch ein ſehr erwünſchter, daß der Eindruck, den der König und die ganze neapolitaniſche Familie auf die Reiſegeſellſchaft gemacht hat — vom Höchſten bis zum Letzten herab — ein ſehr niederſchlagender war. Man hat ſich auf das vollſtändigſte überzeugt, daß mit dieſem traurigen Geſchlecht gar Nichts anzufangen — und ihre Reſtauration in Neapel vollkommen unmöglich iſt.

Innere Lage. Zum Einlenken, zu einer Verſöhnung mit den Abgeordneten iſt keine Ausſicht; — ich ſage zu Stockmar, wenn es nicht zu einer Verſöhnung kommt, iſt unſere Zukunft ſehr leicht vorher zu ſagen: wir werden uns hinquälen in Zuſtänden, die eine große Aehnlichkeit mit den heſſiſchen haben werden und Das wird ſo gehen bis die europäiſche Kriſis da iſt, der wir doch auf jeden Fall entgegen gehen — und die früher oder ſpäter eintreten muß. Dieſen Moment wird dann die Oppoſition wahrnehmen um Conceſſionen zu erzwingen, und wie weit die alsdann gehen können, das iſt ſchwer zu ſagen! Stockmar ſchweigt zuſtimmend.

Nach Tiſch zu Droyſen; natürlich unſere Lage beſprochen; auch er iſt einverſtanden mit mir darüber, daß Bismarck jetzt mit ſeinen

Digitized by Google

Plänen zu spät kommt — nur ist er sehr viel übler auf die Liberalen zu sprechen als ich, mit den Leuten sei gar Nichts anzufangen. — „Wir müssen alle reactionär werden!" Er hält unsere ganze Verfassung für verfehlt in der Anlage, und Preußen, wie es scheint, auch nicht eigentlich reif für ein solches parlamentarisches Leben. Daß die Anlage des Herrenhauses verfehlt ist, indem der Ritterstand hinein gebracht ist, versteht sich — aber was sind das auch für Abgeordnete, die täglich drei Thaler Diäten erhalten! — Nach Droysens Meinung müssen Beamte ausgeschlossen bleiben.

Ich finde auch, daß der berühmte Stein Recht hatte zu sagen, daß namentlich Land-Edelleute vorzugsweise berufen sind, die Landesvertretung zu bilden, wie überhaupt unabhängige Männer — nur müßten sie dann auch sich den Ideen der Zeit anschließen — und da hat Max Duncker Recht zu sagen: die gegenwärtige Zusammensetzung des Herrenhauses ist hauptsächlich ein Unglück, weil sie die politische Erziehung unseres Adels unmöglich macht. So lange sie ein eigenes Haus haben, wo sie Alles hintertreiben und trotzig ihren alten Standpunkt behaupten können, werden sie gar nicht das Bedürfniß fühlen sich der Zeit anzuschließen.

Droysen erzählt, Sybel habe zuletzt eingesehen, daß wir beide Recht hatten gegen ihn (zu spät!). Er sagt auch, daß Bismarck namentlich mit dem Gedanken zu spät kommt, daß er sich aus den Umtrieben Oesterreichs am Bundestage einen casus belli zurecht machen will.

Es geht den Franzosen schlecht in Mexiko; ihre Armee leidet furchtbar von Krankheiten; es giebt Bataillone, die nur 45 und 50 Mann unter den Waffen haben. — (Droysen hat vortreffliche Correspondenzen, und ist immer sehr gut orientirt.)

28. December. Ich bin um 8 Uhr zum Kronprinzen bestellt. Anderthalb Stunden im Gespräch mit dem Kronprinzen, der mich stehend vor dem Kamin in seinem Kabinet empfing.

Meiner Reise wird zuerst kurz gedacht — dann gehen wir auf die gegenwärtige Lage über; er hört sehr aufmerksam zu; ich erzähle wie die Stimmung ist, daß das Ministerium ohne einige Schritte entgegen zu thun, bez. die zweijährige Dienstzeit mit den gehörigen

Digitized by Google

Modificationen anzunehmen, mit den Abgeordneten nicht vorwärts kommt — und daß man nicht daran denken darf aufzulösen, da neue Wahlen nur immer schlechtere Resultate geben würden. Sage ihm in derselben Weise wie Max Duncker und Stockmar meine Ansicht über einen Krieg mit Dänemark, und eine mögliche europäische Verwicklung. Bismarck kommt mit seinen Plänen zu spät.

Kronprinz: Glauben Sie denn, daß er irgend welche hat?

Ich: Möglich, daß er bereits inne geworden ist, wie unausführbar seine bisherigen Pläne geworden sind.

Der Kronprinz erzählt, wie er, nachdem der König seine Einwilligung zu seiner Reise nach Italien gegeben, mit der Ueberzeugung abgereist sei, „daß der wenigstens nicht Minister-Präsident würde" (Bismarck nämlich) — „wie war ich verwundert, wie ich vier Tage später seine Ernennung erfuhr!" — Nach seiner Rückkehr hat der Prinz nur einmal ein längeres Gespräch mit Bismarck gehabt; der hat ihm gesagt, um die innere Politik werde er sich gar nicht kümmern; die könne man seinetwegen liberal machen, er habe gar nichts dagegen; er werde sich auf die auswärtige Politik beschränken. —

Der Kronprinz sagt, daß er seit seiner Rückkehr sich so viel als möglich von den Geschäften entfernt gehalten hat; dem Ministerrath beizuwohnen kann er nicht vermeiden, er wird sich aber da ganz passiv verhalten.

Das führt auf seine Reise nach Italien; ich äußere mich erfreut darüber, daß er sie gemacht hat — daß er mit eigenen Augen gesehen hat, wie die Dinge da wirklich stehen, denn ich habe Grund zu fürchten, daß nicht gerade die richtigsten Ansichten darüber in unserem Ministerium herrschen. Daß Sydow sehr verkehrte Ansichten hatte, weiß ich, denn ich kenne sie aus seinem eigenen Munde, und weiß, daß Alfred Reumont die eigentliche Quelle war. Nun macht es mich sehr besorgt, daß Brassier von dort entfernt worden ist. Ich bin mit Brassier zusammen auf der Universität gewesen — ich kenne ihn — und überschätze seinen sittlichen Werth nicht — aber er weiß Bescheid in Italien, und sieht die Dinge dort ganz frei von allen Vor-

Digitized by Google

urtheilen. Williſen wird die Lage wohl kaum eben ſo unbefangen auffaſſen.

Kronprinz: „Die Reiſe war ſehr intereſſant in vieler Beziehung;“ ſpricht von ſeinem Beſuch bei dem König von Neapel, den man ihm ſo ſeltſam gedeutet hat. — Er hat ſich überzeugt, daß die Bourbonen nicht nach Neapel zurückkehren können; der König von Neapel ſucht ſich zwar jetzt klar zu machen, woran es gelegen hat, daß er vertrieben worden iſt — aber mit ihm würde die Königin-Stiefmutter und die ganze Familie und der ganze Anhang zurückkehren — und Das iſt rein unmöglich!

Ich: Die Stellung einer vertriebenen Dynaſtie, die zurückkehrt, iſt immer und unter allen Bedingungen ſo ſchwierig, daß es ſelbſt bei einer glücklichen Begabung beinahe unmöglich iſt die Aufgabe zu löſen, die in ſolchem Fall vorliegt. Man hat Pflichten der Dankbarkeit gegen die Gefährten im Exil — gegen die Partei, die treu geblieben iſt. —

Der Kronprinz ergänzt: — Und die Anſprüche dieſer Partei verderben dann Alles! —

Ich: Gewiß! — Es mag paradox klingen — aber ich habe es mit voller Ueberzeugung ſchon oft geſagt und kann es nur wiederholen: Heinrich V. hätte ganz gute Chancen auf den Thron ſeiner Väter zurückzukehren —: wenn er nicht unglücklicherweiſe eine Partei hätte! — Die Partei, die ſich mit ſo großem Geräuſch als ſein unvermeidlicher Anhang ankündigt, verdirbt Alles und macht ſeine Rückkehr unmöglich; denn ſie iſt verhaßt, ſie iſt es, die man nicht haben will in Frankreich.

Der Kronprinz fragt, was denn wohl der Graf von Paris für Ausſichten habe?

Ich: Sehr viel beſſere als Heinrich V. — ja von Allen die beſten, eben weil er keine Partei hat, und ſich auf die Nation im Ganzen verlaſſen muß. — Napoleon ſcheint mir auf eine abſchüſſige Bahn gekommen zu ſein, die nicht zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft führt — namentlich thut ihm der Schutz, den er dem Papſt und den clericalen Intereſſen angedeihen läßt, ohne Frage in Frankreich den allergrößten Schaden. — Und jetzt gerade, wo ſeine Stellung zweifelhaft wird, möchte ſich Herr v. Bismarck ihm anſchließen! — Ich weiß

Digitized by Google

Manches von Frankreich; denn ich habe dort in den Salons der Legitimisten gelebt — ich habe mit Offizieren der Armee und der Flotte verkehrt — habe mich mit den Professoren zweier Universitäten bekannt gemacht und Gebirgsreisen in der Provence gemacht, wo ich in dem Fall war in Wirthshäusern kleiner Städte oder Dörfer zu übernachten und mit dem Bauer zusammen an seinem Heerd zu frühstücken, — ich glaube, daß dieses geträumte Bündniß mit Frankreich unthunlich ist.

Der Kronprinz spricht auch von der Unthunlichkeit eines solchen Bündnisses, das umsonst nicht zu haben wäre, in dem man der Betrogene wäre — und dann „Adieu linkes Rheinufer!"

Ich: Gewiß; und nicht nur das linke Rheinufer, sondern auch Preußens Stellung und die ganze Zukunft könnte auf diese Weise verloren gehen. — Ich erzähle bei dieser Gelegenheit mein Gespräch mit der Großfürstin Helene, als sie vor einigen Jahren nach Deutschland gesendet war, um für ein russisch-preußisch-österreichisches Bündniß Propaganda zu machen — und auch mich für diese Idee zu gewinnen suchte.

Ein solches Bündniß mit Rußland und Frankreich, wie es Bismarck wenigstens sonst geträumt hat, scheint mir so wenig wie dem Prinzen an der Zeit. *England, Preußen und Italien* —: das ist die Combination, die jetzt durch die Umstände geboten wäre.

Der Kronprinz ist damit sehr lebhaft einverstanden, zweifelt aber, daß die Einheit Italiens durchzuführen sein wird. — Alles Andere wird sich geben, Florenz und Mailand sind blühend wie noch nie — man bemerkt da gar keine Lücke, *vermißt selbst in Florenz die regierende Familie durchaus nicht* —: *aber Neapel wird nicht zu überwältigen sein!* Die Briganten sind freilich keine Legitimisten, sondern ganz einfach Räuber, denen es sehr bequem ist, ihr altes Handwerk unter neuer Fahne fortzusetzen — und die sich vermehrt haben und frecher geworden sind —: sonst aber hängt Alles in Neapel an der eigenen Hauptstadt und den besonderen particularistischen Interessen.

Die Bourbonen können freilich nicht nach Neapel zurückkehren

Digitized by Google

— wer dort Herr wird, das wird von Unternehmungsgeist und Glück abhängen.

Ich: Was mich betrifft, ich habe nie geglaubt, daß die Sache in Neapel sich so leicht machen werde als ziemlich allgemein angenommen wurde; die Hauptschwierigkeit liegt eben darin, daß das Volk in einem so unglücklichen Grade verkommen ist. Es giebt in Neapel nur sehr wenige, ganz vereinzelte Individuen, die für ein großartiges National-Dasein, überhaupt für die höheren, idealen Güter des Lebens Sinn und Verständniß haben — die gesammte Bevölkerung im Ganzen ist vollkommen unfähig, davon etwas zu begreifen — das neue Wesen bietet also den Leuten eigentlich Nichts — und stört sie in dem Unfug, in dem sie ihren Vortheil gefunden haben. — Dann kommt noch hinzu, daß die neue Regierung, wenn sie irgend eine erträgliche Ordnung in Neapel einführen will, wenn sie ehrliche Beamte dort haben will, Fremde aus dem nördlichen Italien dort verwenden muß — denn im Lande selbst findet sie keine brauchbaren Subjecte. Diese werden dann aber als Fremde das ganze System als Fremdherrschaft leicht verhaßt machen.

Viel leichter wird die Sache in Sicilien gehen, denn Sicilien ist gewöhnt aus der Ferne her regiert zu werden und von einem größeren Reich abzuhängen — und sie werden sich jede Abhängigkeit lieber gefallen lassen, als die von Neapel, denn der Haß und die Verachtung, mit der die Sicilianer auf den Neapolitaner herabsehen, übersteigen jede Vorstellung. —

Wir kommen am Ende auf die innere Lage Preußens zurück.

Ich: Es hat sehr Viel dazu gehört, die Lage, die vor drei Jahren eine beneidenswerthe war, so gründlich zu verderben. Auch das liberale Ministerium hat große Fehler begangen.

Kronprinz: Unterlassungs-Fehler!

Ich: Die Hauptschuld trägt immer die liberale Partei in der Kammer: hätte die nur die Militär-Reform angenommen, so ständen wir anders! u. s. w. — Jetzt hat man es nicht blos mit der Fortschritts-Partei zu thun — sondern noch in viel höherem Grade mit den Umtrieben der Kreuzzeitungs-Partei, die höchst bedenklich sind — nicht blos wegen des Widerstandes und der Erbitterung, die sie

Digitized by Google

im Lande hervorrufen, sondern auch an sich. Jetzt arbeitet die Partei daran, die Armee zu corrumpiren.

Kronprinz: So ist es leider! — Und der Geist der Armee, des Offizier-Corps ist schon theilweise ein sehr verdorbener; — aber ich hoffe, daß das nur Berliner und Potsdamer Geist ist — und daß es bei den anderen Armee-Corps in den Provinzen nicht so schlimm steht.

Ich: Jetzt wird der conservative Volksverein dazu benutzt, um in der Armee für die Kreuzzeitungs-Partei zu werben und zu wühlen.

Kronprinz: Ich weiß gar nichts von dem Dasein dieses Vereins. — Ich sage ihm, wie es damit steht, daß Blanckenburg, Gerlach, Wagener-Dammerwitz und Below-Hohendorf an der Spitze stehen, daß der Letztere zugleich der geheime Bischof der Gichtelianer*) ist.

Der Kronprinz weiß nichts von dem Dasein dieser Secte und ihrem Wesen.

Ich sage ihm, welches die abenteuerliche Tendenz dieser Secte ist.

Kronprinz: Ich falle aus den Wolken!

Ich erzähle nun aus Etzels Brief — ohne diesen zu nennen oder irgend zu compromittiren natürlich — wie in der Armee zum Beitritt in diesen conservativen Volks-Verein geworben wird — und spreche mich über den Frevel aus, die Armee in das politische Partei- und Vereins-Wesen hineinzuziehen — da Militärs im activen Dienst, wenn Ordnung und Disciplin aufrecht erhalten werden sollen, nach meiner Meinung nicht einmal an den Wahlen Antheil nehmen dürfen — denn schon das untergräbt die Disciplin.

Der Kronprinz hört sehr ernst zu und kommt darauf zurück, daß das hauptsächlich bei dem Garde-Corps in Berlin und Potsdam sein möge.

Ich: Meine Nachrichten sind aus dem rheinischen Armee-Corps und es wird in den anderen Armee-Corps gewiß nicht anders sein.

Der Kronprinz ist sichtlich sehr erschreckt.

Ich: In der Armee wendet sich der conservative Volks-Verein

*) Joh. Georg Gichtel, Anhänger Jacob Böhme's, Gegner der Ehe, stiftet im 17. Jahrh. die Secte der „Engelsbrüder" († 1710).

zunächst an diejenigen Offiziere, die als Abonnenten der Kreuzzeitung bekannt sind — oder überlaut „gute Gesinnungen" zur Schau stellen — die nicht Aufgeforderten sind dadurch von Hause aus gewissermaßen gebrandmarkt — es entstehen Spaltungen im Offizier-Corps. — Wenn ich über alles Das einen großen Lärm hervorrufen wollte, das wäre ein sehr Leichtes! Ich brauchte nur meine Notizen einem meiner Freunde im Hause der Abgeordneten mitzutheilen. — Das werde ich aber nicht thun, denn es ist ohnehin nur zuviel böses Blut und Feindseligkeit von allen Seiten im Gange; ich werde nicht unnützer Weise Oel in das Feuer gießen. — Es käme darauf an den König von diesem verwerflichen Treiben in Kenntniß zu setzen.

Selbst höhere Offiziere treten gegen ihre Ueberzeugung dem Vereine bei, weil sie sich vor ihren hiesigen „Freunden", General Manteuffel und Genossen fürchten.

Kronprinz: Wenn die Sache von Manteuffel ausgeht, dann ist Nichts zu machen! — Erzählt mir, in welcher auffälligen Weise der König in neuester Zeit den General Manteuffel auszeichnet und mit Ehren überhäuft. Er hat ihn nicht allein sehr bald nach seiner Verurtheilung zu Festungshaft — wegen des Zweikampfes mit Twesten — begnadigt, — sondern auch zugleich wieder in seine amtliche Stellung bei der Person des Königs einrücken lassen, „was man doch sonst nicht thut mit Jemandem, der so gegen die Gesetze gehandelt hat." — Dann hat er ihn dreimal in Einem Jahr mit Orden und dergleichen bedacht.

So — faßt der Kronprinz das Ganze zusammen — sucht sich die reactionäre Partei auf alle Weise der Armee zu bemächtigen — „und mir droht man dann mit dem Geist der Armee — mir sagt man: nimm dich in Acht, das will die Armee nicht haben! — mir sagt man, daß ich mich dieser vox Dei, der Stimme der Armee fügen muß, denn die Armee sei die eigentliche Stütze des Throns!"

Ich sage: So schlimm die Sachen in der That auch stehen, wollen wir doch die Lage im Allgemeinen nicht schwärzer sehen, als sie wirklich ist —: das Königthum und die Dynastie Hohenzollern haben glücklicherweise in Preußen so tiefe Wurzeln geschlagen, daß

Digitized by Google

selbst dieses unselige Wesen eine Zeit lang dauern kann, ohne den gesellschaftlichen Bau wesentlich zu erschüttern.

Der Kronprinz will wissen, was ich glaube, wie lange diese Periode der Reaction wohl dauern darf, ohne Gefahr, daß darüber Alles zu Grunde geht.

Ich: All zu lange freilich auch wieder nicht; aber doch zur Noth ein paar Jahre.

Zum Abschied kommt der Prinz wieder auf meine Reise. — Besonderes hat er mir nicht aufzutragen — schreiben will er dem König Leopold nicht; es sei schwer, Alles, was zu sagen wäre, in einem Brief zusammenzufassen „und die Posten sind nicht zuverlässig." — Er ermächtigt mich aber „seinem Onkel" (dem König der Belgier) den Inhalt unseres Gesprächs mitzutheilen.

31. December. Max Duncker bei mir. — Ich äußere: wenn Bismarcks Auftreten in der Delegirten-Angelegenheit eine ernste Verwickelung in Deutschland herbeiführen sollte, so kann das gefährlich werden; es führt zum Rücktritt des Ministeriums — oder zu einer neuen Reise nach Olmütz. —

Max Duncker: Bismarck tritt nicht zurück.

Ich: Nun, dann bleibt nichts als die Reise nach Olmütz. Denn dieses Ministerium bekommt die Mittel nicht, Krieg zu führen; ihm wird keine Anleihe bewilligt.

Max Duncker: Sie fangen ohne Mittel an und denken, wenn der Krieg erst im Gange ist, wird das Geld dazu schon bewilligt werden müssen. Uebrigens wird es dazu nicht kommen. Bismarck wird sogar in der Delegirten-Angelegenheit eine Art von Scheinerfolg haben; die Würzburger weichen zurück und lassen die Sache fallen. Es scheint wirklich, daß ihnen das Einziehen der Reserve-Mannschaften in den Bundesfestungen imponirt hat. —

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE

RETURN TO the circulation desk of any University of California Library

or to the

NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
University of California
Richmond Field Station, Bldg. 400
1301 South 46th Street
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
To renew or recharge your library materials, you may contact NRLF 4 days prior to due date at (510) 642-6233

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 1 1 2008

DD20 12M 7-07

Digitized by Google

DD205
B5A3
Bernhardi
170216 v.4

Digitized by Google